Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XIII. Heft 1.

Buddhismus
und
Christentum.

Von

G. Voigt,
Königlichem Erstem Seminarlehrer in Posen.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1887.

Vorbemerkung.

Für die thatsächlichen Angaben hinsichtlich des Buddhismus verweise ich auf „Buddha. Sein Leben, Seine Lehre, Seine Gemeinde", von Oldenberg. Insbesondere sind die Citate dem genannten Werk entnommen, in einigen Fällen gekürzt, soweit es ohne Einfluß auf den Sinn war.

Zwischen den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung und zwischen derjenigen Entwicklung, welche das geistige Leben seit dem vorigen Jahrhundert eingeschlagen hat, in deren Fluß wir uns befinden und deren letzte Ziele sich dem Auge des Betrachters nur in fernen und unbestimmten Umrissen enthüllen, besteht eine unverkennbare Ähnlichkeit. Dieselbe bezieht sich ebenso sehr auf die allgemeine Richtung der Entwicklung, wie auf die einzelnen Erscheinungen, die jener ihren Ursprung danken. In keiner Hinsicht dürfte indessen diese Ähnlichkeit deutlicher hervortreten, als auf dem Gebiete des religiösen Lebens. Allerdings besteht von vornherein für die christliche Betrachtungsweise der wesentliche Unterschied, daß dieselbe sich bewußt ist, in der geschichtlichen Erscheinung Jesu Christi die letzte und höchste Wahrheit zu besitzen, ein Bewußtsein, dem in dem Anschauungskreise der Antike kein entsprechendes entgegensteht. Besteht demnach zwischen beiden religionsgeschichtlichen Perioden insoweit keinerlei Berührung, so lassen andererseits diejenigen Auffassungen des Christentums, welche von jenem grundlegenden Bewußtsein nicht getragen sind, oder welche demselben wenigstens eine nur bedingte Geltung zugestehen, eine deutliche Verwandtschaft mit den religiösen Richtungen jener früheren Periode nicht verkennen.

Indem ich davon absehe, dieses Urteil im einzelnen zu begründen, hebe ich nur einen Zug hervor, die Neigung nämlich zu einer eklektischen Religionsvermischung, welche jener längst vergangenen Periode eigentümlich war, und welche in mannigfachen Erscheinungen innerhalb der Gegenwart sich in gleicher Weise wiederholt. Es ist hier nicht meine Aufgabe, das Moment der Wahrheit herauszuheben, das, wenn auch noch so einseitig, diesen

Bestrebungen zu Grunde liegt, noch den Irrtum aufzudecken, mit dem sie sich verknüpfen, und von dem das zu Grunde liegende Moment der Wahrheit fast verhüllt wird. Vielmehr weise ich ausschließlich zur Bestätigung des Gesagten darauf hin, daß jene eklektischen Versuche sich insbesondere des Buddhismus für ihren Zweck bemächtigt haben.

Diese Versuche kamen zunächst auf dem Gebiete der Philosophie zur Geltung. Hier war es eine pantheistische Betrachtungsweise, welche naturgemäß darauf geführt wurde, ihre innere Übereinstimmung mit jenen entlegenen Gedankenreihen herauszukehren. Wie sehr aber diese Richtung einem allgemeineren Zuge unserer Zeit entspricht, beweist die Thatsache, daß dasjenige System, welches man in gewissem Sinne als die Philosophie der Gegenwart bezeichnen darf, jene Anlehnung an den Buddhismus am entschiedensten zum Ausdruck bringt.

Auch ist diese Neigung, Elemente des Buddhismus zu entlehnen, keineswegs auf das bezeichnete Gebiet beschränkt geblieben. Selbst innerhalb der Theologie hat es nicht an dem Bestreben gefehlt, unter Festhaltung des theistischen Gottesbegriffs, einer Verknüpfung des Christentums mit Elementen des Buddhismus das Wort zu reden. Diese eigentümliche Erscheinung findet ihre ausreichende Erklärung in der für sie grundlegenden Voraussetzung, daß die religiösen Erscheinungen eine ausschließlich immanente Geltung haben, und daß auch das Christentum dieser Reihe einfach einzuordnen ist.

Dem gegenüber hält der christliche Glaube daran fest, daß er die Wurzeln seiner selbst nicht in den Grenzen rein geschichtlicher Entwicklung, sondern in dem Boden einer höheren Welt zu suchen habe. Um so dringender erwächst ihm freilich dann die Aufgabe, die Wahrheit der bezeichneten Voraussetzung an den Thatsachen selbst immer wieder zu erproben.

Wie sich das Bestreben, eine Synthese zwischen dem Buddhismus und dem Christentum herbeizuführen, im einzelnen vermitteln möge, immer bleibt die innere Berechtigung desselben an die Voraussetzung gebunden, daß Buddhismus und Christentum in dem Verhältnis wechselseitiger Ergänzung stehen. Soll daher jenes Streben wahrhaft überwunden werden, so ergiebt sich als die nächste Pflicht die Nötigung, durch eine Vergleichung beider Religionen ihr gegenseitiges Verhältnis an das Licht zu stellen.

Welches aber wird der allgemeine Standpunkt sein, von welchem aus diese vergleichende Darstellung sich zu vollziehen hat?

Es giebt eine Auffassung des Christentums, welche dasselbe ausschließlich nach seiner übernatürlichen Seite ins Auge faßt, und darum außer stande ist, das Verwandtschaftsverhältnis zu würdigen, in welchem sich dasselbe zu der natürlichen Entwicklung des menschlichen Geschlechtes befindet. Was an dieser Auffassung berechtigt ist, läßt sich ohne Schwierigkeit erkennen. Folgen wir doch nur der Selbstbeurteilung des Christentums, wenn wir es ablehnen, dasselbe als ein einfaches Ergebnis natürlicher Entwicklung zu betrachten. Aber auf der andern Seite steht es völlig fest, daß auch die letztere an keinem Punkte als eine schlechthin von Gott verlassene zu denken ist. Denn in Ihm leben, weben und sind wir, und wir sind göttlichen Geschlechts.

Suchen wir diesen allgemeinen Gedanken auf eine besondere Frage anzuwenden. Wir sahen, daß das Christentum in der einen Hinsicht die natürliche Entwicklung überschreitet, in der andern aber ihr verwandt ist. Was folgt daraus für das Verhältnis des Christentums zu den außerchristlichen Religionen, was insbesondere folgt für die Beurteilung der letzteren selbst? —

Auf beide Fragen finden wir eine völlig klare und entscheidende Antwort bei dem Apostel Paulus. Als derselbe den Athenern das Evangelium verkündigte, begann er seine Predigt mit folgender Erklärung: Ich bin hindurchgegangen und habe gesehen eure Gottesdienste und fand einen Altar, auf dem geschrieben war: dem unbekannten Gott. Nun verkündige ich euch denselben, dem ihr unwissend Gottesdienst thut. —

Diese Worte bedürfen keiner weiteren Deutung. Sie enthalten einfach die doppelte Erklärung: Zunächst, daß das Christentum den lebendigen Gott enthülle und verkündige, dem die außerchristlichen Religionen unwissend zu dienen suchen, und sodann, mit der ersten auf das innigste verknüpft, die zweite, daß die außerchristlichen Religionen nach ihrem tiefsten, innersten Gehalt auf den unbekannten Gott gerichtet sind.

Wir haben damit den Maßstab für die Beurteilung der außerchristlichen Religionen selbst gewonnen. Wir treten an sie heran mit der Erwartung, in ihnen keineswegs die irrtumslose Wahrheit und das offenbar gewordene Heil zu finden. Denn wir wissen, daß alles Sehnen des Menschenherzens nicht imstande

ist, jene eherne Schranke aus eigenem Vermögen zu durchbrechen, welche ihm durch eigene Schuld gezogen ist. Aber trotz jener sicheren Erwartung treten wir an sie heran mit der völligen Gewißheit, in ihnen Ahnungen des Heils und Spuren der Wahrheit zu entdecken.

Auch brauchen wir keineswegs zu fürchten, daß eine Beurteilung der außerchristlichen Religionen, nach diesem Maßstabe vollzogen, ein nur theoretisches Interesse biete. Die Stimme der sehnsuchtsvollen Ahnung, die uns aus jenen entgegentönt, ist die Stimme unseres eigenen Herzens, soweit es noch vom ringenden Zweifel umfangen und in sehnendem Suchen begriffen ist. Ja, wir fühlen hier den Herzschlag unserer eigenen Brust. Darum nur der sehnsuchtslose Mensch könnte diesem Sehnen kalt entgegentreten. Ist es doch unser eigen Bild, das wir in diesem Spiegel vor uns sehen.

Und was sagt uns dieses Bild? Daß das tiefste Sehnen unseres Herzens ewig ungestillt bleibt, so lange wir uns auf uns selbst zu stellen suchen. Denn über jenen außerchristlichen Religionen steht die Umschrift, die eine Tragödie ohnegleichen in sich schließt: Dem unbekannten Gott. Aber eben deshalb steht daneben eine zweite: Komm und sieh. Komm zu der Quelle der lebendigen Wahrheit, und dort sieh deines Strebens Ziel und deines Sehnens Frieden. —

Von dieser Auffassung geleitet, versuche ich in eine Vergleichung des Christentums und des Buddhismus einzutreten. Dabei findet meine Aufgabe ihre gebotene Begrenzung dahin, daß ich die beiden Weltanschauungen weder nach ihrem gesamten Umfang noch nach ihrer geschichtlichen Entwicklung darzulegen suche. Vielmehr lasse ich die letztere völlig unberührt; in Hinsicht auf das erste aber will ich mich damit begnügen, die entscheidenden Grundgedanken herauszuheben und miteinander zu vergleichen. Wenn ich dabei, was den Buddhismus angeht, meine Darlegungen an das Leben Buddhas so viel als möglich anzulehnen suche, so bemerke ich ausdrücklich, daß ich für die geschichtliche Treue auch nur eines dieser Züge keine Bürgschaft übernehme. Eine solche ist für meinen Zweck auch völlig überflüssig, da diese Züge im weiteren Sinne als unbedingt geschichtlich zu erachten sind, sofern sie nämlich die Weltanschauung des ursprünglichen Buddhismus zweifellos zum Ausdruck bringen. Nur in diesem letzteren Sinne gedenke ich die Überlieferung zu

verwerten, wobei ich vielleicht hoffen darf, daß es mir auf diesem Wege am leichtesten gelingen wird, die Gedankenentwicklung ihres vorwiegend abstrakten Charakters zu entkleiden.

Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß das Christentum von vornherein mit dem Bewußtsein und dem Anspruch aufgetreten ist, für die Welt nach ihrem ganzen Umfange bestimmt zu sein.

Als Jesus, nur von wenigen Jüngern umgeben, an dem galiläischen Meere die Zukunft seines Reiches deutete, da hat er es dem Senfkorn verglichen, das zu einem Baume wird, unter dessen Zweigen die Völker der Erde Bergung suchen. Wunderbarer und geheimnisvoller, aber dafür nicht der rein geschichtlichen Betrachtung, sondern nur dem Glauben zugänglich, wie ein Ruf aus einer unsichtbaren, höheren Welt, klingt das Wort des Auferstandenen: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt. Aber menschlich näher und doch die weltumfassende Bestimmung seines Reiches fest verbürgend, weist jenes Gleichniswort am galiläischen See die Völkerwelt der Erde dem Umkreis seines Reiches zu.

Dieselbe weltumfassende Bestimmung bezeugen die Apostel. Wir hören Petrus: Es ist in keinem andern Heil und kein anderer Name den Menschen gegeben. Und wenn Paulus sich als einen Schuldner der Juden und der Griechen fühlt, so bezeichnet er uns selbst den Grund, auf welchem jene weltumfassende Verpflichtung ruht. Es ist der Name dessen, der über alle Namen ist, in dessen Namen sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind. Ein Greis, dem Tode nah, und doch erfüllt von dem Bewußtsein ewiger Jugend für die große Sache seines Herrn, faßt Johannes das Ergebnis seines Lebens in den Siegesruf zusammen: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Und der gotterfüllte Seher, den Kreis irdischer Entwicklung mit ahnungsvollem Auge überschreitend und in die Zukunft ewiger Vollendung schauend, sieht eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Zeiten, Völkern und Sprachen. — So bezeugt sich überall von vornherein das Christentum als Weltreligion. Wie verhält sich dazu der Buddhismus?

Als Buddha den fünf Mönchen, denen er zu Benares im Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit das Heil verkündet hat, auf ihr Verlangen die Weihe erteilte: „Kommt herzu, ihr Mönche; wohl verkündigt ist die Lehre“, in dem Augenblicke schlug die Geburts-

stunde seiner Kirche. Dann entließ er die gewonnenen Glieder der Gemeinde: „Zieht aus, ihr Jünger, zum Heil für viel Volk, aus Erbarmen für die Welt, zur Freude für Götter und Menschen.“ Liegt also in der buddhistischen Gemeinde, so klein ihr Ursprung war, von Anfang an das Bewußtsein weltumfassender Bestimmung? — Buddha hat unter dem heiligen Baume der Erkenntnis, wie jener Feigenbaum seit dieser Stunde genannt wird, den Weg zur Seligkeit gefunden. Wird er das gewonnene Heil selbstsüchtig in sich verschließen? Wird er geneigt sein, es den Brüdern in einem mühevollen Leben zu verkünden? Oder wird er den Tod wählen, um durch ihn auf dem schnellsten Wege zu dem ersehnten Ziele zu gelangen? Da naht sich der Versucher: „Geh jetzt in das Nirwana ein, Erhabener.“ Doch er entgegnet ihm: „Ich werde nicht in das Nirwana eingehen, du Böser, so lange nicht das Heil wohl verkündet ist unter allen Menschen.“ —

So sehr liegt also die weltumfassende Heilsverkündigung in dem Wesen des Buddhismus, daß der Gedanke, das gewonnene Heil zurückzuhalten, als der Ausfluß einer dämonischen Versuchung beurteilt wird. Dies Urteil findet seine positive Ergänzung und Begründung. Von neuem naht sich die Versuchung, diesmal nicht von außen, sondern aus der Tiefe der eigenen Brust geboren. Die Fesseln kalter und berechnender Selbstsucht hat Buddha schnell und entschlossen zerrissen: lebt doch auch in ihm die große Gotteskraft der Liebe, welche nicht das Ihre sucht. Doch die Versuchung wird um so gefährlicher, je vorsichtiger sie ihre wirkliche Natur zu verschleiern weiß. Wird die stumpfe Welt für das Heil empfänglich sein? Wird er nicht fruchtlos sich mühen, sie aus ihrem Tode zu erwecken? Darum „wozu der Welt offenbaren, was ich in schwerem Kampfe errang?“ Das war die Stunde der Entscheidung. Da verläßt der höchste Brahma seinen Himmel und ruft dem ringenden Zweifler zu: Es sind Seelen, die sind rein von dem Staube des Irdischen, aber wenn sie die Predigt der Lehre nicht hören, gehen sie zu Grunde. Darum „wohlauf, wohlauf, streitbarer Held, an Siegen reich, zieh durch die Welt, sündloser Wegeskundiger.“ Da ist es Licht geworden in der Nacht des Zweifels. Buddha hat seine Weltmission erkannt: „Geöffnet sei allen das Thor der Ewigkeit; wer Ohren hat, höre das Wort und glaube.“ —

Demnach erscheint dem Buddhismus seine weltumfassende Bestimmung als ein göttliches Gebot. Gewiß für die Beurteilung dieser

Religion eine Thatsache von entscheidender Bedeutung! Ich will das Gewicht derselben nicht noch zu vergrößern suchen durch den Hinweis darauf, daß der gewaltige Gedanke einer Weltreligion hier zum ersten Male geschichtlich wirksam geworden ist. Ich will auch das nicht in Betracht ziehen, daß der Buddhismus bis heute die verbreitetste Religion thatsächlich ist. Denn ich meine, jene Thatsache ist für sich betrachtet, unabhängig von diesen Erwägungen, bedeutungsvoll genug. —

Wie urteilen wir über das wechselvolle Spiel geschichtlicher Erscheinungen und insbesondere über den Entwicklungsgang des geistigen Lebens? Sehen wir in dem allen nichts als Zufall und Willkür? Oder erkennen wir hier bei aller Freiheit im einzelnen das Walten einer inneren Notwendigkeit im ganzen? Ich bekenne mich zu der letzteren Betrachtungsweise, und eben deshalb erscheint mir das Bewußtsein einer weltumfassenden Bestimmung, wie es dem Buddhismus inne wohnt, so tief bedeutungsvoll. Dies Bewußtsein begründet mir die Überzeugung, daß, was der Buddhismus auch zu sagen hat, dies nicht der Laune eines Rasenden oder dem Wahnsinn eines Schwärmers seinen Ursprung dankt, daß dies vielmehr geboren ist aus der Tiefe des Menschengeistes, der Ausdruck gewiß nicht aller Seiten, aber doch bestimmter Seiten seines Wesens und darum wesentliche Züge des zugleich trotzigen und verzagten Menschenherzens an sich tragend! So suche ich in dem Buddhismus eine Beichte des Menschengeistes von dem Wert und dem Ziele seines Strebens. Was aber ist der Inhalt dieser Beichte? — Ehe wir auf diese Frage die Antwort suchen, kehren wir noch einmal zu unserm Ausgangspunkte zurück. —

Offenbar sind die Schranken der Nation nicht die einzigen, welche eine weltumfassende Religion zu überwinden hat. Vielmehr sind andere Unterschiede für den einzelnen, also für das wirkliche Leben um vieles bedeutungsvoller, die teils durch die Natur, teils durch die gesellschaftliche Entwicklung gesetzt sind. Eine weltumfassende Religion muß folgerichtig auch die Unterschiede des Geschlechtes, des Standes und der Bildung überwinden. Wie steht zu dieser Forderung das Christentum und wie der Buddhismus? —

Es ist ein bemerkenswerter und ergreifender Zug, daß sich unter dem Kreuz des Herrn neben einem Jünger eine Anzahl frommer Frauen findet. Und doch zeigt sich hier nur in einem besonderen Falle, was die geschichtliche Entwicklung des Christen-

tums für alle Zeiten bestätigt, und was daher in dem Wesen desselben begründet ist. Eins ist not: Maria aus Bethanien hat es erwählt. Deine Sünden sind dir vergeben: Maria Magdalena hat es erfahren. Dein Glaube ist groß; dir geschehe, wie du geglaubt hast: das cananäische Weib, eine Erstlingsgabe aus der Heidenwelt, hat es erlebt. In der That, für die Anschauung des Christentums besteht kein Unterschied zwischen Mann und Weib, wo es sich um das letzte und höchste Ziel des Menschen handelt. — Eben deshalb hat auch das Christentum die Macht gehabt, die weibliche Natur nach ihren tiefsten Seiten zu entwickeln. Maria aus Bethanien, die zu des Herrn Füßen saß, um seinem Wort zu lauschen, ein Bild tiefster Innerlichkeit; Maria Magdalena, die einsam an dem Grabe weilt, in das sie ihren Herrn gebettet haben, ein Bild treuster und ergreifender Sehnsucht; Martha und Lydia voll liebevoller und fürsorgender Geschäftigkeit; Tabea und Phöbe erfüllt von dem Geiste selbstverleugnender Liebe; aus der späteren Zeit neben vielen anderen eine Monika, getragen von der Kraft glaubensstarken Gebetes, das die Gewißheit seiner Erhörung in sich hat. Und neben einem Augustinus, dem Sohne ihrer Thränen, unzählige andere, welche es bezeugen könnten, daß in den Versuchungen des Lebens, in den Zweifeln, mit welchen der Mann ringen darf und ringen soll, es das Bild einer frommen Mutter gewesen ist, das sie segnend und bewahrend von dem Weg des Irrtums auf den rechten Weg zurückgeführt hat. Ja, erst das Christentum hat den Reichtum und die Tiefe der weiblichen Natur entfaltet: und wenn Goethe das Ideal der Weiblichkeit an einer Griechin darstellt, so hat er dies thatsächlich als etwas anerkannt, das der geschichtlichen Wahrheit nicht entspricht, indem er ihr die Gesinnung einer Christin geliehen hat. —

So ist es wahr und wird durch die Erfahrung auf das entschiedenste bestätigt, daß das Christentum den Unterschied des Geschlechtes überwunden und das Weib zur vollen Teilnahme an dem höchsten Heil berufen hat. —

Nicht minder betrachtet das Christentum die Unterschiede des Standes in religiöser Hinsicht als völlig gleichgültig. Den einfachsten Lebenskreisen entstammten die Apostel. Paulus war zwar ein Schriftgelehrter; doch der Mann, dem selbst eine bloß geschichtliche Betrachtung es bezeugen muß, daß er für die Entwicklung des menschlichen Geschlechtes mehr gewirkt hat, als irgend ein

anderer Mensch, hat es nicht verschmäht, als wandernder Handwerksgesell Asien und Europa zu durchziehen, weshalb ihn die Philosophen in Athen einen Vagabonden nannten. Derselbe Paulus fordert die korinthischen Gläubigen auf, ihre äußere Lebensstellung zu prüfen. Sie würden finden, daß nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edele berufen seien. Noch im zweiten Jahrhundert machte der heidnische Philosoph Celsus es dem Christentum zum Vorwurf, daß es vorwiegend geringe und verachtete Leute zu seinen Bekennern zähle. — Zeigt dies alles nicht auf das deutlichste, daß für die religiöse Schätzung des Christentums die Standesunterschiede ohne jede Geltung sind, daß die Gleichheit der Menschen in dieser zuletzt allein entscheidenden Beziehung anerkannt wird, und daß deshalb in einer wahrhaft christlichen Gemeinschaft die sociale Frage grundsätzlich gelöst ist, weil sie überhaupt nicht aufgeworfen werden kann? —

Was endlich den Unterschied der Bildung angeht, so hängt derselbe mit dem zuletzt betrachteten zusammen und fällt daher schon deshalb unter gleiches Urteil, ein Urteil, das die mannigfachste und entschiedenste Bestätigung findet. Wenn Jesus die Kinder zu sich ruft und ausdrücklich bezeugt, daß solcher das Reich Gottes sei, wenn er den Vater und Herrn des Himmels und der Erde preist, daß er das Geheimnis des Gottesreiches den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen geoffenbaret habe, wenn Paulus erklärt, daß er nicht mit hohen Worten menschlicher Weisheit den Korinthern das Evangelium verkündigt habe, wenn derselbe Apostel das Evangelium als eine Thorheit für die Weisheit suchenden und wissensstolzen Hellenen bezeichnet, wenn endlich überall der einfältige und kindliche Glaube als das einzige und unumgängliche Mittel betrachtet wird, durch welches wir das dargebotene Heil uns aneignen, so machen diese Aussprüche es zweifellos gewiß, daß das Christentum seine Thore den Ungebildeten und den Gebildeten ohne jeden Unterschied erschließt. —

Ziehen wir aus dem Gesagten das Ergebnis, so zeigt sich das Bewußtsein weltumfassender Bestimmung innerhalb der christlichen Religion im vollsten Einklang mit der Stellung, die dieselbe nicht nur zu den Unterschieden der Nation, sondern ebenso bestimmt zu denjenigen des Geschlechts, des Standes und der Bildung einnimmt. Es bestätigt sich denn auch in dieser Hinsicht, wofür eine tiefer gehende Betrachtung die vielseitigsten Belege findet, daß das

Christentum alle wahrhaft ursprünglichen, edlen und großen Züge der menschlichen Natur nicht nur zur Vollendung führt, sondern auf das tiefste und entscheidendste begründet. Zu diesen Zügen rechne ich die Ahnung einer wesentlichen Einheit und Gemeinschaft aller Menschen, eine Ahnung, welche durch die weltumfassende Bestimmung der christlichen Religion zur vollen und wohl begründeten Gewißheit erhoben worden ist. —

Der Buddhismus nimmt in dieser Hinsicht eine andere Stellung ein. Zwar fehlt es ihm, was zunächst den Unterschied des Standes angeht, keineswegs an der tieferen Erkenntnis. Wie die Ströme, wenn sie den großen Ocean erreichen, Namen und Geschlecht verlieren und nur den einen Namen führen: der große Ocean, so verlieren auch die Angehörigen der einzelnen Stände, wenn sie sich der buddhistischen Gemeinde anschließen, Namen und Geschlecht und führen nur den einen Namen: Jünger, die dem Buddha angehören. Und daß dieser Ausspruch Buddhas wenigstens nicht durchaus dem wirklichen Thatbestande widerstreitet, beweist der ergreifende Bericht, der einem Buddha-Jünger in den Mund gelegt wird: Aus niederem Geschlecht bin ich entstammt; ich war arm und dürftig; niedrig war das Werk, das ich that, die verwelkten Blumen wegzuräumen. Da erblickte ich den Buddha, den großen Helden. Da warf ich meine Last ab und trat herzu. Aus Erbarmen gegen mich blieb er stehen, der höchste unter den Menschen. Und es sprach zu mir der gnadenreiche Meister, der Erbarmer über alle Welt: Komm herzu, o Mönch. Durch heilige Glut, durch keuschen Wandel, durch Selbstbezwingung wird man zum Brahmanen. —

Gewiß, aus diesen Worten spricht die Stimme des Herzens, spricht die Stimme dankbarer und begeisterter Erinnerung an den überwältigenden Eindruck, den die Persönlichkeit des Buddha und insbesondere seine herablassende Liebe zu den Niedrigen und Verachteten auf seine Zeitgenossen machte. Aber ebenso gewiß ist nun das andere, daß die thatsächliche Zusammensetzung der Urgemeinde jenem Grundsatz von der gleichmäßigen Berufung aller Menschen ohne Rücksicht auf den Unterschied des Standes nicht entspricht. Kein Glied des niedrigsten Standes erscheint als Angehöriger derselben; nur ganz vereinzelt erfahren wir von solchen, die aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen sind; im großen und ganzen trägt die buddhistische Urgemeinde durchaus ein aristokratisches Gepräge. —

Bleibt also hier die thatsächliche Gestaltung hinter dem reineren Princip zurück, so wird in anderer Hinsicht das Princip durch die thatsächliche Gestaltung berichtigt und überholt. In dem weiblichen Geschlecht sieht Buddha lediglich die Mächte verführerischer Sinnenreize. Auf das dringendste mahnt er seine Jünger, schon den Anblick eines Weibes zu meiden, und wenn dies nicht möglich, sich wenigstens in keinerlei Gespräch mit einem solchen einzulassen. Welche Anschauung dieser Mahnung zu Grunde liegt, ersehen wir aus der Beurteilung, welche die weibliche Natur in einer alten buddhistischen Erzählung findet. — Unergründlich verborgen, wie im Wasser des Fisches Weg, ist das Wesen des Weibes, der vielgewitzten Räuberinnen, bei denen Wahrheit schwer zu finden ist; denn die Lüge ist ihnen wie die Wahrheit und die Wahrheit wie die Lüge. — Daher erscheint es nicht befremdlich, sondern wohlverständlich, wenn die Überlieferung berichtet, daß Buddha erst nach langem Widerstreben den Eintritt der Frauen in die Gemeinde zugestanden habe. Dabei soll er die Voraussicht ausgesprochen haben, daß durch dieses Zugeständnis der Bestand der Gemeinde auf das ernstlichste gefährdet sei, ja daß infolge desselben sich die Lehre der Wahrheit nur für fünf Jahrhunderte behaupten werde, im Gegensatz zu ihrer ursprünglichen Bestimmung, die ihr die Dauer eines Jahrtausend zugewiesen habe. —

Doch wie es sich immer mit der geschichtlichen Treue dieser Überlieferung im einzelnen verhalten möge, im ganzen findet sie eine unzweideutige Bestätigung durch die Thatsache, daß die Frauen innerhalb der buddhistischen Gemeinde eine den Männern durchaus nicht ebenbürtige Stellung einnehmen. Kann man manche der bezüglichen Bestimmungen auf den auch für die christliche Gemeinde geltenden Grundsatz zurückführen: taceat mulier in ecclesia, so gehen doch andere weit über denselben hinaus. Von den auf Buddha selbst zurückgeführten Regeln, denen sich die weiblichen Glieder der Gemeinde unbedingt zu unterwerfen haben, lassen mehrere die gemeindliche Stellung der Frauen als eine durchaus untergeordnete erscheinen. So soll eine Nonne, wenn sie auch seit hundert Jahren ordiniert ist, vor jedem Mönch, wenn er auch eben erst ordiniert ist, die „ehrfurchtsvolle Begrüßung“ vollziehen, vor ihm aufstehen, die gefalteten Hände erheben, ihn nach Gebühr ehren. Weiter ist eine Nonne in keinem Falle berechtigt, gegen die Teilnahme eines Mönches an der regelmäßigen Beichtfeier wegen eines

Vergehens, dessen sie ihn beschuldigen könnte, Einspruch zu erheben, ein Recht, dessen Ausübung den Mönchen im Verhältnis zu einander und im Verhältnis zu den Nonnen offen steht. Endlich sind alle Maßnahmen der Nonnengemeinde in Beziehung auf das religiöse Leben wie auf die Regelung äußerer Angelegenheiten der Entscheidung der Mönchsgemeinde unterworfen. —

Diese Überlieferungen und Bestimmungen lassen es klar genug erkennen, daß nur die religiöse Energie der weiblichen Natur, die sich in Indien ebenso wenig zurückweisen ließ, als in den Gegenden von Tyrus und Sidon, sich die Daseinsberechtigung in der buddhistischen Gemeinde errungen hat. Aber daß es dessen bedurfte, beweist doch auf das deutlichste den tiefen Unterschied, der in dieser Hinsicht zwischen buddhistischer und christlicher Auffassung besteht. Auch läßt sich ohne Schwierigkeit der Grund bezeichnen, weshalb es dem Buddhismus nicht gelingen konnte, in gleicher Weise wie das Christentum den Unterschied des Standes und des Geschlechtes zu überwinden. —

Der Buddhismus hat zunächst mit dem Christentum das gemeinsam, daß er seinen Ausgangspunkt nicht in einem theoretischen, sondern in einem praktischen Interesse hat. Zwar erscheint die Auffassung den Thatsachen widersprechend und unhaltbar, welche die eigentliche Bedeutung des Buddhismus darin sieht, daß derselbe mit Ausschluß alles Übersinnlichen eine allgemein verständliche, durchaus praktisch gerichtete religiöse Weltanschauung habe begründen wollen. Die weitere Betrachtung wird beweisen, daß der Buddhismus metaphysische Voraussetzungen keineswegs als solche, sondern nur insoweit ausgeschlossen hat, als sie nicht mit der Frage nach dem Heil zusammenhängen. Aber immerhin folgt doch aus der hiermit zugegebenen Beschränkung des metaphysischen Interesses, daß der eigentliche Antrieb des Buddhismus ausschließlich in der Frage nach der Heilsbeschaffung zu suchen ist. Auch ist sich Buddha dieses praktischen Ausgangspunktes voll bewußt gewesen: denn er erklärt seinen Jüngern, daß er ihnen vieles nicht verkündigt habe, weil „es keinen Gewinn bringt, weil es nicht den Wandel in Heiligkeit fördert, weil es nicht zum Frieden, zur Erkenntnis, zur Erleuchtung führt.“ In gleichem Sinne warnt er seine Jünger, sich mit spitzfindigen und unfruchtbaren Fragen zu beschäftigen, wie sie eine vorwiegend theoretische Betrachtungsweise aufzuwerfen pflegt, mit Fragen, ob die Welt ewig sei, oder ob sie einen Anfang habe, ob

sie unendlich oder endlich sei, und ähnlichen. Vielmehr sollen die Jünger ihr Nachdenken auf die Fragen richten, welche ein unmittelbar praktisches Interesse bieten. —

Wenn aber damit die Aufgabe des Buddhismus auf die Beantwortung der Fragen, die sich auf das Heil beziehen, beschränkt wird, so vollzieht sich doch thatsächlich die Lösung dieser Aufgabe durch die schwierigsten philosophischen Bestimmungen. Eben deshalb bezeichnet Buddha selbst die eigentümliche Beschaffenheit seiner Verkündigung auf das treffendste, indem er ausdrücklich erklärt: Diese Lehre ist für die Verständigen, nicht für die Thörichten. Zugleich haben wir in dieser Erklärung den entscheidenden Grund, der den Buddhismus hinderte, die Schranken des Standes und des Geschlechtes wahrhaft zu durchbrechen: Derselbe Intellektualismus, der die tiefste und gewaltigste Schöpfung des hellenischen Geistes, die sokratisch-platonische Philosophie, von der christlichen Weltanschauung so bedeutsam unterscheidet, der erst im Christentum in seiner Hohlheit aufgedeckt und für immer überwunden ist, bestimmt auch den buddhistischen Ideenkreis und raubt ihm seine eigentliche Kraft.

Fassen wir nunmehr die bisherige Entwicklung zusammen, so haben wir gesehen, daß der universelle, weltumfassende Trieb beiden Religionen gemeinsam ist, daß derselbe aber nur im Christentum zur vollen Durchführung gelangt, da es demselben gelingt, die trennenden Unterschiede der Nation, des Geschlechts, des Standes und der Bildung in religiöser Hinsicht auszugleichen. Bei dem Buddhismus dagegen wird jener universelle Trieb gehemmt, ja streng genommen aufgehoben durch den begrifflich-philosophischen Charakter seiner Lehrverkündigung, der ihn unmittelbar an die Schranken der Bildung, damit weiter mittelbar an diejenigen des Standes und des Geschlechtes bindet. Ich schließe diese Gedankenreihe ab, indem ich den letzten und entscheidenden Gesichtspunkt hervorhebe.

Das Christentum läßt sich in den verschiedensten Beziehungen als das mittlere und darum als die höhere Einheit zweier einseitiger und entgegengesetzter Auffassungen betrachten. Diese Betrachtungsweise bestätigt sich auch im Zusammenhange mit unserer Frage. Wohl gilt für das christliche Bewußtsein jener Ausspruch des Apostels, der eine neue, ungeahnte Weltanschauung in sich schloß: Hier ist kein Jude noch Grieche; hier ist kein Knecht noch

Freier; hier ist kein Mann noch Weib. Aber auf der andern Seite hat das Christentum eben jene Unterschiede und Verhältnisse, die es in religiöser Hinsicht für gleichgültig erklärt und darum im idealen Sinne überwindet, für die realen Verhältnisse dieses Lebens nicht nur anerkannt, sondern neu und unerschütterlich begründet.

Das Christentum hat zunächst die Unverletzlichkeit der Ehe festgestellt und damit ihre sittliche Würde anerkannt. Wie wenig die spätere Überschätzung des ehelosen Lebens aus dem Boden der christlichen Weltanschauung erwachsen ist, beweist die Thatsache, daß unter anderen Aposteln insbesondere Petrus in der Ehe lebte und die eheliche Gemeinschaft auch für die Zeit seiner apostolischen Wirksamkeit festhielt. Das eheliche Leben nimmt auch der Apostel Paulus als ein zweifelloses Recht für sich in Anspruch, auf das er nur thatsächlich in Rücksicht auf ein höheres Ziel, das er vermöge seines persönlichen Berufs verfolgt, verzichtet; auch hebt er auf das unzweideutigste hervor, daß die Ehe ihre volle sittliche Berechtigung hat, indem er sie in gleicher Weise wie das ehelose Leben als den gottgewollten und sittlich gebotenen Ausdruck einer individuellen Veranlagung betrachtet. Und wenn endlich Jesus im Angesicht des Todes dem Jünger, den er liebt, seine Mutter übergab, so hat damit die Mutterstellung für alle Zeiten eine heilige Weihe empfangen. —

Nicht minder betrachtet das Christentum die sociale Gliederung der Gesellschaft, den Unterschied des Standes und des Besitzes als gültig für den Umfang irdischer Entwicklung. Der entlaufene Sklave Onesimus kehrt nach seiner Bekehrung in die Gewalt seines Herrn zurück, indem er sich zu dieser Rückkehr durch sein christliches Gewissen verpflichtet fühlt. In gleichem Geiste fordert Paulus die korinthischen Christen auf, in ihrer ursprünglichen Lebensstellung auch nach ihrem Eintritt in die christliche Gemeinde zu verharren, wobei er sich mit dieser Mahnung insbesondere auch an die Sklaven wendet. Und wenn die Urgemeinde in Jerusalem den Unterschied des Besitzes durch die Gütergemeinschaft, welche sie begründet, aufzuheben scheint, so geht doch aus den geschichtlichen Zeugnissen selbst hervor, daß diese Einrichtung durchaus der jerusalemitischen Muttergemeinde eigentümlich gewesen ist, und daß es sich hierbei sogar für den Umfang dieser Gemeinde weder um eine schlechthin allgemeine, noch um eine zwangsweise, der freien Entscheidung der einzelnen entzogene Maßregel gehandelt hat. Der Geist der Liebe,

welche die Menschheit durch ein innerliches Band verknüpft, verbunden mit der Erkenntnis, daß alle rein irdischen Werte als bloß relative zu schätzen sind, macht es der christlichen Weltanschauung vielmehr möglich, jene natürlichen Verhältnisse, wie sie durch Stand und Besitz geschaffen werden, für das irdische Leben in ihrer vollen Geltung zu behaupten.

Ganz entsprechend ist die Stellung des Christentums zur Bildung und damit zur menschlichen Kultur überhaupt. Zwar giebt es einzelne Aussprüche der heiligen Schrift, welche in kühnen Paradoxieen und in bewußtem Gegensatz gegen die eitle Überschätzung einer rein menschlichen Weisheit und Erkenntnis die letztere geradezu als ein Hindernis für die Aneignung des Heils bezeichnen. So hat Jesus den Vater gepriesen, daß er das Heil den Weisen und Klugen verborgen habe. So hebt Paulus, namentlich im ersten Brief an die Korinther, den Gegensatz zwischen menschlicher Weisheit und dem Evangelium mit gleicher Schärfe hervor. Indessen schon der Zusammenhang beweist, daß in diesen Aussprüchen eine Verurteilung menschlicher Bildung nur insoweit liegt, als dieselbe mit jener widergöttlichen Gesinnung eitler Selbstüberhebung und anmaßenden Dünkels verbunden ist, womit die Linie nicht überschritten ist, welche bereits in der vorchristlichen Periode der Prometheusmythus erreicht hat. Daß aber keineswegs menschliche Bildung und Kultur als solche verurteilt werde, verbürgt die geschichtliche Entwicklung des Christentums, welches alle Bildungselemente sich angeeignet und sich unterworfen und dadurch das Urteil des Apostels durch die That bestätigt hat, nach welchem in Christo alle Schätze der Weisheit verborgen liegen.

So hat das Christentum die Ehe geheiligt, das Eigentum geweiht, die Bildung anerkannt. Eben deshalb aber will und soll die christliche Gemeinde in diesem Sinne eine Weltgemeinde, eben deshalb will und soll das Christentum in diesem Sinne eine Weltmacht sein. Das bestätigt die Vergangenheit, das wird die Zukunft offenbaren. Zum zweitenmal seit seinem geschichtlichen Bestehen hat heute die christliche Weltanschauung mit einer in sich selbst geschlossenen, auf sich selbst gegründeten und dem Christentum entgegengesetzten Weltkultur zu ringen. Das Ende dieses Kampfes ist der Sieg des Christentums, der dann von neuem seine weltumfassende Bestimmung offenbaren wird.

Die buddhistische Gemeinde dagegen ist eine Mönchsgemeinde.

Zwar wendet sich der Buddhismus auch an die Welt, doch nicht, um sie zu retten, sondern um sie für die Zwecke der Gemeinde zu benutzen. Denn „Häuser der Gemeinde zu geben, eine Stätte der Zuflucht und der Freude, daß man daselbst der Versenkung und heiligem Schauen nachtrachte, ist als herrlichste Gabe von Buddha gepriesen. Darum möge ein weiser Mann, der sein eigenes Bestes versteht, liebliche Häuser bauen und Kenner der Lehre in ihnen aufnehmen. Darum möge er Speise und Trank, Kleidung und Lagerstätte spenden den Rechtschaffenen mit fröhlichem Herzen." Wohl mag jenes freudige Wohlthun bis zur Pforte des Heils geleiten und für das zukünftige Leben einen sicheren Lohn begründen: aber das volle Heil genießt ausschließlich die Gemeinde, die nach Buddhas Ausspruch sich losgelöst hat von allen göttlichen und menschlichen Banden, die sich aus der Welt und ihren vielgestaltigen Beziehungen in den sicheren Hafen mönchischen Lebens geflüchtet hat. So sucht der Buddhismus, während er die Unterschiede des Geschlechtes, des Standes und der Bildung innerlich nicht wahrhaft überwindet, sie äußerlich aufzuheben, indem er die Menschheit in eine Mönchsgemeinde verwandeln will. Damit untergräbt er die realen Grundlagen aller gesellschaftlichen Ordnung und aller menschlichen Kultur. Damit vernichtet er entscheidend den Anspruch, den er doch erhebt, die Weltreligion zu sein.

Damit haben wir die Möglichkeit gewonnen, die Gegensätze zwischen beiden Weltanschauungen, soweit sie in diesem Zusammenhang in Frage kommen, auf einen klaren und einfachen Ausdruck zurückzuführen. Beide Weltanschauungen stehen auf dem Boden eines entschiedenen Idealismus, denn beide verneinen die gemeine Wirklichkeit des Lebens und suchen eine höhere zu begründen. Der Idealismus aber, den wir dem Buddhismus nicht absprechen, ist ein verhältnismäßig äußerlicher, und eben deshalb zugleich phantastischer und unfruchtbarer. Derselbe ist äußerlich, sofern er die Verwirklichung der Idee abhängig macht von äußeren Bedingungen; derselbe ist phantastisch, insofern er die wirkliche Welt äußerlich verneint; derselbe ist endlich unfruchtbar, weil er eben deshalb die Wirklichkeit des Lebens der Idee nicht unterwerfen kann.

Diesem Idealismus steht der christliche als ein innerlicher, nüchterner und darum wirksamer gegenüber. Auch das Christentum verneint die Welt, wie sie ist, aber nur um sie nicht aufzuheben, sondern mit einem höheren Inhalt zu erfüllen. Dieser

Idealismus ist nach seinem Geist und seinem Ursprung christlich, mag er auch, wie in den größten Schöpfungen unseres größten Dichters, sich selbst in einen Gegensatz zum Christentum zu stellen suchen. Dieser Idealismus ist allein imstande, den Anspruch auf eine wahrhaft universelle Geltung zu erheben.

Das also ist das abschließende Ergebnis der bisherigen Untersuchung: Der Buddhismus erhebt mit Unrecht den Anspruch einer weltumfassenden Bestimmung. Er kann die Welt nicht überwinden, weil er sie verneint, und er kann sie nicht verneinen, weil er sie nicht überwindet. Das Christentum ist die Weltreligion. Denn es hat die Kraft und den Trieb, die Welt in der Welt zu überwinden. Zudem bringt es das höchste Heil für alle Menschen ohne Unterschied. Und endlich will es die Welt nicht verneinen, sondern sie verklären. Denn der christlichen Gemeinde gilt das Wort „alles ist euer"; ihr gilt die Verheißung: nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes.

Doch sehen wir nunmehr ab von den Einschränkungen, die wir hinsichtlich des Buddhismus zu machen hatten, so bleibt immerhin bestehen, daß beide, Buddhismus und Christentum, den Anspruch auf eine weltumfassende Bestimmung erheben. Hier ist der Ort, diesen Anspruch, dessen Berechtigung wir im vorigen gewürdigt haben, aus der inneren Gedankenwelt beider Religionen nunmehr abzuleiten und dadurch zu begreifen.

Es gab eine Zeit, in welcher eine völlig ungeschichtliche Betrachtungsweise es versuchen konnte, den Bestand des Christentums auf eine gewisse Anzahl praktischer und theoretischer Wahrheiten zurückzuführen. Der Geist geschichtlicher Treue nötigt heute, ganz abgesehen von dem religiösen Standpunkt des einzelnen, zu dem Anerkenntnis, daß die durch Jesum Christum vollzogene Erlösung den eigentümlichen Inhalt des Christentums bezeichne, daß daher das letztere mit der Thatsächlichkeit dieser Erlösung stehe oder falle.

Den gleichen ausgesprochenen Charakter trägt der Buddhismus, indem er den bestimmten Anspruch erhebt, der Menschheit die Erlösung zu bringen. „Thut euer Ohr auf, ihr Mönche, die Erlösung vom Tode ist gefunden", mit diesen Worten beginnt die Heilsverkündigung des Buddha. „Wie der große Ocean nur von dem einen Geschmack durchdrungen ist, von dem Geschmack des Salzes, so auch

diese Lehre nur von dem einen Geschmack der Erlösung", mit diesen Worten bezeichnet Buddha bei einer anderen Gelegenheit ausdrücklich die Erlösung des menschlichen Geschlechtes als den einzigen Inhalt des Buddhismus.

Mit diesem Nachweis ist bereits die Aufgabe gelöst, den universellen Trieb der beiden Religionen aus ihrem Inhalt abzuleiten. Buddhismus und Christentum schreiben sich selbst folgerichtig eine weltumfassende Bestimmung zu, weil sie beide ein Evangelium verkünden, weil sie beide überzeugt sind, daß sie der Menschheit die Erlösung bringen.

Ist somit Heilsverkündigung nicht nur der wesentliche, sondern der einzige Inhalt des Christentums und des Buddhismus, so ist unserer weiteren Betrachtung durch die Sache selbst die Bahn gezeichnet, der sie folgen muß: die beiderseitige Heilslehre haben wir darzulegen und zu vergleichen.

Fragen wir zunächst nach den Voraussetzungen der christlichen Heilsverkündigung, so werden dieselben bezeichnet durch die Thatsächlichkeit der Sünde und des Todes und durch diejenige der Liebe Gottes. Niemals ist die Macht und der Charakter des sündlichen Verderbens ergreifender geschildert, als in dem siebenten Kapitel des Römerbriefes. Der Mensch erscheint dort ausgestattet mit einem natürlichen moralischen Bewußtsein und mit einem angeborenen religiösen Gefühl. Aber gerade daran knüpft sich die Tragödie seines Lebens. Nach der tiefsten Richtung seines Geistes ist er dem sittlich Guten und dem Gott Wohlgefälligen zugewendet. Aber diese Richtung seines unsichtbaren Wesens ist zur Ohnmacht und zur Wirkungslosigkeit verurteilt, weil alle seine Lebensäußerungen unter der Herrschaft der Sünde stehen: unter die Sünde ist er verkauft. So ist tiefe, ungelöste Selbstentzweiung das tragische Geschick des Menschen, um so tiefer erfahren und um so schmerzlicher empfunden, je größer und umfassender seine geistige Natur entwickelt ist. Da entringt sich der Schmerzensruf der Brust des in sich selbst Entzweiten: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes! ein Schmerzensruf, der zugleich zum Ausdruck bringt, wie er seinen Zustand als Gegenteil des Lebens, als Tod beurteilt, der dann in dem physischen Tode, dem Ende alles irdischen Menschenwesens, nur seine letzten Konsequenzen zieht.

Führt somit die natürliche Entwicklung des Menschen, je voller und tiefer sie durchlebt wird, um so entschiedener zu der sehnsuchts-

vollen Ausschau nach Erlösung, so richtet der Apostel unsern Blick im naturgemäßen Fortgang seiner Darlegung auf die Liebe Gottes, welche das gethan hat, was der natürlichen Entwicklung nimmer möglich war, welche die Macht der Sünde im Menschen zur Aufhebung verurteilt hat. Damit ist der Kreis umschrieben, welchem die Voraussetzungen angehören, die der christlichen Heilsverkündigung zu grunde liegen: sie sind Sünde und Tod auf der einen, die Liebe Gottes auf der andern Seite.

Die buddhistische Anschauung kennt zwar ein Verschulden, welches eine durch die Weltordnung gesetzte Folge nach sich zieht. Nirgends, nicht „im Luftreich, nicht in des Meeres Mitte, nicht wenn du in Bergeshöhlen dringst" giebt es eine Stätte, an welcher man sich der Frucht der bösen That entziehen könnte. In die jenseitige Welt folgen dem Menschen seine Werke nach und empfangen ihn dort, „wie die Verwandten den heimkehrenden Freund." So weit reicht die Macht der sittlichen Vergeltung, daß die natürlichen Verhältnisse des Lebens, in welche sich der einzelne gestellt findet, nichts anderes sind, als die naturgemäße Folge der in einem früheren Leben vorangegangenen sittlichen Entscheidung. „Meine That ist mein Besitz; meine That ist mein Erbteil, meine That der Mutterleib, der mich gebiert. Meine That ist das Geschlecht, dem ich verwandt bin." Ja, das Grundmotiv der antiken Tragödie von dem Verhängnis, das über dem Geschick der Menschen waltet, ist hier grauenhaft in das Unendliche gesteigert. Denn das buddhistische Verhängnis, welches Leben und Leiden, wie wir sehen werden unauflöslich aneinander kettet, ist ein Weltgesetz von schrankenloser Macht und ausnahmsloser Geltung. Es trifft nicht den Frevler, der in titanenhafter Selbsterhebung das Maß des Menschlichen zu überschreiten wagt, es trifft den Menschen und zwar deshalb, weil er Mensch ist.

Aber so ernst und tief der Begriff sittlicher Vergeltung hier gefaßt wird, so fehlt dennoch der buddhistischen Heilsverkündigung die christliche Voraussetzung der Sünde; denn sie weiß nichts von einer Schuld, die eine Sühne nötig hätte oder möglich machte.

Der Buddhismus leugnet nicht die bunte Götterwelt der Überlieferung. Welcher Art die Götter aber sind, zeigt sich darin, daß sie mit den Menschen in gleiche Schuld verstrickt und gleichem Verhängnis unterworfen sind. Fünf Dinge giebt es, die kein Mensch, kein Gott, kein Wesen in der Welt erreichen kann, dem

Alter, der Krankheit, dem Tode, dem Verfall und der Vergänglichkeit sich zu entziehen. Und ausdrücklich heißt es von den Göttern, daß sie die Freudenreichen, die Gebietenden, mit der Fessel des Begehrens gebunden, in des Todes Gewalt zurückkehren. So wird die ganze Welt, die Welt der Götter eingeschlossen, „von Flammen verzehrt; die ganze Welt ist von Rauch umwölkt; die ganze Welt steht in Flammen."

So ahnt der Buddhismus nichts von dem lebendigen und heiligen Gott. Und eben deshalb weiß er nichts von einer Sünde, welche eine Sühne nötig hätte oder möglich machte. Die Götter selbst bedürfen der Erlösung. So ist auch die Schuld des Menschen nichts anderes, als ein Vergehen gegen sein eigenes Wohl. Dann aber kann die Erlösung, wenn es eine solche für ihn giebt, nichts anderes als Selbsterlösung sein. Die Erlösung ist Selbsterlösung: das ist die erste und entscheidende Voraussetzung der buddhistischen Heilsverkündigung. Sie weist den Menschen für sein ewiges Heil auf die stolze aber völlig unfruchtbare Bahn der eigenen That. — Wer den lebendigen Gott leugnet, leugnet, wenn er folgerichtig denkt, auch die lebendige Seele. Selbstverständlich nicht das geistige Leben, das durch die Erfahrung zweifellos verbürgt ist, wohl aber die Seele als den einheitlichen Träger, als den persönlichen Mittelpunkt des geistigen Geschehens. In diesem Sinne bestreitet der Buddhismus das Dasein einer Seele, wie er in gleichem Sinne und mit größerem Recht das Dasein des Körpers als eines einheitlichen, in sich geschlossenen Organs bestreitet: der Buddhismus bestreitet die einheitliche und lebendige Persönlichkeit des Menschen.

Zunächst steht dem Buddhismus völlig fest, daß weder in Körperlichkeit, noch in Empfindung, noch in Vorstellung, noch in Willensbewegung, noch im Bewußtsein die persönliche Einheit des Menschen zu suchen ist. Dabei ist dieser Satz ein so wenig zufälliger, daß er vielmehr mit einer grundlegenden Voraussetzung des buddhistischen Systems zusammenhängt, nach welchem dasjenige, was dem Wechsel unterworfen ist, eben deshalb nicht das einheitliche Ich des Menschen sein kann. Auch wird in einem späteren Dialog der Gedanke dahin weiter geführt, daß jene persönliche Einheit sich weder in der Verbindung der genannten Elemente, nach außerhalb derselben, noch in etwas von ihnen Unabhängigem entdecken lasse. Daraus wird ausdrücklich die dann freilich unver-

meidliche Folgerung gezogen, daß jene Einheit thatsächlich nirgends, daß sie also überhaupt nicht sei. Und um jedes Mißverständnis auszuschließen, wird die Vorstellung des Ich als ein bloßer Begriff bezeichnet, der wie andere Allgemeinbegriffe lediglich die Geltung habe, gewisse Momente als aufeinander bezogen darzustellen, ohne daß es deshalb eine reale Einheit gäbe, an welcher diese Momente als an ihrem Subjekte hafteten.

Einst kam ein Wandermönch zu Buddha, und er fragte ihn: Ist das Ich? Da schwieg der Erhabene. Der Mönch fragte weiter: Ist das Ich nicht? Und abermals schwieg der Erhabene. Da erhob sich der Mönch und ging davon. Buddha aber deutete dem Jüngerkreise sein Schweigen. Hätte er die Existenz des Ich bejaht, so hätte er dem Mönch die Wahrheit vorenthalten. Hätte er die Existenz des Ich verneint, so wäre der Mönch aus Verwirrung in noch größere Verwirrung gestürzt worden. Der Buddhismus kann die Leugnung der lebendigen Persönlichkeit des Menschen in Rücksicht auf die Schwachen zurückhalten oder wenigstens verschleiern: aber er kann sie nicht zurücknehmen; denn sie ist ein wesentliches Glied in der Verknüpfung seiner Weltanschauung.

Es ist ohne Zweifel wahr, daß sich diese Leugnung in einem unlösbaren Widerspruch mit anderen Bestimmungen des buddhistischen Systems befindet. Ich versuche diese Widersprüche um so weniger zu lösen, als sie dem Buddhismus selbst keineswegs entgangen sind. Wie die Idee der Vergeltung bestehen kann, wenn kein Ich vorhanden ist, welches durch die Werke, die doch das Nichtich thut, berührt werden könnte, wie die Möglichkeit sittlicher Entwicklung sich begreifen lasse, wenn doch kein Subjekt da ist, das „in Tugenden wandelt, das an sich arbeitet, das den Pfad und die Frucht der Heiligkeit erreicht,“ wie der Begriff des Sittlichen festgehalten werden könne, wenn es doch kein Gutes und kein Böses giebt, wie man endlich von einem Ziel der Vollendung sprechen dürfe, wenn kein Subjekt vorhanden ist, das „das Nirwana erreicht“: das sind Fragen, die in der buddhistischen Gemeinde selbst aufgeworfen und erwogen sind. So hat sich der Buddhismus der Erkenntnis nicht verschlossen, daß durch die vorgetragene Lehre die Idee der Vergeltung, die Möglichkeit der sittlichen Entwicklung, der Begriff des Sittlichen selbst und die Hoffnung einer persönlichen Vollendung aufgehoben werde; indem er weiter gegenüber den begrifflichen Schwierigkeiten lediglich die Forderung stellt, sich

der Autorität des Dogma, wie es von dem Meister verkündet war, zu unterwerfen, hat er damit anerkannt, daß die bezeichneten Widersprüche ebenso unvermeidlich für den buddhistischen Gedankenkreis als für das Denken unauflöslich sind. Um so mehr begnüge ich mich meinerseits damit, dieselben einfach festzustellen, und verzichte von vornherein auf den Versuch, die Leugnung der einheitlichen Persönlichkeit des Menschen, wie sie der Buddhismus ausspricht, mit seinen anderweitigen Festsetzungen auszugleichen.

Um so entschiedener aber weise ich darauf hin, wie diese Leugnung eine wichtige Folgerung in sich schließt. Nicht nur bestätigt sie von neuem, daß dem Buddhismus die christliche Voraussetzung der Sünde völlig fern liegt: wenn es keinen Sünder giebt, kann es keine Sünde geben. Weiter aber macht sie es unmöglich, den Endzweck der Erlösung auf die Errettung lebendiger Persönlichkeiten zu beziehen. Wenn es vielmehr für den Buddhismus eine Erlösung giebt, so kann sie nichts anderes sein, als eine Aufhebung eines sachlichen Thatbestandes.

An keinem Punkte offenbart sich daher der Gegensatz zwischen buddhistischer und christlicher Betrachtungsweise unversöhnlicher und folgenschwerer als an diesem. „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele"; dies Wort enthüllt das entscheidende Motiv und damit das letzte Ziel der christlichen Erlösung. Der Endzweck der christlichen Erlösung ist die lebendige Seele, welche einen Wert darstellt, der mit keinem bloßen Thatbestand verglichen werden kann.

Umgekehrt fehlt dem Buddhismus das Bewußtsein eines solchen Wertes, und eben darum ist der Endzweck der buddhistischen Erlösung ein völlig anderer, ein unpersönlicher, ein sachlicher. Die Erlösung ist nicht Errettung von Personen, sondern die Beseitigung eines Thatbestandes: das ist die zweite Voraussetzung der buddhistischen Heilsverkündigung.

Welches ist nun jener Thatbestand, der durch die Erlösung aufgehoben werden soll? Wir werden am leichtesten die Antwort finden, wenn wir dem Bericht über die Lebenswendung Buddhas folgen, der zwar einer späteren Zeit der Überlieferung angehört, und deshalb sagenhafte Züge in sich aufgenommen hat, der aber die Grundgedanken des Buddhismus rein zum Ausdruck bringt, und sich deshalb für unsere Zwecke unbedenklich benutzen läßt.

In allem Glanz und aller Herrlichkeit der Welt ist der Königs-

sohn am Hof des Vaters aufgewachsen. Auch die ältere Ueberlieferung legt dem Buddha im Hinblick auf seine Jugendzeit die Worte in den Mund: „Mit solchem Reichtum, ihr Jünger, war ich begabt, in solch' übergroßer Herrlichkeit lebte ich." Da geschah's auf wiederholten Ausfahrten, daß ihm ein hülfloser Greis und ein schwer Erkrankter begegnete. Auf einer dritten Ausfahrt endlich fand er einen schon von Würmern zerfressenen Leichnam. So enthüllt sich ihm dreifach und erschütternd das Bild der Vergänglichkeit, der alles Lebendige unterworfen ist, und die deshalb das Leben zu einem schlechthin leidensvollen macht. Das Leid des Lebens also ist der Thatbestand, der durch die Erlösung aufgehoben werden soll.

Aber sollte nicht vielleicht das Leben selbst die Mittel bieten, um sein Leid zu überwinden? Folgen wir dem weiteren Laufe der Erzählung.

Sollte nicht im trauten Kreise der Familie, in dem stillen Glück, das sie uns bieten kann, der Zufluchtsort gegeben sein, an welchem auch das Leid des Lebens, wo nicht Überwindung, so doch mildernde Versöhnung findet! — Der Königssohn kehrt von einer Ausfahrt zurück: da empfängt ihn die Botschaft, daß ihm ein Sohn geboren ist. „Rahula ist mir geboren, eine Fessel ist mir geschmiedet", lautet die Erwiderung. Stärker als Vaterliebe ist das Leid des Lebens: die heiligen Bande der Familie sind nichts als eine Fessel, die den Menschen an das Weh des Daseins kettet.

Doch vielleicht kann die Bewunderung der Menschen, kann Macht und Ansehen in der Welt den Balsam bieten für das wunde Herz. Von der strahlenden Jugendschönheit des Königssohns ergriffen, ruft eine Prinzessin aus: Selig die Ruhe der Mutter, selig die Ruhe des Vaters, selig die Ruhe des Weibes, welches ihn besitzt!" „Wenn das Feuer der Luft erloschen ist, wenn Hochmut und Irrtum erloschen sind, dann findet das Herz selige Ruhe," lautet seine Antwort. Die Bewunderung der Welt mit allem, was sie bieten kann, erbleicht vor dem schmerzensvollen Leid des Lebens: je lauter sie gespendet wird, um so entschiedener weckt sie nur das Sehnen nach der seligen Ruhe des Herzens.

Doch noch bleibt ein letzter Weg zu prüfen. „Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit uns glühende Leidenschaften stillen." Die Sinnlichkeit lockt mit verführerischem Rufe den Schmerzensvollen.

Wird er in ihrem Rausche des Lebens Leid vergessen wollen? „Weh, mich umringt Unheil; weh, mich umringt Bedrängnis; jetzt ist die Zeit gekommen, den großen Gang zu gehen" — und der Königssohn zerreißt die Bande der Natur, sagt sich los von jenem „höchsten Liebesglück", das ihm die Gemeinschaft seines Weibes und der Anblick seines Kindes bieten konnte. Wohl regt sich auch in ihm wie ein letzter Mahnruf die Stimme des Herzens, doch er gebietet seinem Herzen Schweigen. Noch einmal überschreitet sein Fuß die Schwelle des Schlafgemachs, wo sein Weib, die Hände über das schlafende Kind gebreitet, ruht. Doch er wagt es nicht, sein Kind zu berühren, aus Furcht, die Mutter aus ihrem Schlummer zu erwecken: „Wenn ich Buddha sein werde, dann will ich wiederkommen und nach meinem Sohne sehen." So sagt er sich los von seinem Weibe und seinem Kinde, sagt sich los von Macht und Ehre, Glanz und Herrlichkeit, sagt sich los von aller Sinnenlust und Lebensfreude und eilt, ein heimatloser Flüchtling, nur von den dunklen Fittigen der Nacht umgeben, aus des Lebens buntem, wechselvollen Spiel in die Einsamkeit und Stille weltflüchtiger Entsagung.

So ist die Frage entschieden: Das Leben hat nichts zu bieten, was imstande wäre, das Leid des Lebens zu überwinden. Und warum nicht? Weil alles, was das Leben bietet, dem Fluche der Vergänglichkeit verfallen ist.

„Vergänglich ist alles, was geworden ist, ringet ohne Unterlaß", das sind die Worte, mit welchen Buddha am Ende seiner Laufbahn von dem Leben scheidet. Das vergängliche Leben bietet nichts als Leiden: das ist die dritte Voraussetzung der buddhistischen Heilsverkündigung.

„Blumen sammelt der Mensch, nach Lust steht sein Sinn; wie über ein Dorf Wasserfluten bei Nacht, so kommt der Tod über ihn und rafft ihn dahin.

Blumen sammelt der Mensch, nach Lust steht sein Sinn; den unersättlich Begehrenden zwingt der Vernichter in seine Gewalt.

Nicht im Luftreich, nicht in des Meeres Mitte, nicht wenn du in Bergesklüften dringst, findest du auf Erden die Stätte, wo dich des Todes Macht nicht erreichen wird."

Bis jetzt erschien das Leiden lediglich als eine Thatsache menschlicher Erfahrung. Doch die Thatsache fordert eine Deutung. Welches also ist der letzte Grund des Leidens?

Einst kam Buddha der Gedanke: Möglich ist es fürwahr, als König mit Gerechtigkeit zu regieren, ohne daß man tötet oder töten läßt. Da trat der Böse zu ihm und sprach: Möge der Erhabene als König regieren, ohne daß er tötet oder töten läßt. Doch Buddha durchschaut die Versuchung, die ihn in das Treiben des Lebens von neuem verstricken will, und er weist sie zurück. „Wer das Leiden erkannt hat, woher es stammt, wie mag der Mensch dem Begehren sich zuwenden."

Derjenige also, welcher den letzten Grund des Leidens erkannt hat, ist eben damit nicht imstande, zu begehren. Dies ist offenbar nur dann verständlich, wenn das Begehren entweder selbst der letzte Grund des Leidens ist, oder wenigstens demselben nahe steht.

In der That das Begehren oder „der Durst" nach den Freuden dieser Welt ist der tiefste Grund des Leidens, den wir bisher gefunden haben. „Wen er bezwingt, der Durst, der verächtliche, dessen Leid wächst, wie das Gras wächst. Wer ihn bezwingt, den Durst, den verächtlichen, von dem fällt das Leid wie der Wassertropfen von der Lotosblume." Aber das Begehren ist noch nicht der Grund, bei welchem als dem letzten der Buddhismus stehen bleibt.

Er fragt nach dem Grunde des Begehrens, und er findet das Empfinden, denn freilich ohne Empfinden kein Begehren; er fragt weiter nach dem Grunde des Empfindens, und er findet die leiblich-geistige Natur des Menschen — denn freilich ohne diese kein Empfinden. Jetzt endlich hat sich dem Buddhismus der letzte Grund des Leidens offenbart: es ist die bewußte Existenz, das individuelle Dasein, welches mit unumgänglicher Notwendigkeit zum Empfinden, durch das Empfinden zum Begehren und durch das Begehren zu dem Leid des Lebens führt.

Das Leiden ist die notwendige Folge der bewußten Existenz: das ist die vierte Voraussetzung der buddhistischen Heilsverkündigung.

Aber eben deshalb ist die Kette des Leidens nicht mit dem Tode abgeschlossen. Dasselbe, zunächst eine Thatsache irdischer Erfahrung, erweist sich eben darum, weil es in der individuellen Existenz begründet ist, als ein überirdisches Verhängnis.

Denn jenem Durste nach Lebensfreude und Lebensäußerung entspringt das Haften an der Existenz. Und dies Haften, an der

Flamme des Begehrens genährt, erweist sich stark genug, um auch des Todes Macht zu überdauern. Denn wenn im Tode die gesamte menschliche Persönlichkeit vernichtet wird, so bleibt doch eins vermöge jenes Haftens an der Existenz, nämlich das Bewußtsein. Der überlebende Bewußtseinskeim verbindet sich mit neuen materiellen Stoffen, so daß von neuem bewußte Existenz begründet und von neuem des Leidens ungemessene Bahn geöffnet wird. Von neuem beginnt die Kette des Leidens ohne Anfang und ohne Ende. Denn kein Anfang läßt sich erkennen, sagt Buddha seinen Jüngern, von welchem an die Wesen, von Durst nach Dasein gefesselt, umherirren und wandern, um Ströme von Thränen zu vergießen, gewaltiger als die Wasser, welche den Ocean erfüllen.

Wer wollte leugnen, der Eindruck, den wir von dieser Anschauung gewinnen, ist derjenige düsterster Verzweiflung. Fürwahr, es ist ein grauenvolles Los, das der Buddhismus als das Menschenlos erachtet. Nicht genug der Leiden dieser Zeit, von welchen Paulus sagen durfte, daß sie der Herrlichkeit nicht wert seien, die an uns soll offenbar werden. Nicht genug, daß kein Strahl jener seligen Vollendung, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, die aber Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, in die Seele des Buddhisten dringen kann. Nein, nicht genug an diesem allen. Kaum hat sich das Bewußtsein schmerzerfüllt von den Banden dieser Erde losgerungen, so beginnt der Schmerzensweg von neuem: denn weiter getragen wird das alte Leid auf neuen Bahnen, noch verschärft vielleicht durch der Hölle Qualen, und so geht es weiter in ruhelosem Lauf von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

In der That tief begründet und verständlich ist der Schmerzensschrei, der der Seele des Buddhisten sich entringt: „wer wird mich erlösen", und bewunderungswürdig, ja ergreifend und erschütternd ist der Heldenmut, der in dieser grauenvollen Nacht noch nach einer Hoffnung auszuschauen wagt.

Unmöglich kann man den Ernst und die Tiefe einer Anschauung verkennen, die den Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit so schonungslos entschleiert. Und wer wollte leugnen, daß ihr eine bleibende Wahrheit innewohnt gegenüber einer oberflächlichen Betrachtung, welche ihr Auge vor den dunklen Nachtgebieten des Lebens verschließt, als ob dieselben damit beseitigt wären; welche die Mißklänge nicht empfindet, die die Wirklichkeit, vor allem die

Wirklichkeit der eigenen Brust, durchziehen. Ja, wer wollte es bestreiten, daß diese Anschauung in einer Stimme unseres Herzens ihren Anwalt findet! Denn worauf beruhte sonst die wunderbare Macht, mit welcher die geheimnisvolle und doch verständliche Gestalt des Faust uns zu umstricken weiß! Etwa auf der Lösung, welche Faust zu finden meint, von welcher wir doch fühlen, daß sie die dunklen Rätsel unseres Lebens nimmer lösen kann! Nein, auf der buddhistischen Verneinung, mit welcher Faust erklärt: „So fluch ich allem, was die Seele mit Lock- und Gaukelwerk umspannt und sie in diese Trauerhöhle mit Blend- und Schmeichellisten bannt.“ Denn von dieser buddhistischen Verneinung fühlen wir, daß wir zu ihr Stellung nehmen müssen, und daß uns nur die Wahl bleibt, entweder sie zu überwinden oder in ihr unterzugehen.

Darum verstehen wir das Bild von wunderbarer und ergreifender Gewalt, welches der Buddhismus bietet. Er findet in dem Leben nichts als Leiden, weil es der Vergänglichkeit verfallen ist. Da ist etwas, was der Thräne verwandt ist, welche Jesus an dem Grabe des Lazarus weinte, daß dem Tode eine solche Macht über den Menschen gegeben ist. Da regt sich etwas von dem ängstlichen Harren der Kreatur mitten in der Menschenwelt des Heidentums, die da frei werden will von dem Dienst des vergänglichen Wesens. Da tönt etwas von dem Seufzen aus der verborgenen Tiefe des Menschengeistes, der sich selbst nicht verständlich, aber dem verständlich, der da weiß, „was des Geistes Sinn sei“, sich sehnt nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Und doch so wenig wir den Tiefsinn und den Ernst dieser ganzen Anschauung bestreiten wollen, so wenig können wir die Schranken, an welche sie gebunden bleibt, verkennen. Es ist tief und groß, wenn der Buddhist unbefriedigt durch eine Welt ruhelosen Werdens und Vergehens das Unvergängliche zu finden trachtet. Aber ist nicht dies schon eine Schranke, welche seiner Betrachtungsweise anhaftet, und welche der Wahrheit nicht entspricht, wenn er in dem irdischen Leben nichts als Leiden findet! Hat er keinen Blick für die positiven und wertvollen Güter, vor allem für die idealen Güter, welche schon das natürliche Leben bietet! Und nun vollends jene ungeheuerliche Anschauung von einer Leidenskette, die ohne Unterbrechung in die Äonen reicht und den bewußten Geist in immer neuen Existenzen an immer neue Qualen

schmiedet! Weist sie nicht noch einmal nachdrucksvoll auf die letzten und entscheidenden Schranken der buddhistischen Heilsverkündigung zurück.

Das Christentum erkennt die Thatsache der Sünde an und hat darin die Voraussetzung für die Erlösung. Zugleich besitzt es in eben diesem Anerkenntnis die Möglichkeit, die Leiden dieses Lebens befriedigend zu erklären. Die Leiden dieses Lebens sind die freie That des Menschen selbst; sie haften nicht an seinem Dasein, sondern an seinem Willen.

Wo aber solches Anerkenntnis nicht vorhanden ist, wie bei dem Buddhismus, da bleibt freilich dann nichts übrig, als die Leiden des Lebens, seine Vergänglichkeit und des Todes schrankenlose Herrschaft auf ein Weltgesetz zurückzuführen, dem die bewußte Existenz als solche unterworfen ist. Und wenn sich mit diesem Standpunkte dann die weitere Auffassung verbindet, daß der Tod den Geist nicht töten kann, daß es also für den Geist in neuen Formen körperlicher Existenz ein Weiterleben giebt, so ergiebt sich dann die Leidenslehre des Buddhismus mit allen ihren grauenvollen Folgerungen mit unausweichlicher Notwendigkeit.

Suchen wir die bisherige Entwicklung, soweit sie sich auf die Voraussetzungen der christlichen und der buddhistischen Heilslehre bezog, abzuschließen und den Gegensatz der beiderseitigen Voraussetzungen auf einen knappen Ausdruck zurückzuführen. — Gemeinsam ist beiden Weltanschauungen die Anerkennung des Thatbestandes, daß die wirkliche Welt dem Ideale nicht entspricht. Doch dieser Thatbestand findet eine ganz verschiedene Deutung. Die wirkliche Welt wird verworfen von Seiten des Buddhismus, sofern dieselbe nichts als Leiden in sich schließt, von Seiten des Christentums dagegen, sofern dieselbe der Herrschaft der Sünde unterworfen ist. Der Buddhismus urteilt mit dem Prediger, daß alles eitel ist, menschliche Weisheit, irdischer Genuß, werkthätiges Leben und Schaffen; das Christentum eignet sich dies Urteil an, aber doch nur deshalb, weil und darum nur insoweit als der Inhalt dieses Lebens, in den Zusammenhang der Sünde eingetreten, seine ursprüngliche Bedeutung und seinen reinen Wert verloren hat. Der Buddhismus ist der Pessimismus einer bloß natürlichen Betrachtungsweise, der an der Oberfläche haftet, und aus diesem Grunde keine positive Überwindung möglich macht; der Pessimismus des Christentums dagegen dringt entschlossen in die Tiefe, und, indem

er von der Welt und ihrem Wesen auch den letzten Schleier zieht, bietet er die Überwindung, die er fordert.

Doch damit sind wir bereits in eine weiterführende Betrachtung eingetreten. Hat die vorangehende Darlegung versucht, die Voraussetzungen der christlichen und der buddhistischen Heilslehre in ihrem inneren Zusammenhange zu entwickeln, so ist durch die Eigentümlichkeit dieser Voraussetzungen die Heilslehre selbst der Natur der Sache nach wesentlich bestimmt. Folglich ist durch die vorangehende Erörterung der Weg geebnet, die beiderseitige Erlösungslehre nach ihren entscheidenden Momenten nunmehr vorzuführen.

Es ist nicht zufällig, sondern innerlich begründet, daß Faust, der Typus der Selbsterlösung, niemals ein Gefühl der Reue zeigt, oder irgendwie von Sündenschmerz bewegt erscheint. Umgekehrt, wo wie im Christentum die Macht und der Ernst der Sünde ohne Vorbehalt empfunden wird, da ist jeder Gedanke an eine Selbsterlösung ausgeschlossen. Ebensowenig ist es zufällig, sondern gleichfalls innerlich begründet, daß mit einer flachen Auffassung der Sünde sehr häufig ein einseitiger Intellektualismus sich verbindet, den dann freilich die Geschichte um so ernster Lügen zu strafen pflegt, je anmaßender und selbstzufriedener er sich entwickelt hat. Umgekehrt, wo wie im Christentum die Sünde in ihrer Tiefe erkannt und bis in ihre Wurzeln verfolgt wird, da ist zugleich die Einsicht gewonnen, daß das Wesen derselben nicht in einem Mangel an Wissen, sondern in einer verkehrten Richtung des Willens zu suchen ist, daß demnach die Sünde nur aufgehoben werden kann, wenn die Erlösung nicht in einem Erkenntnisakt, sondern in einer Willensthat besteht. So entspricht es in jener doppelten Beziehung durchaus der christlichen Voraussetzung, wenn die Erlösung gefaßt wird als eine freie That der Liebe, nicht von dem Menschen, sondern für denselben vollzogen, vermöge welcher Gott dem Gläubigen seine Schuld vergiebt und ihn in die Gotteskindschaft aufnimmt.

Andererseits entspricht es durchaus den buddhistischen Voraussetzungen, wenn auf dieser Seite die Erlösung als Selbsterlösung gefaßt und dann weiter dahin bestimmt wird, daß dieselbe nicht in einer freien That des Willens, sondern in einem Erkenntnisakt begründet sei. Denn beide Züge finden zunächst ihre unmittelbare Erklärung in dem Mangel an ernstem und tiefem

Sündenbewußtsein, das sich seinerseits zurückführt auf einen Mangel an ethischer Betrachtungsweise und auf eine vorwiegend ästhetische Schätzung des Lebens, eine Richtung, die eben darin ihren Ausdruck findet, daß der Buddhismus ausschließlich eine Erlösung anstrebt von den Leiden, die mit dem individuellen Dasein verbunden sind, ohne daß er imstande wäre, die letzteren auf ihren eigentlichen Grund zurückzuführen und die Erlösung vor Allem auf die Beseitigung dieses letzten Grundes zu beziehen. Da aber endlich dieser Mangel einer ethischen Betrachtungsweise darin begründet ist, daß der Buddhismus den lebendigen und heiligen Gott nicht kennt, so erweist sich die buddhistische Erlösungslehre, sofern sie Selbsterlösung fordert und dieselbe durch einen Erkenntnisakt vollzieht, als naturgemäße Folgerung aus der Gesamtheit der Gedankenbeziehungen, in denen wir die Voraussetzungen der buddhistischen Heilslehre zu erkennen meinten.

Welches aber ist der Inhalt jener befreienden Erkenntnis, in welcher der Buddhismus das Wesen der Erlösung sieht? — Wir haben oben das Leiden als den Thatbestand, den die Erlösung zu beseitigen sucht, auf seinen letzten objektiven Grund zurückgeführt, und als denselben erkannten wir das bewußte individuelle Dasein. Der einzige subjektive Grund aber ist das Nichtwissen, nämlich von jenem objektiven Grund des Leidens und damit von dem Wege seiner Aufhebung.

Die buddhistische Erlösung ist demnach die Aufhebung des subjektiven, dadurch die Beseitigung des objektiven Grundes alles Leidens und damit endlich die Vernichtung des Leidens selbst.

Die buddhistische Erlösung wird vollzogen und gewonnen, indem in Hinsicht auf die Thatsache, den Grund und die Aufhebung des Leidens das Nichtwissen beseitigt und das Wissen erworben wird. So ist dieselbe ihrem Wesen nach nichts anderes, als die Erkenntnis von dem notwendigen Zusammenhange zwischen Bewußtsein und Empfinden, zwischen Empfinden und Begehren, zwischen Begehren und Leiden und damit zugleich die Erkenntnis von dem Wege, auf welchem das Leiden durch Ertöten des Empfindens, das Empfinden durch Ertöten des Begehrens, das Begehren durch Ertöten des Bewußtseins vernichtet wird.

Daß in der That die bezeichnete Erkenntnis und, um dies schon hier im voraus anzudeuten, das ihr entsprechende Verhalten die Erlösung nach sich zieht, verbürgt das Grundgesetz der buddhi-

stischen Vergeltung, das hierdurch zu dem entscheidenden Heilsprincip erhoben wird. Denn nach diesem Gesetz folgt im Tode die Vernichtung des Bewußtseins und damit die Aufhebung des Leidens bis in seine letzte Wurzel für denjenigen mit innerer Notwendigkeit, welcher im Leben das Empfinden und Begehren, den Durst nach Lebensäußerung in sich getötet hat. —

Das also ist die buddhistische Erlösung, wie sie Buddha selbst zuerst an sich erfahren und vollzogen hat. Wir verließen den Königssohn, als er in völliger Abkehr von der Welt Rettung von dem Leid derselben suchte. Dabei geht er zunächst den Weg, auf welchen der Glaube seiner Zeit ihn weist. Sieben Jahre vergehen ihm in strengsten Büßungen, aber den Frieden seiner Seele, den er sucht, vermag er nicht zu finden. Er erlebt dabei dasselbe, was ein Luther und mancher andere bahnbrechende Geist erfahren hat, daß der alte, überlieferte Standpunkt, dessen Überwindung zur geschichtlichen Notwendigkeit geworden ist, erst nach allen seinen Folgerungen innerlich erlebt sein muß, ehe der neue, reifere und tiefere gewonnen werden kann. So bedurfte auch Buddha einer langen und schweren Schule, ehe er zu der befreienden Ansicht sich hindurchgerungen hatte, daß die Selbstpeinigung ihn nicht zum Ziele führe. Nun beginnt er, nachdem er den falschen Weg verlassen hat, von neuem um den Frieden seiner Seele zu ringen. Da endlich gewinnt er die erlösende Erkenntnis von dem letzten Grund des Leidens und damit von der Möglichkeit, dasselbe aufzuheben. Wenn das Leiden am Begehren haftet, so kommt es darauf an, alles menschliche Begehren und Empfinden zu ertöten. Und da der Bewußtseinskeim den Tod nur deshalb überdauert, weil das innere Haften an dem Dasein nicht aufgehoben ist, so kommt es darauf an, sich von dem Durst nach Sein völlig loszulösen. Das ist die buddhistische Erlösung, die Erkenntnis von dem Grund des Leidens und von seiner Aufhebung, die der Mensch gewinnen muß, um nunmehr das entsprechende Verhalten einzuschlagen. So bestimmt es Buddha selbst: „Ich habe erkannt und geschaut, unverlierbar ist meines Geistes Erlösung; das ist meine letzte Geburt; nicht giebt es hinfort neue Geburten.“ Und im Vollgefühl der gewonnenen Erlösung ruft er bei einer anderen Gelegenheit aus: „Wenn sich enthüllt ewiger Ordnung Walten, dem Sinnen, dem glühenden des Brahmanen, zu Boden wirft er der

Versucher Scharen, der Sonne gleich, die durch den Luftraum Licht strahlt."

Die bisherige Darlegung hat zu zeigen gesucht, worin die christliche und die buddhistische Erlösung begründet ist; die christliche in jener That der Liebe, durch welche Gott seinen Sohn für die Sünder in den Tod gegeben hat: die buddhistische in jener grundlegenden Erkenntnis, durch welche der Mensch Buddha den Zusammenhang des Leidens durchschaut und damit die Möglichkeit, dasselbe für sich aufzuheben, errungen hat. Dabei ergiebt sich sogleich der Unterschied, daß das Heil von Christo ausschließlich für die Menschen, von Buddha dagegen, wenigstens auf jeden Fall zunächst, für ihn selbst gewonnen ist. —

Dieser Unterschied leitet durch sich selbst zu der weiteren Frage über, wie im Zusammenhang der beiderseitigen Weltanschauungen die also begründete Erlösung zur Aneignung gelangt, wie sie also zum lebendigen Prinzip innerhalb der Menschheit wird. —

Christus ist Erlöser der Menschheit, sofern er ihr Versöhner ist. Das heißt: Christus hat das Heil nicht sowohl verkündet, als vielmehr bewirkt. Daher hat die geschichtliche Erscheinung des Menschensohnes eine absolute Bedeutung für die christliche Religion, so daß dieselbe ohne die erstere gar nicht wirklich oder auch nur denkbar wäre. —

Dieser Stellung des Menschensohnes entspricht als ein für die christliche Religion unumgängliches Postulat die Überzeugung, daß derselbe nicht nur vermöge seiner abgelaufenen geschichtlichen Erscheinung mit seiner Gemeinde in Verbindung steht. Vielmehr ist er, als der Erhöhte, jedem seiner Jünger nah, wie er selbst verheißen hat: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." —

Aus jenem sachlichen Zusammenhang zwischen der Heilsbeschaffung für den einzelnen und zwischen der grundlegenden Erlösungsthat des Herrn, nämlich seiner Selbsthingabe in den Tod, sowie aus diesem persönlichen Zusammenhange zwischen den einzelnen Gläubigen und zwischen dem Erlöser folgt nun endlich die Gewißheit, daß das Heil für alle Zeiten an die geschichtliche Erscheinung des Menschensohnes gebunden bleibt. —

Damit ist für das Christentum die Antwort auf die Frage gewonnen: die Aneignung der durch den Opfertod des Herrn begründeten Erlösung vollzieht sich für den einzelnen durch gläubiges Vertrauen zu ihm und zu seinem Werke. —

Dieser Weg der Aneignung ist für den Buddhismus ausgeschlossen. Zwar nimmt Buddha für sich selbst eine einzigartige Stellung in Anspruch. In seiner ersten Predigt zu Benares verweist er den Mönchen; daß sie ihn bei seinem Namen rufen und als ihren Freund anreden. Und die Bekenntnisformel der Gemeinde bezeichnet ihn als den „heiligen, höchsten Buddha, den Wissenden, den Gebenedeiten, der die Welten kennt, den Lehrer von Göttern und Menschen." Daß aber diese einzigartige Stellung, die dem Buddha zuerkannt und von ihm selbst beansprucht wird, in keiner Weise darauf beruht, daß er für die Menschheit etwas erworben, sondern darauf, daß er für sich selbst etwas errungen hat, zeigt ein Ausspruch, der in Bezug auf die Schätzung des Buddha die Grenze des Möglichen erreicht: „Der Allüberwinder, der Allwissende bin ich, in allem, was ich bin, ohne Flecken. Aus eigener Kraft besitze ich die Erkenntnis; wen soll ich meinen Meister nennen? In der Welt samt den Himmeln ist niemand, der mir gleich ist. Ich bin der Heilige in der Welt; ich bin der höchste Meister. Ich allein bin der vollendete Buddha; die Flammen sind in mir erloschen, ich habe das Nirwana erreicht." — Je schrankenloser dieses Wort den Anspruch einer einzigartigen Stellung für Buddha geltend macht, um so deutlicher läßt es erkennen, daß dieselbe lediglich die Folge seiner persönlichen Entwicklung, durchaus nicht aber seiner heilsgeschichtlichen oder auch nur weltgeschichtlichen Bedeutung ist. —

Und in der That, Buddha hat die Erlösung nicht bewirkt, sondern zunächst für sich gefunden und sodann der Welt verkündigt. Daher hat seine geschichtliche Erscheinung nur eine zufällige Stellung zu der buddhistischen Religion, sofern dieselbe auch ohne die erstere denkbar wäre und hätte wirklich werden können, wenn nämlich irgend ein anderer jenes Heil gefunden und verkündigt hätte.

Eben deshalb hat die Person des Buddha für das Leben der Gemeinde ausschließlich die Geltung eines Vorbildes, die Bedeutung eines Ideals, was die Bekenntnisformel in ihren Eingangsworten zum Ausdruck bringt: „Auf Buddha will ich im Glauben hinschauen." Dagegen besteht keine wirkliche Gemeinschaft irgend welcher Art zwischen der Person des Buddha und den Gliedern der Gemeinde. Eine solche ist nicht einmal möglich. Denn der Erhabene ist, wie wir noch zeigen werden, nicht eingegangen in das ewige Leben,

sondern in das ewige Erloschensein: er ist im eigentlichen Sinne tot. Doch auch abgesehen davon ist eine solche persönliche Gemeinschaft für den buddhistischen Gedankenkreis in keiner Weise auch nur ein Bedürfnis. —

Damit endlich ist gegeben, daß die geschichtliche Erscheinung Buddhas nicht für alle Zeiten eine bleibende Bedeutung hat. Vielmehr werden im unendlichen Lauf der Entwicklung andere Buddhas folgen, welche das alte Heil von neuem an sich erfahren und von neuem der Welt verkündigen. —

Ziehen wir aus dem Gesagten die Folgerung, so haben wir die Antwort auf die Frage, wie sich für den Buddhismus die Aneignung des Heils gestaltet. Der einzelne wird auf sich selbst gewiesen, daß er, durch Buddhas Vorgang angeregt, denselben Entwicklungsgang durchlaufe und schließlich zu demselben Ziel gelange. Derselbe Zug, der für die Begründung der Erlösung so bezeichnend war, wiederholt sich für die Aneignung derselben. Buddha selbst kennt keinen Gott, zu dem er rufen, und verlangt nach keiner Offenbarung, der er folgen würde. Er selbst ist sein Prophet und sein Erlöser. So schaut auch der gläubige Buddhist umsonst nach einem Retter aus: er selbst muß sich erretten. Wie es für Buddha in der Nacht des Leidens keinen Gott giebt, der den Schrei des Menschenherzens hören könnte, so giebt es für seinen Jünger keinen Hohenpriester, der mit seiner Schwachheit könnte Mitleid haben: er muß sein eigener Hohepriester sein. — Im Angesicht des Todes sagt Buddha zu den Seinen: Seid ihr eure eigene Leuchte, eure eigene Zuflucht; sucht keine andere Zuflucht.

So enthüllt sich hier noch einmal am Abschluß dieses Gedankenkreises der Gegensatz beider Weltanschauungen in seiner ganzen Tiefe und in seinem ausschließenden Charakter. Der buddhistischen Erlösungslehre gelingt es nicht, den Kreis des Kreatürlichen, ja nicht einmal den des Menschlichen an irgend einem Punkte zu durchbrechen. Wo aber dieser Kreis nicht überschritten wird, da kann von Erlösung keine Rede sein. Denn was ich selbst vermag, ist meine eigene That, der Ausdruck meines eigenen Ich. Wenn aber mein Gewissen mir bezeugt, daß ich selbst nicht so bin, wie ich sein sollte, so kann das, was ich selbst vermag und thue, nicht besser sein, als ich selbst. So muß ich, wenn es überhaupt eine Erlösung für mich geben soll, über mich hinaus, um die Er-

lösung als eine freie, unverdiente Gabe aus der Hand eines Höheren zu empfangen. —

Die buddhistische Erlösung verdient daher den Namen nicht, welchen sie für sich in Anspruch nimmt. Ja, sie ist nach ihrem tiefsten Wesen das Gegenteil von Erlösung. Denn sie tötet das ahnungsvolle Sehnen, das in der Brust des Menschen schlummert, nach einer Welt, die reiner, heiliger und größer als die seine ist; indem sie aber dieses Sehnen tötet, bannt sie den Menschen in den engen Kreis der eigenen Persönlichkeit und verleitet ihn zu dem vermessenen und thorheitsvollen Wahn, daß er selbst sein eigener Richter und sein eigener Erlöser, kurz, daß er selbst sein eigener Gott sei. So steht in der buddhistischen Erlösungslehre der Menschwerdung des Sohnes Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dahingegeben, die Selbstvergötterung des Menschen gegenüber. —

Wir haben somit die Voraussetzungen der christlichen und der buddhistischen Erlösungslehre dargelegt, haben diese letztere selbst im einzelnen verfolgt und endlich ihre subjektive Aneignung entwickelt. Dabei faßten wir die letztere zunächst, und insoweit auch mit Recht, als eine einzelne, entscheidungsvolle That, durch welche das Leben eine völlig neue Richtung findet, herausgehoben aus der Nacht der Sünde und des Todes zu dem hellen Lichte seligen Glaubens, oder, nach buddhistischer Betrachtungsweise, aus der Welt des Schmerzes und des Leidens zu dem tiefen Frieden erlösender Erkenntnis. Doch so sehr die Aneignung der Erlösung eine solche ursprüngliche That voraussetzt, so ist sie damit doch nur eingeleitet und begründet, aber keineswegs für immer abgeschlossen. Diesem Abschluß geht sie vielmehr erst entgegen auf dem Wege allmählicher und ernster sittlicher Entwicklung. Auf diesen Prozeß der sittlichen Entwicklung richten wir nunmehr unser Auge. Denn darin stimmen Christentum und Buddhismus völlig überein, daß sie den Abschluß für die Aneignung der Erlösung innerhalb der sittlichen Entwicklung suchen. Wie aber gestaltet sich nach jeder dieser beiden Anschauungen die sittliche Entwicklung selbst? —

Ich lenke noch einmal auf Buddhas Lebensweg zurück. Ich zeigte, wie er nach jener Nacht, die ihn für immer von der Welt geschieden hat, zunächst durch strengste Büßung und Kasteiung das Heil zu finden suchte, so daß er von sich auch wohl hätte sagen dürfen, was Luther, im Hinblick auf die entsprechende Stufe seiner

Entwicklung bezeugt, daß er es sich habe sauer werden lassen um seiner Seelen Seligkeit. Doch wenn Buddha diesen Weg betreten und Jahre hindurch verfolgt hat, so hat er ihn mit der Einsicht verlassen, daß er mit solchen Mitteln den Frieden seiner Seele nicht gewinnen könne. —

Diese Einsicht ist von grundlegender Bedeutung für die Auffassung des Sittlichen von Seiten des Buddhismus. Dies bezeugt der Ausspruch Buddhas: „Zwei Enden giebt es, von denen muß, wer ein geistliches Leben führt, fern bleiben. Das eine ist ein Leben in Lüsten, das andere ein Leben in Selbstpeinigung. Von diesen beiden Enden ist der Vollendete fern, hat den Weg, der in ihrer Mitte liegt, erkannt."

Die Ethik des Buddhismus sucht ihren Weg zwischen zwei Extremen, erstrebt also harmonische Entwicklung, ohne Zweifel in Übereinstimmung mit dem Christentum. Daß und inwiefern sie dieses Ziel thatsächlich nicht erreicht, werde ich an seinem Orte zeigen. Warum sie es aber nicht erreichen kann, werden wir im voraus zu bestimmen suchen. —

Wo Harmonie sein soll, muß Freiheit sein. Beruht nun die buddhistische Sittlichkeit auf Freiheit? —

Die buddhistische Anschauung faßt die Erlösung nicht als Gottesthat, sondern als einen menschlichen Erkenntnisakt, der selbstverständlich nicht als solcher erlöst, sondern nur insoweit, als er zu dem entsprechenden Verhalten Kraft verleiht. Dadurch wird die sittliche Entwicklung zu einem Mittel der Erlösung. Im Christentum ist sie vielmehr die Folge der vorangegangenen Erlösung, ruht deshalb auf einem lebendigen Princip, aus dem sie sich naturgemäß entfaltet, und ist darum frei von aller ängstlichen Gesetzlichkeit. Die wahrhaft freie Persönlichkeit kann nur das Christentum erstehen lassen, während der Buddhismus an den Geist der Knechtschaft gebunden bleibt, der seiner Sittlichkeit einen äußerlichen, gesetzlichen Charakter giebt.

Dieser gesetzliche Zug macht es dem Buddhismus von vornherein unmöglich, jene harmonische Entwicklung thatsächlich zu erreichen, die er als sein Ziel bezeichnet. Indem derselbe ebenso sehr ein Leben voll zügelloser Lust, wie ein solches voll finsterer Selbstpeinigung zu vermeiden sucht, müßte er in Rücksicht auf den doppelten Gegensatz, den er bekämpft, folgerichtig ein Leben fordern, das die Gegensätze ungebundener Willkür und äußeren Gesetzes-

zwanges in der höheren Einheit einer inneren Freiheit überwindet. Auf diesem Standpunkte, auf dem er denjenigen der christlichen Sittlichkeit erreichen würde, hätte er allerdings das Ziel harmonischer Entwicklung, das er für sich in Anspruch nimmt, verwirklicht. Wenn er aber, wie wir sehen werden, dieses Ziel thatsächlich nicht erreicht hat, so hat dies eben darin seinen Grund, daß er, wie wir zeigten, durch die Stellung, die er der sittlichen Entwicklung in dem Heilsprozeß zuweist, durchaus gehindert ist, die Stufe der Gesetzlichkeit zu überschreiten. —

Daß es aber in der That dem Buddhismus nicht gelingt, zu einer freien und harmonischen Lebensgestaltung sich zu erheben, das zeigt sich wohl in nichts deutlicher, als in dem vorwiegend negativen und darum verhältnismäßig unfruchtbaren Charakter der buddhistischen Sittlichkeit. Ich bezeichne damit einen neuen, wesentlichen Zug der letzteren selbst, und meine, daß derselbe in einzelnen, bereits hervorgehobenen Momenten des buddhistischen Systems seine deutliche Begründung findet. —

Die christliche Erlösung ist eine Willensthat. So ist das letzte Ziel der sittlichen Entwicklung nicht Leiden und Entsagen, sondern Schaffen und Wirken. Wohl soll der alte Mensch sterben, doch nur zu dem Zweck, daß der neue auferstehe und lebendig werde. Darum sagt der christliche Dichter zwar: „Das Lebendige will ich preisen, das nach Flammentod sich sehnt“, doch er fügt hinzu: „Und solang du dies nicht hast, dieses Stirb und Werde, bist du nur ein trüber Gast auf der dunkeln Erde.“ So ist der christlichen Sittlichkeit eine unendliche Fülle positiver Aufgaben gestellt, welche sich für den einzelnen individuell gestalten, welche aber alle ihre Einheit in der grundlegenden Bestimmung haben, alle Seiten des Lebens mit christlichem Geist zu erfüllen. Die buddhistische Sittlichkeit dagegen, die in keiner Willensthat ihre vorangegangene Begründung findet, weiß folgerichtig nur von dem Flammentod zu sagen, nach welchem das Lebendige sich sehnt, nicht aber von einem neuen Leben, in welchem sich die Macht der Sittlichkeit fruchtbar und schöpferisch entfalten könnte.

Erscheint somit schon die formelle Auffassung, welche die Erlösung in jeder der beiden Religionen findet, als die Voraussetzung, aus welcher sich naturgemäß hier eine durchaus positive, dort eine vorwiegend negative Sittlichkeit entwickelt, so wiederholt sich dieser Zusammenhang in Beziehung auf noch andere Aussagen der beider-

seitigen Glaubenslehren. Es entspricht nur der Schätzung, welche der sittlichen Persönlichkeit, sowie den natürlichen Verhältnissen des Lebens innerhalb der christlichen Betrachtungsweise zu teil wird, wenn das ethische Ideal nicht in der Verneinung, sondern in der Verklärung und Vollendung der durch jene Faktoren gesetzten Beziehungen gesucht wird. Auf der anderen Seite ist es nur folgerichtig, wenn eine Weltanschauung, der die wirkliche Welt durchaus nichts als Leiden bietet, als Ziel der sittlichen Entwicklung das betrachtet, dahin zu gelangen, daß man auf die Welt herabblickt, „als sähe man eine Schaumblase; als sähe man ein Luftbild." Und weiter, wo die Erlösung selbst nichts anderes ist, als „Aufhebung des Leidens", wo diese Aufhebung lediglich vermittelt wird wiederum durch eine Aufhebung, durch „die gänzliche Vernichtung des Begehrens", wo endlich selbst die scheinbar unbestreitbare Wirklichkeit des eigenen Ich erbarmungslos geopfert und zur Aufhebung verurteilt wird, da kann die Sittlichkeit in ihrem eigentlichen Ziel nichts anderes als unendliche Verneinung sein.

Dieser negative Charakter der buddhistischen Sittlichkeit offenbart sich aber insbesondere in einer vierfachen Beziehung: in dem Überwiegen der Verbote, in dem Mangel an positiver Fruchtbarkeit, in der einseitigen Betonung der individuellen Sittlichkeit und endlich in der Zeichnung des sittlichen Ideals. —

Die buddhistische Sittlichkeit kennt überwiegend nur Verbote und Gebote nur insofern, als sie mit den ersteren notwendig zusammenhängen; sie kennt nur das ängstliche „Du sollst nicht", nicht aber das freudige „Du sollst."

Die buddhistische Sittlichkeit entbehrt der positiven Fruchtbarkeit. Sie weiß den Wert der Arbeit nicht nur nicht im vollen Maße zu würdigen, sie findet für die letztere überhaupt keine sittliche Schätzung. Ja, jene schon herangezogene Episode aus dem Leben Buddhas, die durch die Aufforderung des Bösen, in die Welt zurückzukehren und dort des Königsamtes in Gerechtigkeit zu warten, eingeleitet wird, schließt die Annahme in sich, daß der Gedanke an werkthätige Lebensarbeit als ein durchaus versuchlicher und darum abzuweisender beurteilt werden muß. —

Die buddhistische Sittlichkeit ist einseitig individuell gerichte und der Pflege des sittlichen Gemeinschaftslebens in keiner Weise zugewendet. Zerstört die buddhistische Anschauung doch selbst die einfachste und durch die Natur selbst gesetzte Grundlage, auf welcher

sittliches Gemeinschaftsleben sich entwickeln kann. Nicht einmal die Familie wird als sittliche Ordnung und als ein Ort sittlicher Bethätigung und wechselseitigen Gebens und Empfangens anerkannt: denn „das Leben im Hause ist eine Stätte der Unreinheit; Freiheit ist im Verlassen des Hauses.“

Die buddhistische Sittlichkeit zeichnet endlich selbst ihr Ideal, ein Ideal weltflüchtiger und unfruchtbarer Beschaulichkeit, dessen Einfalt und Innigkeit uns nicht über seine Hohlheit täuschen darf. „Wann werde ich in Bergesgrotten allein weilen ohne Gefährten, in allem Dasein die Unbeständigkeit schauend? Wann werde ich ein Weiser im Fetzengewande, im gelben Kleide, nichts mein nennend, ohne Trachten, ablassend von Liebe und Haß, von Verblendung ablassend, froh im Walde weilen? Die weiten, herzerfreuenden Gefilde, von Wäldern bekränzt, die lieblichen, da Elefanten ihre Stimme erheben, die Felsen machen mich fröhlich. Wo der Regen rauscht, die liebliche Stätte, die Berge, wo Weise wandeln, wo Pfauenruf ertönt, die Felsen machen mich fröhlich. Dort ist gut sein für mich, den Freund der Versenkung, der dem Heil entgegenringt.“ —

Und daß dies Ideal, wenn auch mit dichterischem Schwunge und in blühenden Farben gezeichnet, nichts anderes als die Wirklichkeit zum Ausdruck bringt, wie sie der Buddhismus zu gestalten sucht, beweist die Lebensordnung, in der sich für den Buddhajünger das sittliche Ideal verkörpert. Dieselbe kennt als einziges Mittel sittlicher Bethätigung religiöse Betrachtung, die nur durch den täglichen Almosengang, die tägliche Mahlzeit und die notwendige Ruhepause unterbrochen wird und im übrigen das Leben ganz erfüllt.

Muß demnach die Negativität und darum der Mangel an positiver Fruchtbarkeit als ein wesentlicher Zug buddhistischer Sittlichkeit gerade im Gegensatz zu derjenigen des Christentums bezeichnet werden, so hängt hiermit ein weiterer Unterschied zusammen.

Es liegt in der Natur des menschlichen Geistes begründet, daß die buddhistische Sittlichkeit, je unfruchtbarer sie sich gestaltet, sich um so enthusiastischer entfaltet. Während der christlichen Sittlichkeit gerade wegen ihrer Positivität das Merkmal der Besonnenheit gewahrt wird, ein Zusammenhang, den die Kirchengeschichte bestätigt, die das enthusiastische Element stets im Bunde mit dem weltflüchtigen erscheinen läßt, so kommt der buddhistische Enthusias-

mus darin zur entschiedenen Geltung, daß die sogenannte Versenkung als ein wesentliches Glied der sittlichen Entwicklung beurteilt wird. „Wenn am Himmel die Donnerwolke die Trommel rührt, wenn Regenströme den Pfad der Lüfte erfüllen, und der Mönch in einer Bergeshöhle der Versenkung sich hingiebt: keine höhere Freude mag ihm werden.“ —

Zwar hängt diese Betrachtungsweise mit einer Richtung zusammen, welche die buddhistische Sittlichkeit mit der christlichen gemein hat, und welche bei beiden in demselben Gegensatze begründet ist. Beide wenden sich gegen eine äußerlich mechanisierende Auffassung des Sittlichen, welche die Handlung als solche von dem Grunde der Gesinnung loslöst; beide weisen deshalb auf die Tiefe der Gesinnung als den lebendigen Mittelpunkt aller sittlichen Gestaltung und den entscheidenden Maßstab aller sittlichen Schätzung. Dieser Zug zur Innerlichkeit nimmt aber im Buddhismus im Gegensatz zum Christentum eine einseitige und verhängnisvolle Wendung: nicht nur, weil er übersieht, daß, wenn die Handlung auch nicht als solche, sondern nur im Zusammenhang mit der Gesinnung ihren sittlichen Wert empfängt, doch aber andererseits die Gesinnung sich notwendigerweise im Handeln offenbaren muß; sondern noch mehr deshalb, weil er das Innenleben vorwiegend enthusiastisch zu entwickeln sucht. —

Nur so erklärt sich, abgesehen von zufälligem geschichtlichen Zusammenhange, aus dem Ganzen des Systems die Bedeutung, welche der Versenkung zugeschrieben wird. Dieselbe führt zunächst die Negativität der buddhistischen Sittlichkeit zu ihrer letzten Folgerung. Denn dieselbe steckt der sittlichen Entwicklung dies als höchstes Ziel, daß der einzelne auf dem Wege nüchternster Verstandesarbeit sein Bewußtsein jedes positiven Inhalts zu entkleiden sucht, bis er endlich zu der Vorstellung der „Nichtirgendwasheit“, die da heißt: „Nicht ist irgend etwas“, sich erhebt. Doch gerade da auf dem höchsten Punkt der Entwicklung schlägt die Negativität in Enthusiasmus um: denn schon die Forderung einer solchen Abstraktion ist eine enthusiastische, weil sie die Wirklichkeit in jeder Hinsicht aufzuheben trachtet. Und es ist dann weiter nur der Ausdruck dieses inneren Zusammenhanges, wenn jene Versenkung so häufig und so leicht mit ekstatischen und visionären Zuständen sich verknüpft und damit diese als die ihr naturgemäßen Formen anerkennt. —

Fassen wir nunmehr die bisherige Entwicklung zusammen, soweit sie sich auf die Vergleichung der christlichen und der buddhistischen Sittlichkeit bezogen hat. Christentum und Buddhismus erstreben harmonische Entwicklung. Nur das Christentum vermag dieselbe zu erreichen, weil seine Sittlichkeit auf Freiheit gegründet ist. Im Gegensatz dazu zeigt die buddhistische Sittlichkeit einen gesetzlichen Charakter. Wie hiernach Freiheit und Gesetzlichkeit einander gegenüberstehen, so weiter positive Lebensarbeit und unfruchtbare Weltverneinung, besonnene und enthusiastische Innerlichkeit. Dies war das bisherige Ergebnis. Dasselbe bedarf nur noch in einem Punkt der abschließenden Ergänzung. —

Die christliche Sittlichkeit hat ihren unverrückbaren Maßstab und ihren entscheidenden Beweggrund in dem heiligen Willen des lebendigen Gottes. Der Buddhismus kennt Gott nicht, und so fehlt ihm dieser Maßstab. Da aber die Sittlichkeit einen solchen nicht entbehren kann, so findet er ihn da, wo er ihn allein zu suchen vermag, in dem Menschen selbst. Dasjenige ist sittlich, was den Menschen fördert, zwar nicht im Sinne des gemeinen Nutzens, sondern in Hinsicht auf das Ziel, das er verfolgt. Damit aber ist das Wesen der Sittlichkeit aufgehoben, deren Würde gerade darin besteht, daß sie völlig unabhängig von allen Folgen ihre Wahrheit in sich selbst hat. Nun ist zwar nicht zu bestreiten, was schon die Selbstbeobachtung verbürgt, daß thatsächlich die christliche Sittlichkeit in dieser Hinsicht häufig die Linie der buddhistischen durchaus nicht überschreitet: denn es ist buddhistisch, wenn wir unser sittliches Verhalten durch die Aussicht auf künftige Belohnung, und wäre es auch die Herrlichkeit des ewigen Lebens, begründen wollen. Doch diese Auffassung ist eben nicht christlich, so sehr sie auch der Anschauung des natürlichen Menschen und darum auch der natürlichen Anschauung des Christen entsprechen mag. Der Christ kennt nur einen Grund des sittlichen Verhaltens: den heiligen Willen Gottes, und ein Motiv, das der Apostel mit den Worten bezeichnet: Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt. —

Wir stehen am Ende unserer Untersuchung: Wir haben im einzelnen verfolgt, wie sich nach christlicher und nach buddhistischer Betrachtungsweise die religiöse und die sittliche Entwicklung vollzieht, und worauf sie sich begründet. Doch wo von Entwicklung geredet wird, da muß auch ein Ziel gegeben sein. So frage ich

zum Schluß: Welches ist das letzte Ziel des Christentums, und welches ist das letzte Ziel des Buddhismus? —

Das Christentum bietet schon auf Erden ewiges Leben, was diejenigen vergessen, welche ihren Sinn einseitig und darum ungesund dem Jenseits zuwenden; aber eben weil es ewiges Leben ist, das das Christentum uns schon auf Erden bietet, muß das Leben auch des Todes dunkle Stunde überdauern. Ja, noch mehr: wir tragen hier den Schatz des Lebens in irdischen Gefäßen, und noch ist nicht erschienen, was wir sein werden. Das Ziel des Christentums ist also für die einzelnen die ewige Vollendung der Persönlichkeit nach ihren wahrhaft gottverwandten Zügen, und darum für das Ganze der neue Himmel und die neue Erde, und durch sie waltend Gottes Geist und auf ihr wohnend die Gemeinde der Erlösten. —

Hat auch die Entwicklung, wie sie der Buddhismus bietet, ein ewiges Ziel? Es kann nach allem, was wir hörten, kein anderes sein, als das Ziel der ewigen Vernichtung. Wohl nennt er dieses Ziel die Ruhe, die ewige Stätte, das Land des Friedens, den Gewinn, über den kein Gewinn geht. Der Gewinn ist aber der, daß zerbrochen ist der Leib, erloschen das Vorstellen, dahingeschwunden das Empfinden, und die Ruhe des Nirwana ist die Ruhe eines Schlummers ohne Ende; denn das Bewußtsein ist zur Rüste gegangen. So winkt dem gläubigen Buddhisten als das höchste Ziel die Nacht ewigen Erloschenseins. Einst am Ende aller Tage wird die Weltentwicklung dieses letzte Ziel erreichen, daß alles Geistesleben, alles bewußte Dasein in die große Weltennacht, aus der es kein Erwachen giebt, gemündet ist. So wenigstens spricht Brahma bei Buddhas Tode diesen Spruch:

„In den Welten die Wesen all' legen einst ab die Leiblichkeit, sowie jetzt Buddha, der Siegesfürst, der höchste Meister aller Welt, der Mächtige, der Vollendete zum Nirwana ist gegangen ein."

Das also ist die Beichte des Buddhismus: Alles ist eitel, und das Ziel des Lebens ist der Tod. Ich habe dieser Beichte nur ein Wort hinzuzufügen. Daß diese Beichte nicht nur für Indiens Grenzen Geltung hat, daß sie der Menschheit gilt mit allem ihrem eigenen Streben, daß es keine Macht, die Wahrheit dieser Beichte auf die Dauer zu verhüllen, giebt, das beweist, wenn irgend eine, unsere Zeit. Woher denn sonst die Stimmen der Verzweiflung, um nur ein Gebiet herauszugreifen, in den Werken der modernen

Litteratur, bald herabgedämpft zum Tone der Entsagung, aber ohne Hoffnung, bald mit prometheischer Gewalt den Himmel stürmend. Nur eine Macht ist dieser Beichte des Buddhismus überlegen. Es ist die Macht des Christenglaubens. Der Vernichtung tritt das Leben gegenüber. Mit der Verzweiflung ringt die Hoffnung. Und wo dieser Kampf ein Menschenleben ernst durchzieht, da kann es nicht anders sein, als daß zuletzt die Hoffnung siegt und das Leben triumphiert. Das wird auch das Ende aller Kämpfe sein, welche unsere Zeit durchziehen, und die im tiefsten Grunde auf der Frage ruhen: Was ist Wahrheit, Buddhismus oder Christentum?

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zeitfragen

des

christlichen Volkslebens.

Begründet

von

Dr. Mühlhäußer und **Dr. Geffcken.**

Fortgeführt

von

E. Frhr. v. Ungern-Sternberg in Berlin und **Pfarrer G. Schlosser** in Frankfurt a. M.

Dreizehnter Band.

Heilbronn.

Verlag von Gebr. Henninger.

1888.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XIII. Heft 2.

Fortschritt, Fortentwickelung, Fortbildung im Kulturleben.

Von

G. Schlosser,

Pfarrer in Frankfurt a. M.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1887.

„Es ist doch alles in stetem Fortschritt begriffen," sagte mir im vorigen Herbst auf einer Reise ein mitreisender bleicher, junger Mann mit hohler Stimme, der für den Winter aus dem rauhen Norden in den milderen Süden flüchtete. „Es ist alles in stetem Fortschritt begriffen." — „Nur, scheint's, Ihre Gesundheit nicht," hätte ich beinahe gesagt, that's aber nicht und bin froh darum, denn der Arme, froher Hoffnung voll, ging offenbar dem Grabe entgegen und ist jetzt wahrscheinlich schon hineingesunken. Ist das auch ein Fortschritt? Ja und nein, je nachdem.

Der junge Mann hatte, ehe er mit jener Bemerkung ein Gespräch mit mir einzuleiten versuchte, in einer Zeitschrift, einer Art illustrierter Monatsschrift, gelesen, die er nun beiseite legte und auf deren Decke ich einige Zeichnungen von Maschinen, chemischen Retorten u. dgl. wahrnahm. Man konnte ja denken, er meine die Fortschritte der Neuzeit auf dem Gebiete der Mechanik, der Naturwissenschaften u. s. w. Aber da er das „alles" so entschieden betonte, mußte man annehmen, — was auch die weitere Unterredung bestätigte, — daß er das sagen wollte, was unserer Zeit fast zum Dogma und Hauptgebot geworden: Du sollst glauben, daß die Menschheit in stetem Fortschritt begriffen, daß namentlich die Menschheit der Gegenwart unendlich weit gegen frühere Zeiten fortgeschritten ist, — das ist das vornehmste und größte Gebot; das andere aber ist dem gleich: Du sollst glauben, daß die Menschheit unaufhaltsam noch viel weiter, ja ins Unendliche fortschreiten wird. Daran zu zweifeln, das zu verneinen, oder gar dem Fortschritt, was man dafür hält, hemmend in den Weg zu treten, ist Hochverrat an der Menschheit.

Was sagen nun wir Christen zu der Behauptung von beständigem Fortschritt der Menschheit? Wir sagen: Ja und nein, je nachdem. Man muß nur vor allem darüber im reinen sein,

was Fortschritt eigentlich ist; denn es gab und giebt wohl keinen Rückschritt, der sich nicht selbst für einen entschiedenen Fortschritt hielte und sich dafür ausgäbe, und oft genug sind gerade die entschiedensten und heilsamsten Fortschritte als Rückschritte verschrieen worden, zumal in unserer Zeit. Es giebt Fortschritte, die im Grunde nur die traurigsten Rückschritte sind, bei Einzelnen, bei Familien, bei ganzen Völkern, bei ganzen Zeitaltern. Es giebt Fortschritte bei denen selbst ein so großer Fortschrittsmann, wie der Führer der gesamten deutschen Fortschrittspartei, wie dort in München auf der großen Naturforscherversammlung vor einigen Jahren, erschrocken: Halt! ruft. Es giebt einen Fortschritt, der gleicht dem Dahinrasen eines wild gewordenen Pferdegespannes, bei dem Rosse und Wagen, Insassen und Lenker alle die Hälse brechen können; es giebt Fortschritte im Bösen, Fortschritte, die gleichen der galoppierenden Schwindsucht, wie bei einzelnen, so bei ganzen Völkern, und ihr Ende ist wie bei dieser.

Über die Frage: Was ist Fortschritt? eine rechte Klarheit zu erlangen, ist nötig für jeden, der seine Zeit, seine Stellung und Aufgabe in ihr begreifen, jene bewahren und diese lösen will. Vor allem aber ist es dem Christen nötig, denn in dem Gebiet, das ihm das allerwichtigste ist, im religiösen, erschallt der Fortschrittsruf nicht minder laut und stürmisch wie im politischen und socialen, wenn der „Fortschritt" auch nicht mehr, wie vor 30—40 Jahren, Parteidevise ist und, zumal im politischen Gebiet, die betreffende Partei, seit man einmal angefangen, vom „Fortschrittsphilister" zu reden, den Namen aufgegeben und sich andere epitheta ornantia, natürlich auch sehr anerkennende und rühmliche, beigelegt, wie sie ja überhaupt nur mit ausgezeichneter Hochachtung von sich selbst zu reden pflegt. — Aber wahrlich! nicht bloß Leute, die im Banne der Phrase, des Stich- und Schlagworts stehen, verlangen Fortschritt, auch gründlichere Leute, die wohl wissen, was sie wollen, und zwar von den verschiedensten Richtungen, auch tief religiöse Leute, ja die entschiedensten Christen. Aber was für verschiedene nicht bloß, sondern entgegengesetzte Anschauungen haben sie vom Fortschritt unseres Geschlechtes in der Kultur, zumal in dem genannten Gebiet? Sie sprechen's deutlich genug aus: „Gebt," so heißt's von einer Seite, „die ganze Vorstellung (wenn nicht gar den thörichten Wahn) einer übersinnlichen, zukünftigen Welt, eines Himmels, einer Hölle, auf, haltet euch einfach und allein

an das, was wir bestimmt wissen, das uns durch die Sinne eingeht, ans Diesseitige, ans Erdenleben, fordert nicht mehr: Daß das heranwachsende Geschlecht in diesen Märchen aus alten Zeiten erzogen wird, sorgt für tüchtigen naturwissenschaftlichen und sonstigen realistischen Unterricht, — neben dem vielleicht auch etwelche ein wenig Moral gelten lassen, wenn sie nicht als die allerfortgeschrittensten den Egoismus als alleinige und allein berechtigte Triebfeder und Norm erklären — und — „ihr verhelft der Menschheit zu einem großen Fortschritt!" „Nein," heißt's von einer anderen Seite, „Religion muß sein; sie ist die Grundlage wahrer Volkswohlfahrt; aber sie darf nicht den ausschließlichen Charakter tragen, sie muß auf die einfachen Sätze sich zurückführen lassen, in denen Christen, Juden, Türken und Heiden sich einigen können. Einigt euch dahin und ihr verhelft der Menschheit zu einem glorreichen Fortschritt!" „Behüte," heißt's wieder von einer anderen Seite, „das Christenthum ist jedenfalls die vollkommenste Religion, aber nicht dieses in verschiedene Konfessionen und Kirchen gespaltene, dazu mit der Zeitkultur im Widerspruch stehende. Hier gilt's einen Fortschritt, eine Fortentwickelung, eine Fortbildung zur Weltreligion." In welcher Weise? Darüber werden viele Vorschläge gemacht. Nicht anders ist's im Gebiet des politischen und socialen Lebens, wo die Fortschrittsforderungen und Ratschläge entgegengesetztester Art wohl kaum zu zählen und nur darin etwa innerlich verwandt und ähnlich sind, daß sie allesamt auf eine stärker oder schwächer fortschreitende Auflösung früher vorhandener Bestände, Ordnungen oder Schranken hinausgehen. Wir hören darüber ins einzelne; vorerst scheint's vonnöten, einmal zuzusehen, was eigentlich die landläufige Ansicht vom Wesen und Gesetz des Fortschritts ist.

Vorherrschend ist beim Durchschnittskulturmensch die Ansicht, die ihm wohl vernünftigerweise kaum bestreitbar erscheint, daß kraft der dem Menschen angeborenen, leiblichen und geistigen Anlagen und Kräfte, ein stetes Fortschreiten in der Menschheit als eine Art Naturnotwendigkeit stattfinden müsse, in derart, daß, wenn ein paar Jahrzehnte, oder gar Jahrhunderte verflossen seien, ein Volk, oder die Menschheit ebendeshalb auch schon ein Stück weiter gekommen sein müsse in ihrer Kultur, ihren Kenntnissen, Einrichtungen, Gesetzen und Sitten, wenn auch einzelne kleine vorübergehende Hemmungen und Störungen vorgekommen sein mögen. Im großen ganzen geht's unaufhaltsam

vorwärts. Das steht vielen so fest, daß allein schon das Alter einer Sache fast ein Zeugnis für ihre Geringwertigkeit und Unhaltbarkeit ist. „Soll, was vor 300 Jahren gegolten, auch heute noch gelten wollen?“ das war vor 30, 40 Jahren die unermüdlich wiederholte, ja stehende Redensart der liberalen, rationalistischen Presse, wie in der sonstigen Erörterung der Tagesfragen, in Schulmeister- und oft nicht minder auch Pfarrkonferenzen, wobei man kaum jemals unterließ, hinzuzufügen: „im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen, der tief- und weitgehenden Forschungen im Gebiet der Naturwissenschaften“. Mit ihnen, d. h. mit diesen Phrasen glaubt man, laut Ausweis ausführlicher Konferenzprotokolle aus einem Kirchengebiet des mittleren Deutschlands, die ganze Geltung der Sakramentslehre Luthers und der alten Kirche als Thorheit erwiesen und abgethan zu haben. Wir gehen auf diese Begriffsverwirrung zunächst hier gar nicht ein und fragen nur: Wie besteht denn jenes Gesetz, jene Notwendigkeit, ja nur die behauptete Thatsache des steten Fortschritts vor dem Forum der Geschichte? Die bestätigt das alles so wenig, daß sie vielmehr zahllose Beispiele vom Gegenteile aufweist. Sie lehrt weiter, daß mancher wirklich vorhandene Fortschritt doch bei weitem nicht so groß ist, früheren Zeiten, Zuständen und Kulturzuständen gegenüber, wie man's gewöhnlich anzunehmen pflegt; daß weiter in manchem Zeitalter Fortschritt und Rückschritt in bedenklicher Weise nebeneinander hergehen, oftmals selbst in einem und demselben Gebiet etwa des intellektuellen, etwa des wissenschaftlichen Lebens, wo z. B. eine aufstrebende Naturforschung jahrzehntelang eine blühende Sprach- und Geschichtsforschung in Rückgang gebracht hat, um selbst wieder in Rückgang zu kommen; wie früher eine enorme Gelehrsamkeit alles poetische, auch wohl künstlerische Leben daniederhielt und lähmte, eine rege philosophische Arbeit, die man für den Stolz des Geschlechtes und des Jahrhunderts hielt, von den sog. exakten Wissenschaften fast vollständig aus dem Leben verdrängt worden ist. — Ganz besonders häufig aber ging mit Fortschritten in äußerer Kultur ein Rückschritt des sittlichen Lebens, eine Abnahme der ethischen und nicht selten sogar auch der intellektuellen und physischen Kraft nebeneinander, ja, wie Hand in Hand, so daß man nicht weiß, ob man von Fortschritt dabei überhaupt noch reden darf und nicht vielmehr von Rückschritt reden muß. Vor

30—40 Jahren lernte man in den Lateinschulen das Verschen: Qui proficit in literis et deficit in moribus, plus deficit quam proficit (Wer fortschreitet in den Wissenschaften und rückschreitet in den (guten) Sitten, schreitet mehr zurück als voran). Im allgemeinen gilt das nicht mehr bei dem Geschlecht unserer Tage. Der intellektuelle Fortschritt, der Fortschritt im Wissen gilt als der Fortschritt katexogen und entschieden soviel, daß der Rückschritt in den Sitten kaum in Betracht kommt. Das Zurücktreten der idealen, oder gar der religiösen Interessen hinter den materiellen für einen Rückschritt zu halten, fällt dem Durchschnittskulturmensch der Neuzeit so wenig ein, daß er dies sogar wohl noch für den glorreichsten Fortschritt hält und proklamiert. Man wird in Bezug auf die Fortschrittsfrage selbstverständlich vor allem über die dem Menschen und der Menschheit gesetzte Aufgabe, das ihr gesetzte Ziel und die ihr verliehenen Gaben im Reinen sein müssen, ehe man sagen kann: sie ist fortgeschritten oder zurückgeschritten, das will heißen: sie ist ihrem Ziel näher oder ferner gekommen, hat ihre Gaben, ihr Pfund nach dem bekannten Gleichnis gemehrt, oder verkommen lassen, oder gar verschleudert. Es hilft wohl zunächst noch zur größeren Klärung und Kritik der landläufigen Meinung vom Fortschritt, wenn wir die verschiedenen Gebiete unterscheiden und einzeln ins Auge fassen, in denen man besonders die großen Fortschritte nachzuweisen pflegt, um das Urteil darüber vor allem einmal aufs rechte Maß zurückzuführen.

Da ist zuerst das Gebiet der mechanischen Fertigkeiten, die man ja wohl vor allem als Stolz des Jahrhunderts und der Menschheit in den Vordergrund stellt. Und wer wollte denn das auch gering schätzen, diese Leichtigkeit des Verkehres, die Bändigung so vieler Naturkräfte in den Dienst der Menschen, zur Triebkraft ihrer tausendfältigen Maschinen. Wir freuen uns alle der Möglichkeit, in wenig Minuten einen Gedanken und ganze Reihen von Gedanken über Länder und Meere hinweg, über den ganzen Erdball fliegen zu lassen. Wir erkennen's an: man hat es weit gebracht im Bau kühner Brücken über Meeresarme, im Legen von Schienen über hohe Berge, im Durchbohren derselben zu mächtigen Tunnels, doch imponiert uns das absolut nicht mehr als die in Felsen eingehauenen Tempel und Städte im alten Indien, die sog. sieben Wunder der alten Welt, wie die hängenden Gärten der Semiramis, die Riesenbilder, die man in Ninive und

Pergamos ausgräbt, die überdies von einer Kunst zeugen, die wir gegenwärtig wahrhaftig noch nicht übertroffen, vielleicht noch nicht erreicht haben, die Obelisken und Pyramiden, die man aufgerichtet ohne die mechanischen Hilfsmittel der Gegenwart. Zeigt unsere Zeit mehr Scharfsinn, so jene uralte Vorzeit mehr Kraft, mehr Ausdauer, mehr Kühnheit. Und man darf es wohl in Frage stellen, ob im gewerblichen Leben, auch dem kunstgewerblichen unsere Zeit und unser Geschlecht so gar hoch über den Geschlechtern der Vorzeit steht. Hat doch in diesen Tagen auf dem Anthropologen-Kongreß in Nürnberg Professor Virchow bewundernd von den feinen, schönen Verzierungen gesprochen, die man auf Geräthschaften aus der sog. Steinzeit, also der Zeit primitivster Kultur, ja eigentlich einer Zeit, die man sich als eine Zeit der Unkultur und Roheit denkt, gefunden hat.

Ein anderes Gebiet ist das der Wissenschaft, insbesondere der sog. exakten Wissenschaften, über deren Stand dem Sohn des neunzehnten Jahrhunderts das Herz schwillt, wenn er nur an die Möglichkeit denkt, mittelst der sog. Spektralanalyse die Bestandteile der Sterne am Himmel zu erforschen, aber einem Geschichtskundigen wird's doch kaum mehr imponieren, als jene Anfänge astronomischen Wissens bei den alten Ägyptern, die ohne Riesenteleskope schon vor 3000 Jahren die Grundzüge gegeben, über die man im großen und ganzen noch nicht hinausgekommen. Mit den anderen Lieblingswissenschaften der Neuzeit, mit denen man nahezu Abgötterei getrieben, Chemie, Physiologie u. s. w., mag man sich ja wohl rühmen, daß man in Bakterien, Bacillen, Sporen u. dgl. den Totengräbern unseres Leibes auf die Spur gekommen, dem Tod selbst aber noch nicht eine Hand breit seines Herrschergebietes abgerungen hat, wie er es zu des Hippokrates Zeit innegehabt. Und wie im Gebiet des gewerblichen Lebens das griechische Feuer, das biegsame Glas und das leuchtende Rot der Glasmalerei ꝛc., so ist auch unter den exakten Wissenschaften manche ganz verloren gegangen.

Ein anderes Gebiet ist das der Kunst, und da konnte doch auch nur die vollste, dünkelhafte Unwissenheit leugnen, daß unser fortgeschrittenes Zeitalter bei dem Altertum, bei dem Geschlecht, das vor 2000 Jahren gelebt und im sog. „finsteren Mittelalter“ in die Schule gehen muß und kaum mehr kann, als nachahmen und mit all seinen Bemühungen, etwa auch nur einmal

einen neuen selbständigen Baustil zu schaffen, zuschanden geworden ist.

In der Dichtkunst aber ist es eine ebenso unbestreitbare Thatsache, daß, wie in der alten Heroenzeit, so auch in der klassischen Litteratur von einem Epigonenzeitalter berichtet wird, einem Geschlechte schwächerer Art; ja es hat fast jedes Volk in diesem Gebiet des feinsten und edelsten Kulturlebens eine Blütezeit, einen Höhepunkt, den es nie wieder erreicht, wenn es ihn einmal überschritten hat. Dieser geschichtlichen Thatsache gegenüber, die im Gebiet des natürlichen humanen Völkerlebens niemand bestreiten kann und von der eine Ausnahme bloß da stattfindet, wo ein Übernatürliches neuschaffend hereintrat, läßt es eigentlich unbegreiflich erscheinen, wie die Sage vom steten Fortschritt entstehen und so allgemeine Annahme finden konnte. Nicht minder schwer zu begreifen ist's, wenn man die Thatsache ins Auge faßt, die im Gebiet der staatlichen und freiheitlichen Entwickelung der Völker uns entgegentritt. Gerade hier wird das Gesetz des steten Fortschrittes ja auch in der Theorie in demselben Maße behauptet, als man auf der anderen Seite kaum über irgend etwas mehr klagt und oft wütet, als über das, was man „Reaktion“ nennt, welches Fremdwort man wohl im Sinne der Fortschrittler mit dem verurteilenden Wort: Rückschritt übersetzen darf. Ist denn eigentlich hier ein Gesetz steten Fortschrittes nachzuweisen und nicht vielmehr in unzähligen Fällen das gerade Gegenteil? — Wie entsetzlich tief steht der athenische Staat und das athenische Volk zu den Zeiten des Königs Philipp von Macedonien gegen die Zeit der Perserkriege, der Schlachten von Marathon und Salamis 150 Jahre früher! Ist das römische Volk in politischer und freiheitlicher Hinsicht fortgeschritten zur Zeit eines Tiberius und Nero, wo alles feil war für Geld und Sinnenlust und man sich für diese die schmachvollste Tyrannei gefallen ließ, gegen die Zeit eines Regulus, eines Mucius Scävola, eines Fabricius, der so wenig durch Gold sich verlocken, als durch einen Elefantenrüssel sich schrecken läßt? Nicht Fortschritt, sondern Rückschritt, nicht Besserung, sondern Verschlimmerung, ein Herabsinken von einer früheren Höhe in staatlicher und freiheitlicher Hinsicht ist der Verlauf der natürlichen Geschichte der Völker.

Und nun im höchsten Gebiet des menschlichen Lebens, im reli-

giösen? Es ist da schon lange eine Anschauung auf- und zur Herrschaft gekommen, die man wohl als den Darwinismus auf dem theologischen Gebiet bezeichnen kann. Nach ihr soll die Religion, auch das Christentum nur aus einer natürlichen Entwickelung des geistigen Lebens entstanden und aus dem niederen zum höheren fortgeschritten sein. Ein freigeistischer Professor der Theologie hat dieser Anschauung, die übrigens längst das Evangelium des Fortschrittsphilisteriums geworden ist, zum Überfluß, aber diesem zur hohen Genugthuung noch einmal besonderen Ausdruck gegeben in einer Schrift über: die „Entstehung der Gottesidee". (NB. Nur eine Idee wird's genannt, wobei dahingestellt bleibt, ob und welche Wirklichkeit ihr entspricht.) Diese Gottesidee soll ursprünglich entstanden sein aus einem dunkeln Ahnen einer höheren Macht, die man als eine blinde Naturkraft zunächst scheu anbetete. Auf diese Naturkraft hat nachher der Mensch alles das, was ihm an und in ihm selbst zum Bewußtsein kam, nach einander übertragen. Zunächst seine eigene Intelligenz, sein Denken; so ward die Naturkraft in des Menschen Vorstellung zunächst ein denkendes, also ein persönliches Wesen. An sich selbst nahm er später wahr, daß das Sittliche noch über der Intelligenz, den Thätigkeiten des denkenden Verstandes, stehe, so hat man die ursprüngliche blinde Naturkraft noch mit der Eigenschaft der sittlichen Vollkommenheit ausgeschmückt und so die „Idee", die Vorstellung eines allmächtigen, weisen, heiligen Gottes, den christlichen Gottesbegriff, gewonnen. Das giebt sich nun für die fortgeschrittenste, auf der Höhe stehende theologische Wissenschaft aus. Und das nimmt ein gebildetes Publikum als solche auf und beklatscht sich selbst darin.

Wie das mit den Urkunden der christlichen Offenbarung stimmt, weiß jedes Schulkind. Aber wie stimmt's mit der Geschichte? Steht denn da nicht, auch dem blödesten Auge erkennbar, die unwiderlegbar geschichtliche Thatsache, daß bei allen Völkern der vor- und außerchristlichen Zeit das vollständige Gegenteil stattgefunden, daß die „Idee der Gottheit", um den Ausdruck einmal beizubehalten, sich nicht aus dem Unvollkommenen zum Vollkommenen entwickelt, sondern ein ursprünglich verhältnismäßig Gutes und Vollkommenes an religiösem Geistesbesitze und religiöser Erkenntnis im Laufe der Zeit herabgesunken und entartet ist, ein vom Hause verirrter verlorener

Sohn sein väterlich Erbteil verschleudert hat? Welch himmelweiter Unterschied ist zwischen der Götterwelt Homers, der religiösen Wahrheit der alten griechischen Mythen mit ihrem, man darf wohl sagen, heiligen Ernst, zwischen der religiösen Weltanschauung, die aus den erhabenen Tragödien eines Äschylos und Sophokles spricht, 400 Jahre vor Christi Geburt und der Volksreligion und Philosophisterei der Griechen 280 Jahre später, die einem geistreichen Kopf, wie Lucian, nur noch Stoff zur bittersten Satire liefern konnte? Die religiösen Sprüche und Lieder der alten Kanaresen erinnern an die erhabene Moral der Bergpredigt und nach mehreren Jahrhunderten hat das Hinduvolk kaum noch mehr, als eine Unzahl alberner Götzenfabeln, wie sie Heine mit Recht verspottet in seinem „König Wiswamithra".

Ja, geschichtlich unbestreitbar ist das Vorhandensein einer ursprünglich reineren Erkenntnis nicht bloß, sondern auch reinerer Sitte und größerer Fülle geistiger, sittlicher, wie meist auch leiblicher Kraft bei allen Völkern, die selbst freisinnige Philosophen und Geschichtsforscher auf eine Uroffenbarung, oder, wenn sie von einer solchen nicht reden wollen, auf ein Urbewußtsein der Wahrheit zurückführen; und ein Entarten, ein Verschleudern eines guten Erbteils nach allen Richtungen hin bildet den Inhalt der Geschichte der einzelnen Völker, die ja bekanntlich ohne Ausnahme mit einem völligen Bankrott nach allen Seiten hin endigt, einem sittlichen und intellektuellen, einer Verzweiflung, die Wahrheit zu finden, von der sie wie Pilatus nur noch spöttisch, und mit Achselzucken reden, und, infolge davon, einem Aufhören alles edeln Strebens, an dessen Stelle wilde, wüste Sinnenlust bis zur Unnatur und Widernatur tritt (Röm. 1, 24), ein Umschlag einer überfeinerten Kultur in bestialische Roheit, ein moralisches Verfaulen und Verwesen, dem dann auch die äußere Auflösung des Volkskörpers folgt.

Es giebt auf dieser Erde und im Verlauf ihrer Geschichte, eine große Menge vergangener nicht bloß, sondern untergegangener Kulturperioden und Kulturvölker und selbst da, wo man ein Volk kindlicher Anfangszeit gefunden zu haben glaubte, wie in Amerika, fand man die Reste einer höheren Kultur aus der Vergangenheit unter der Erde und war das gegenwärtige Geschlecht nicht ein wildes von Haus aus, sondern ein verwildertes.

Aber, sagt man, die Kultur des vergangenen Geschlechts nimmt das folgende herüber und führt sie mit frischer Kraft weiter,

so daß im großen ganzen doch der Kulturfortschritt stattfindet, eine Summe von geistigem Gewinn sich aufspeichert. Das ist in gewissem Maße richtig. Aber dies Aufnehmen der Kulturelemente vergangener Zeit ist doch nur vorhanden innerhalb der christlichen Welt, nicht der natürlichen, von der man das Gesetz steten Fortschritts behauptet. Den alten Germanen, wie sie als Naturvolk in die Weltgeschichte traten, ist es nicht eingefallen, sich den edleren Kulturbesitz der alten Römer in ihren Dichtungen, ihrem Recht, auch ihrer edleren Philosophie (Seneka 2c.) anzueignen. Sie eigneten sich von selbst zuerst nur ihre Kriegskunst an, um sie mittelst derselben aus Deutschland hinaus zu werfen und dann ihre Raub- und Plünderungszüge nach ihrem schönen Italien zu unternehmen. Nach kurzer Zeit ihrer näheren Bekanntschaft mit Rom hatten sie dessen Laster, aber nichts von seiner Kultur angenommen und das siebente und achte Jahrhundert findet auch die alten Germanen als solche, die ihr gutes Erbteil, ihre Zucht, Keuschheit, Treue und Wahrhaftigkeit völlig verschleudert haben.

Und das ist das Los aller Völker, die nur das Gesetz einer natürlichen Entwickelung haben. Das Psalmwort: „Alles Fleisch ist wie Heu und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume, das Gras verdorrt, die Blume verwelkt", — wird auch in dieser Hinsicht immer und immer wieder wahr. Alles bloß natürliche Wesen liegt unter dem Gesetz des Todes. Es wächst, blüht, verwelkt, vergeht. Nicht bloß der einzelne Mensch. „Ja, das Volk ist das Heu!" die Nationalität so gut, wie der Einzelmensch. Die Anschauung eines steten Fortschreitens, wie sie herrschend ist, leidet an dem Grundfehler, daß sie dies Gesetz des Todes nicht kennt und sie kennt es nicht, weil sie das Gesetz der Sünde nicht kennt, das die Menschen scheidet von der Lebensquelle, von der getrennt das natürliche Leben versiegen, verwelken, schließlich verwesen muß. Damit hängen andere schwere, verhängnißvolle Irrtümer zusammen. Es fehlt die Erkenntnis der Notwendigkeit des Hereintretens und Hereinwirkens neuer Lebenskräfte aus einer höheren Welt, die Erkenntnis der Hilfs- und Heil-, der Erfrischungs- und Stärkungsmittel, wenn Ermattung, Zerfall eintritt, gerade so wie des Zieles, nach dem die Entwickelung gerichtet sein und fortschreiten muß, wozu jene Kräfte der Ewigkeit unbedingt nötig sind. Es fehlt in Zu-

sammenhang damit, die rechte Erkenntnis vom Wesen des Menschen und der Menschheit als einer Einheit. Selbst der Einzelmensch wird nicht mehr als eine Einheit erkannt, die Berechtigung aller seiner Gaben, aller Seiten seines Wesens, aller seiner Seelenkräfte auf Ausbildung in gesunder Harmonie. Daher die Verkehrtheit, den wesentlichen Fortschritt in einer starken Entwickelung und Ausbildung einzelner Seiten seines Wesens, etwa seines Verstandeslebens zu sehen und anderes zu mißachten, wohl gar zu verachten, zu unterdrücken, darunter erfahrungsmäßig das, was das allerwichtigste und notwendigste ist, das Ethische und seine Grundlage, seinen Lebensnerv, das Religiöse. Man ist blind gegen die Thatsache, daß im Leben aller Völker von dem Augenblicke an, da das religiöse Leben ermattete, der Rückschritt unaufhaltsam bis zum Tode und zur Vernichtung eintrat. In dieser Blindheit verkennt man denn auch vollständig die Grenzen, die dem menschlichen Können und Fortschreiten gesetzt sind und überschätzt ins Maßlose das, was er kann. Man wiegt sich in dem Gedanken: dem Menschen ist bald nichts mehr unmöglich! und schaut mit Stolz auf jene Triumphe, die der Erfindungsgeist der Neuzeit gefeiert, Telegraph und Schienenweg 2c., und vergißt, daß gerade die allerwichtigsten Dinge, die in den ältesten Zeiten den Menschen verborgen, unzugänglich und unmöglich gewesen, es heutzutage noch sind, trotz jener Erfindungen. Mag man Telegraphendrähte durch Weltmeere, viel tausend Meilen weit in die andere Welt legen, in die legt man keinen, die nur einen Schritt weit von uns entfernt ist, in die Ewigkeit; mag man Meeresarme überbrücken, — man überbrückt nicht die kleine, zwei Fuß breite Grube, an der eines jeden Menschen Lebensweg endet; und wenn Riesenteleskope den weiten Himmelsraum durchforschen und der Sterne Bahnen beobachten, in des Grabes Dunkel dringt kein noch so scharf bewaffnetes Auge, zu sehen, wohin des Menschen Weg geht, der da hinabgestiegen ist. Das aber gehört zu den Grundverkehrtheiten der modernen Ansichten vom Fortschritt, daß, wie man bei Einzelfortschritten die Frage: Was hat's fürs sittliche Leben für eine Bedeutung? meist ganz außer acht läßt, so auch die Schranken verkennt, die dem menschlichen Wissen und Können gesetzt sind. Das aber führt zu einem Hochmut, der stets zum Falle führt. Das klassische Altertum hatte da viel tiefere Einsicht, als die fortgeschrittene Neuzeit. Untergang menschlicher Größen infolge der

Mißachtung der Schranken menschlichen Kennens und Könnens ist der Inhalt vieler ihrer tiefsinnigsten Mythen und Sagen, Dichtungen und Kunstwerke; auch die klassische Dichtung unseres deutschen Volkes hatte dafür ein tiefes Verständnis und bringt den Gedanken in mannigfaltiger Weise in ihren großartigsten Tragödien. Dem modernsten dünkt es schön und Zeichen großen starken Geistes, solche Schranken zu mißachten, im Wahn, sie überspringen und durchbrechen zu können und, wenn's mißglückt, gegen den großen Gott im Himmel die Faust zu ballen und „Empörung durch das All" zu rufen; und doch hat die moderne Menschheit schon manche erschütternde Lehre erhalten in der Thatsache, daß die äußersten Ausläufer des Fortschritts im technischen Gebiet in den Werkzeugen des Massenmeuchelmordes der Nihilisten und Anarchisten sich geltend machen und wiederholt schon im Laufe der letzten hundert Jahre die fortgeschrittenste Kultur ihre eigensten Werke selbst zerschlug, und nachdem sie auf blutigen und rauchenden Trümmern ihre Orgien gefeiert, — wie in der ersten französischen Revolution, von 1848 wie 1871 in der Pariser Kommune — zuletzt mit eigener Hand sich selbst erwürgte.

Das muß aber das letzte Ende allen Fortschrittes sein, der die Kraft einer höheren Welt verschmäht, ein höchstes Ziel über dieser sichtbaren und vergänglichen Welt außer Augen läßt, daß er sich selbst vernichtet, in Staub und Moder verfällt, wie die großen Weltreiche der Vorzeit mit ihrer oft riesenhaften Kultur, die rettungslos ins Grab sinkt und auch von keiner nachfolgenden Kultur des natürlichen Menschen wieder aufgenommen und weitergeführt wird von Fortschritt zu Fortschritt.

Wohl aber that das eine Kulturmacht, die „in der Fülle der Zeit" hereintrat in die Menschheit, die alle Entwickelung des menschheitlichen Lebens, anhebend an dem einzelnen, fortschreitend zum Gemeinschaftsleben in Familie, Gemeinde, Staat und Volkstum unter das Gesetz der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe stellte, mit Kräften die Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe als mit einem Sauerteig und Salz die Masse durchdringend, der Fäulnis wehrend, Triebkraft gebend, das Christentum, das aber durchaus nicht, wie man das unsinnigerweise behauptet, eine natürliche Blüte der natürlichen Menschheitsentwickelung ist, ja das nicht einmal an etwas damals Vorhandenes anknüpft, sondern, obwohl die alttestamentliche Verheißung erfüllend, gleich dieser als etwas ganz Neues von oben

her in die Menschheit eintritt, im schärfsten Gegensatz sogar zu der ganzen, damals die Menschheit beherrschenden Zeitkultur. Gleichwohl hat es, was Gutes irgendwie, irgendwo und irgendwann auch aus der natürlichen Kulturentwickelung vorhanden war, aufgenommen und fortgeführt, wie es gleich anfangs unter dem Zusammensturz der antiken Welt unter den Stürmen, den brandenden Wogen der Völkerwanderung die Litteratur des klassischen Altertums in seine stillen Asyle aufnahm und künftigen Geschlechtern erhielt, seinen Basilikenbau zur prachtvollen Schönheit christlicher Dome weitergeführt, seiner Sprache neue Blüte verliehen, nachmals die geheimnißvollen Hieroglyphen, Keilschriften, 2c. noch älterer Kulturperioden entziffert, ihre Kunstwerke aus der Erde gegraben und späteren Geschlechtern zugänglich gemacht, stets anregend zu neuem Schaffen. Steter Fortschritt ist nur im Gebiet des christlichen Lebens, erfolgend nicht mit und aus einer Naturnotwendigkeit, sondern aus Kräften der Gnade, die unzerstörbares Leben der Menschheit einpflanzt, immer neue Lebensquellen eröffnend. So wird es die wahre Kultur weiter tragen, sie mehrend durch die Jahrhunderte bis zur Vollendung. Die Verklärung der Menschheit und Welt in seliger Harmonie, Gott zur Ehre und den Menschen zur unzerstörbaren Freude.

Aber nun innerhalb des Christentums, der Offenbarungsreligion, ist da Fortschritt, Fortentwickelung, Fortbildung? Man hört seltsamerweise auch hier nicht selten die Frage: Soll, was vor 300 Jahren gegolten, auch jetzt noch gelten? Unbegreiflich ist's, wenn auch hier noch Spuren der philiströsen Fortschrittsphrasen vorkommen, welche, wenn nicht auf Eisenbahn und Telegraph, so doch auf geologische, chemische, physikalische Forschungsergebnisse hinweisen, als vor denen christliche Lehren nicht mehr haltbar wären, oder mit denen sie sich erst auseinander oder in Einklang zu setzen hätten, wobei man außer Augen läßt, daß es das Christentum, — was ja jetzt mehr als noch vor zwei, drei Jahrzehnten anerkannt und betont wird, vor allem nicht mit Fragen des Wissens, sondern des Gewissens zu thun hat, und daß jene Ergebnisse exakten Wissens meist gar keinen Einfluß auf das Gewissensleben und das Seelenheil haben oder nur haben können.

Einem sehr tüchtigen, leider aber in religiösen Dingen sehr wenig bewanderten Artillerieoffizier, der, von der Macht menschlichen Erfindungsgeistes erfüllt, auf die unwiderstehliche Gewalt neuer Torpedoschiffe hinwies, gab in aller Bescheidenheit ein Einjährigfreiwilliger die Antwort: „Herr Major, mag Ihr Torpedo den dicksten Stahlpanzer eines Kriegsschiffes durchbohren und den Koloß in die Luft sprengen, so ertötet er auch nicht den geringsten bösen Gedanken, der in eines Ihrer Rekruten oder auch in Ihrem eigenen Herzen sich regt." Und der Mann nahm das ruhig hin. Man wird die bösen Gedanken und Lüste aber auch ebensowenig auf chemischem Wege zersetzen, ein bekümmertes Herz mit Hebelarmen erleichtern, mit Hebemaschinen über seinen Kummer erheben oder ein krankes Gewissen mit Salben heilen. Einem sonst vielseitig gebildeten Kaufmann aber, der mit menschheitlichem Fortschrittsstolz darauf hinwies, daß die modernen Verkehrsmittel in Schiffahrt, Meeres- und Gebirgstunnel, Telephon und Telegraph die fernsten sich nahe gebracht, gab sein Gehilfe, Mitglied eines christlichen Vereines junger Kaufleute, auch in aller Bescheidenheit die Antwort: „Aber mit alledem werden doch auch noch nicht einmal zwei Menschen unter demselben Dache einander näher gebracht, die sich einander entfremdet haben." Das ward aber nicht freundlich aufgenommen, weil der Kaufherr darin eine Anspielung auf sein eheliches Verhältnis zu sehen glaubte, woran der junge Mann übrigens nicht gedacht. Er hat aber etwas vollständig Treffendes gesagt und eine Einsicht in das Wesen der Religion und ihr Gebiet bewiesen, gerade wie der Einjährigfreiwillige. Sie hat es mit dem sittlichen Zustande des Menschenherzens, seinen Ewigkeitsbedürfnissen zu thun. Das Menschenherz aber mit seinen Bedürfnissen, hat man mit Recht gesagt, bleibt immer dasselbe, wie Gott auch derselbe bleibt. Und was einmal ein Herz in seinen unaustilgbaren Bedürfnissen wahrhaft befriedigt hat, muß es zu allen Zeiten befriedigen können. Zu allen Zeiten ist's Sünde, Leid und Tod, über welche der Mensch hinweggeholfen haben möchte, und was ihm einmal darüber wirklich hinweggeholfen hat, muß ihm immer darüber hinweghelfen können. Was einmal wahr gewesen ist, muß immer wahr sein.

Und so wenig die Menschen im Laufe der Jahrhunderte eine neue Sonne brauchen, so gewiß die Pflanzen und Tiere von heute zum Gedeihen und Wachstume dasselbe Sonnenlicht nötig haben, wie die

Pflanzen und Tiere vor 6000 Jahren, so gewiß braucht der innere Mensch zum Wachstum und Gedeihen dieselbe Wahrheit derselben Geistessonne, wie vor 300, vor 1000 und noch mehr Jahren. Fast schämt man sich, solche Wahrheiten immer wieder zu sagen; aber man muß sie sagen, weil ihr Gegenteil immer noch in weiten Kreisen die herrschende Anschauung ist.

Aber auch solche, welche eine ewige, in ihrem Kern unübertreffbare und unveränderbare Wahrheit anerkennen, reden von einem Fortschritt innerhalb des Christentums, von Fortentwicklung und Fortbildung, wenn auch nicht des Christentumes, so doch der kirchlichen Lehre und ihrer äußeren Gestaltung, insonderheit der Kirche als Institution und Gemeinschaft. Wir haben Bedenken, auch diejenigen hierher zu rechnen, deren wir schon Eingangs einmal gedacht, welche das Christentum wohl die vollkommenste Religion nennen, aber das „in Konfessionen gespaltene, mit der Zeitkultur in Widerspruch stehende“, — das will wohl heißen: positive, wirklich auf der biblischen Offenbarung beruhende Christentum nicht dafür gelten lassen wollen. Im Grunde ist ihnen doch bei ihrer Forderung einer Aussöhnung mit der Zeitkultur in Aussicht auf eine Fortbildung des Christentums zur Weltreligion diese Zeitkultur die höchste Instanz, das Christentum selbst nur das Ergebnis einer natürlichen Entwicklung, die in ihrer kirchlichen Gestaltung zurückgeblieben, mehr oder weniger verkrüppelt ist. Wo sich ein Gegensatz mit der Zeitkultur zeigt, wird diese schließlich Recht behalten und wenn man diese Aussöhnung mit der Zeitkultur, nach einem geflügelten Worte von weiland Bunsen einen Tausch der semitischen Sprache mit der japhetitischen nennt, so ist's schließlich doch nicht ein Wechsel des Ausdruckes, sondern des Inhalts. Um einen anderen Preis werden sich schließlich auch nicht, wie man das in Aussicht stellt, die der Kirche entfremdeten Massen wiedergewinnen lassen, und es ist noch sehr die Frage, vielleicht auch gar keine Frage, ob ihnen nicht das Theater und verwandte Anstalten angenehmere Kulturstätten sind, als die Kirche. Es kommen hier nur diejenigen in Betracht, die mindestens die Ehre haben, nach der landläufigen Redeweise zu den Pietisten, wohl auch „Muckern“, „Orthodoxen“ gerechnet zu werden, d. h. die positiven Christen. Auch unter ihnen ist ein Verlangen nach Fortschritt, Fortentwicklung, Fortbildung, mit bestimmten Vorschlägen, wie solche zu erzielen sei. Da stehen

denn — und damit kommen wir zur eingehenderen Besprechung dessen, das wir oben (S. 5) nur im allgemeinen angedeutet — in erster Linie die Freunde der sogen. Union. Nach ihnen ist das historische Christentum in allzu enge Lehrgrenzen (Konfession) eingeengt, an einer rechten Entfaltung seiner Lebenskräfte gehindert gewesen. Der begrüßungswerteste Fortschritt wäre, wenn nicht die völlige Beseitigung, was ja auch von einem abstrakten Biblicismus gefordert wird, so doch die Lockerung und Weiterung der Lehrgrenzen, wobei man über das Maß dieser Weiterung nicht gerade sehr einig ist. „Mindestens ihr protestantischen Hauptkirchen, laßt die Schranken um eure Altäre fallen, vereinigt euch zu einer großen, wenn nicht „Nationalkirche", so doch einer großen evangelischen Kirche, welche dem materialistischen Zeitgeist, wie dem nicht minder gefährlichen Rom Trotz bieten kann. Das wäre ein großer Fortschritt, Fortbildung der lutherischen und reformierten zu einer großen evangelischen Kirche." Neben der Union steht die gegen Besonderheiten etwas tolerantere Evangelische Allianz und als neueste Vereinigung der sog. Evangelische Bund, der die Besonderheiten der Konfessionen und Richtungen ignoriert und nur auf den Namen: Protestantisch oder Evangelisch, der Kirche dieses Namens zu größerer Kraftentfaltung verhelfen will: Aber der Vorschläge sind noch viel mehr. „Mit Weltchristen ist nichts anzufangen. Ihr Gläubigen sammelt euch! gründet Gemeinden von lauter Erweckten, Bekehrten; schließt euch an uns an, die wir solche haben! Sie sind das Salz der Erde!" Doch, „was hilft euch das alles", heißt's wieder, „solange ihr nicht fortschreitet zur apostolischen Urkirche, die wieder ihre Apostel hat und die ganze Ämterfülle, ihre Bischöfe, Evangelisten, Engel, Hirten und Lehrer. Kommt, ihr Glieder aller Kirchen und sammelt euch in der apostolischen Gemeinde, und der größte Fortschritt ist geschehen; denn Christus, der Herr, wird dieser Gemeinde entgegenkommen, sie als seine Braut heimholen, und sein Reich vollenden!" „Doch nein, daran liegt's auch nicht," heißt's wieder, „die geschichtlichen Kirchen der Reformation sind ganz gut, es hat ihnen nur Eins gefehlt. Sie haben den Artikel von der Heiligung vernachlässigt. Diesen Artikel beizufügen, das ist der rechte und notwendige Fortschritt, Fortentwicklung, Fortbildung." Und wieder andere treten auf: „Zur Lehrbildung hat unsere Zeit keinen Beruf. Der größte Schaden der

Kirche ist das Staatsjoch, das sie tragen muß. Brecht dieses! Fortbildung nicht der Lehre, sondern der Verfassung thut jetzt not! Statt Staatskirche — Volkskirche! oder besser: Freikirche! „Bischöflich Regiment!" ruft der eine. „Das Regiment ruht in der Gemeinde!" der andere. Das lehren die Symbole. Und es sind keine gleichgültigen, sondern sehr gewichtige Stimmen, die sich da vernehmen lassen. Hocherleuchtete Theologen wie praktische Kirchenmänner, deutsche Fakultäten wie blühende Synodalkirchen Amerikas verhandeln darüber. Und wieviel andere Fragen noch, welche tiefchristliche Gemüther beschäftigen, von deren richtigen Lösung ihnen der Fortschritt des kirchlichen Lebens, — somit des gesamten Kulturlebens — abhängig erscheint! Die Frage nach dem kirchlichen Amt, seinem Wesen und seinen Vollmachten, das Wesen der Sakramente, so vieles aus der Lehre von den letzten Dingen, vom tausendjährigen Reich, da der Herr Christus mit einemmal die Gewalt alles Bösen bändigt und bindet und einen Zustand auf Erden schafft, den höchsten Kulturzustand, da Wahrheit vom Himmel schaut, Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Güte sich küssen. Unabweisbar tritt in der Verhandlung über solche Fragen die weitere als mehr oder weniger entscheidend für positive Christen hervor: Was sagt denn das kirchliche Bekenntnis darüber? Da heißt's von der einen Seite: Die Sache (wie z. B. die Lehre vom tausendjährigen Reich) ist in den Symbolen entschieden. Von der anderen: Die Symbole sind hier noch nicht zum Abschluß gekommen; sie bedürfen in diesem Punkte noch der Fortentwicklung, der Fortbildung. Da haben wir also die Frage nach dem Fortschritt 2c. auch auf der konservativen, ja konservativsten Seite, der positiv-gläubigen, ja konfessionellen. Wahrhaftig Grund genug, die Frage: was ist Fortschritt? nachdem wir die landläufige Ansicht als haltlos, ja thöricht abgewiesen, einmal vom christlichen Standpunkt aus zu untersuchen und zu erörtern. Das ausführlichere Thema der Überschrift aber haben wir gewählt, weil ein wirklicher Fortschritt, wenigstens einer guten Sache, nur in ihrer Fortentwicklung und Fortbildung sich vollzieht, während allerdings bei einer schlechten der Fortschritt nur darin besteht, daß man sie aufgiebt, da ihr Festhalten notwendig zum schlimmsten, verderblichsten Rückschritt des gesamten Lebens führen muß.

Zum Fortschritt gehört nun vor allen Dingen — wie wir S. 7

angedeutet — ein bestimmtes Ziel, nach dem man hinstrebt, auf das man, wie man zu sagen pflegt, lossteuert. Es kann von einem Fortschritt bei einer Seefahrt nicht die Rede sein, wenn man ein Schiff besteigt und läßt es treiben, wohin der Wind geht, oder zu Land einen Wagen und läßt die Pferde laufen, wohin sie wollen. So kann im Menschenleben von keinem Fortschritt die Rede sein, wenn man in den Tag hineinlebt ohne bestimmtes Ziel, läßt sich treiben von jeweiligen Neigungen, Begierden, Einfällen, Umständen oder auch vom Zeitgeiste, von der Mode u. drgl. Kein Lehrling, kein Studierender wird Fortschritte machen, wenn er nicht weiß, was er werden will, werden soll, auch werden kann, und zwar, wenn es richtig gehen soll, hat er nicht bloß einen Teil seines Lebens, sondern sein ganzes Leben ins Auge zu fassen, dessen zweiter, größerer Teil in der Ewigkeit liegt, wo ihm auch sein letztes, höchstes Ziel gesteckt ist; sonst könnte das ganze Erdenleben sich schließlich als eine Irrfahrt herausstellen. In der Arena, beim Lauf in den Schranken, läuft man nicht „als aufs Ungewisse", sondern hat ein vorgestecktes Ziel im Auge; für den Christen ist es kein vergänglicher Kranz, sondern ein unvergänglicher. So kann auch von keinem Fortschritt der Menschheit im ganzen die Rede sein, wenn sie nicht ihr Ziel erkennt und im Auge hat, das aber auch in der Ewigkeit liegt, das höchste Kulturziel, das ihr vom Anfang gesteckt ward: die Erde und die Kreaturen zu beherrschen, sich selbst zur Freude und zu Gottes Ehre.

Zum Fortschritt gehört weiter eine feste Bahn, ein fester Boden, auf dem man fortschreitet. Das ist kein Fortschritt, wenn jemand etwa auf der Straße wandelt, die ans Flußufer zur Landungsbrücke der Dampfschiffe führt und, wenn etwa das Schiff noch nicht da ist, das ihn weiterführen soll, über den Rand hinüber ins Wasser stürzt. Und so ist es auch kein Fortschritt, wenn man von dem festen Boden des Evangeliums, wenn irgend eine schwierige Frage noch nicht gleich gelöst werden kann, ins bewegliche und unsichere Gebiet der Philosophie, der Spekulation, des menschlichen Meinens hineingerät; gerade wie es in der weltlichen Wissenschaft noch kein Fortschritt ist, wenn man den festen Boden der Thatsachen und zweifelloser Erfahrungen verläßt und, wie das jetzt so häufig, ins Gebiet der Vermutungen und Hypothesen hineingerät.

Zur Fortbildung gehört ferner eine Sache, die fortgebildet werden kann und fortgebildet werden muß. So ist es keine Fort-

bildung, wenn etwa ein Bildhauer das angefangene Marmorbild, weil es etwas spröde gegen seinen stumpfen Meißel sich verhält, in seinem Zorn in Stücke schlägt, oder in eine Ecke wirft und ein anderes in bröckeligem Sandstein oder Gyps anfängt. Und kein Fortschritt, keine Fortbildung ist's, wenn man, wie das das Fortschritts- und Fortbildungsverfahren des ganzen oder halben Rationalismus ist, die Lehren der alten Kirche, die Symbole, von der Sünde, Gnade, Rechtfertigung wie der heil. Dreieinigkeit, die nicht ohne Schwierigkeiten sind, aufgiebt und an ihre Stelle die bloßen Ideen Gott, Tugend, Unsterblichkeit setzt und etwa den gottmenschlichen Erlöser zu einem bloßen Ur- und Vorbild der Menschheit macht, wie der Protestantenverein, oder auch wie die Rietschelsche Schule alle metaphysischen Wahrheiten des Christenthums abweist und sich nur mit seiner ethischen Seite befassen will. — So ist's auch im staatlichen, socialen Leben nie ein Fortschritt oder eine Fortbildung gewesen, wenn man um der Schwierigkeit erwünschter, auch nötiger Reformen willen, wie in der französischen Revolution, die ganze Staatsform in Trümmer schlug, oder auch nur die Reform alter, vielleicht sehr zopfiger gewerblicher Ordnungen (Zünfte, Innungen 2c.) damit vollzog, daß man alle Ordnungen aufhob und schrankenlose Gewerbefreiheit einführte. Daß es kein Fortschritt war, beweist die nachher als unabweisbar sich geltend machende Reaktion, die meist erst dann eintritt, wenn des Schadens unerträglich viel geschehen ist. Und dann geht in politischem Gebiet nicht selten der Rückschlag in die früher beklagten Zustände zurück und noch über sie hinaus.

Weiter ist es kein Fortschritt, wenn man jungen Leuten, die über die schwere Konstruktion der Chöre in den Tragödien des Äschylos nicht gleich Herr werden können, sagen wollte: wir wollen lieber bei der Lektüre des Herodot oder des Cornelius Nepos oder gar bei dem τυπτω, τυπτεις, τυπτει bleiben, und im Übersetzen uns genügen lassen an terra est rotunda; das ist doch viel leichter und verständlicher, und da können doch alle beisammen bleiben, die Schwachen, wie die Starken, die Fleißigen wie die Trägen. So machen's aber vollständig unsere Vermittelungstheologen, zumal die Nationalkirchenkünstler, wenn sie für den großen Neubau oder Fortbau, den sie im Plane haben, nichts anderes als gemeinsames Fundament haben wollen, oder nötig zu

haben glauben als ein paar einfache allgemeinen Sätze, etwa nur das sog. formale oder materiale Prinzip des Protestantismus, zu dem ein modern-reformatorischer Geist neuerdings noch ein drittes: das „wissenschaftliche" als notwendige Ergänzung in Vorschlag gebracht hat.

Und ebenso ist es kein Fortschritt, wenn man es macht wie „Hans im Glück", der den Goldklumpen, den Lohn langjähriger saurer Arbeit, weil er ihm etwas schwer ward, gegen eine Kuh verhandelte und diese gegen ein Schwein, das wieder gegen eine Gans und die Gans wieder gegen zwei Schleifsteine, am Ende froh darüber, daß auch diese ihm über die Brüstung eines Ziehbrunnens ins Wasser fielen, weil er nun alle Last los war. Diesen Fortschritt sehen wir im Rationalismus vollzogen, der einst zu Semmlers und Michaelis Zeit noch etwas von dem alten Gold, dem Ergebnis langer, gründlicher Arbeit der Kirche mitnahm, es bald aber gegen immer ärmlichere Vernunftsätze umtauschte bis auch die bloße Anerkennung einer Gottheit, die ihm endlich in den sog. freien Gemeinden weiland Ronge und Uhlichs kläglichen Angedenkens als wertloser Stein zu seiner eigenen großen Freude ins Wasser fiel. Einen ähnlichen rapiden Fortschritt haben die Schweizerischen Staatskirchen gemacht, die zuerst eine Verstümmelung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses im Gebrauch bei der Taufe je nach dem Gutdünken der einzelnen Pfarrer nachsahen dann den ganzen Gebrauch oder Nichtgebrauch desselben freigaben, um ihn schließlich ganz zu verbieten.

Fortschritt ist nicht ein Heraustreten aus der Fülle in die Dürftigkeit oder gar den Mangel, aus der Bestimmtheit in die Unbestimmtheit. — So ist es auch im staatlichen Leben an sich noch kein Fortschritt, wenn man eine bindende Ordnung nach der anderen auflöst, eine Autorität nach der anderen erschüttert, beseitigt, wie in der französischen Revolution, wo Girondisten, Jakobiner, Cordeliers, Anarchisten sich ablösten und die konstitutionelle Beschränkung der Monarchie in die Republik und Schreckensregierung hinauslief.

Das uns am nächsten liegende Gebiet für unsere beobachtende Betrachtung ist das kirchliche, religiöse, und zwar sind es da die wirklich wohlgemeinten, von wirklichem starken religiösen Interesse

getragenen Fortschritts-, Fortentwicklungs- und Fortbildungsbestrebungen, die, trotzdem sie wohlgemeint und von religiösem Interesse getragen sind, doch in die Irre gehen und meist das Gegenteil von dem erreichen, was sie erreichen wollen, weil man über das Wesen eines richtigen Fortschritts, der stets nur in Fortentwicklung, Fortbildung einer gegebenen richtigen und guten Sache besteht, nicht im klaren ist. Dies zeigt sich besonders an der kirchlichen Gestaltung, in welcher man dem religiösen Leben aus den Zeiten herrschender Engherzigkeit einen Fortschritt in eine gesunde Weite, aus herrschender Zerspaltenheit und Zersplitterung in eine kräftigende Einheit verschafft zu haben glaubt, der sog. Union, und zwar nicht bloß der sog. absorptiven, welche die alten Kirchen auflösen und in eine neue, wie es wörtlich übersetzt heißt, „aufsaugen“ will, sondern auch der sog. Consensusunion. Beide geben zu, daß eine Kirche als Glaubensgemeinschaft ein Bekenntnis und demnach auch Lehrbestimmungen und Lehrgrenzen haben muß, die das Gemeinsame ein-, das Gegnerische selbstverständlich ausschließen, — denn, hat man mit Recht gesagt, was nicht ausschließt, schließt auch nicht ein. — Aber, sagen sie weiter, die alten reformatorischen Kirchen haben die Grenzen doch zu eng gesteckt, und ihre Lehrbestimmungen sind zu spitzfindig. Darüber ging die protestantische Kirche auseinander und bot das traurige Bild des Bruderzwistes, statt daß eine große, der römischen Kirche imponierende Einheit sich bildete, abgesehen davon, daß in der Enge und im erbitterten Kampf die Liebe erstarb, der Herzschlag der Kirche ermattete, ihr Blut stockte. Das zu bessern, die große siegeskräftige Einheit herzustellen, müssen die alten Grenzen fallen, die alten knifflichen Lehrbestimmungen aufgegeben werden. Die sog. absorptive Union setzt nun an Stelle der alten Bekenntnislehren eine Anzahl ganz allgemein, dazu meist auch noch ganz unbestimmt gehaltener Sätze, wie sie oben schon angegeben wurden, in deren Auswahl ihre Führer übrigens nicht einmal einig sind, so daß man nicht weniger als siebenerlei Art dieser Union zählt. Die gläubige Consensusunion dagegen sagt: Alle Lehren, die beiden Kirchen gemeinsam sind, bleiben nach wie vor in Geltung und diejenigen, welche verschieden sind, bekommen eine Fassung, welche verschiedene Auffassung und Auslegung je im Sinne einer jeden Kirche ermöglicht, oder auch sie bleiben in der alten Fassung, wer-

den übrigens für nebensächlich und demnach nicht mehr kirchentrennend erklärt. Beide Unionen weisen dann wohl gern auf die Thatsache hin, daß jene trennenden Unterschiede ja so sehr aus dem Bewußtsein der heutigen protestantischen Welt verschwunden sind, daß man sich ja wohl einigen und die alten Kirchen zu einer großen neuen fortbilden könne.

Solchen Fortschrittsplänen stehen jedoch sehr gewichtige Bedenken entgegen. Zunächst würde man, was doch eine Grundbedingung wäre, schwerlich ein einheitliches Urteil darüber zustande bringen, welche der historisch bestehenden Grenzen denn wirklich als zu eng, welche Lehrbestimmungen als zu spitzfindig zu erachten seien und darum ohne Schaden oder gar zum Nutzen des Ganzen aufgegeben werden könnten. Es ist eben, worauf wir noch ausführlicher zurückkommen müssen, nicht alles eng und spitzfindig und darum nutzlos oder gar schädlich, hemmend, wie man dafür hält. Und was das „Verschwundensein aus dem Bewußtsein" der gegenwärtigen protestantischen Welt anlangt, welches Verschwundensein aber gegenwärtig selbst entschieden in Verschwinden begriffen ist, so sind es nicht bloß die paar Unterscheidungslehren der lutherischen und reformierten Kirche, sondern es sind noch sehr viele andere auch von den gemeinsamen Lehren verschwunden, so daß, wenn man nur das wollte gelten lassen und für berechtigt erklären, was im Bewußtsein der großen Menge lebt, man kaum mehr an christlicher Lehre in der Kirche übrig behalten würde, als was etwa die verkümmerte deutschkatholische Gemeinde hat, der unsere historischen Kirchen auch in der äußeren Erscheinung bald so ähnlich sein würden, daß sie den Namen „Kirche" auch noch drangeben könnten und gerade so weit wären, wie „Hans im Glück". Weiter aber, und auch darauf werden wir noch einmal etwas ausführlicher zurückkommen müssen, was das „mangelnde Bewußtsein" anlangt, so hält man bei allen anderen und selbst sehr unwichtigen Angelegenheiten für nötig, daß sie bei vollem Bewußtsein betrieben werden, und nur die so unendlich wichtige religiöse Angelegenheit sollte bei mangelndem Bewußtsein erledigt werden? Im Gegenteil. Kommt jemals eine wahre Union, eine Fortbildung beider Kirchen und auch wohl noch einer dritten, vierten in Eine zustande, so wird es nur dann geschehen, wenn jede dieser Kirchen ihrer Lehren und deren Unterschiede recht lebendig sich bewußt ist. Das mag parador klingen, aber sehr leicht

läßt es sich als sehr vernünftig, ja selbstverständlich erweisen. Hier sei nur das eingehender erörtert, daß alle Versuche solcher Fortbildungen völlig gescheitert sind und ihr Erfolg für immer nicht bloß ins Gebiet der Unwahrscheinlichkeit, sondern der Unmöglichkeit gehört.

Recht treffend hat einmal der sel. Vilmar in seiner Epoche machenden Schrift: „Theologie der Thatsachen und Theologie der Rhetorik" die Theologen, welche ganz wohlmeinend glaubten, die gewünschte Einheit der Kirchen damit herstellen zu können, daß man sie auf einige ganz allgemeine elementare Wahrheiten gründe, ABC-Darier genannt, die nicht über die Anfangsgründe hinauskommen können oder mögen. Strebsame Geister begnügen sich nicht mit dem ABC, weder im Weltlichen, noch im Geistlichen, so wenig sich die Menschheit mit dem von Rousseau einst als Ideal empfohlenen sog. Naturzustand zufrieden geben könnte, obwohl unter Umständen in gewissem Sinn und Maß, wie wir es auch noch zu erörtern gedenken, eine Rückkehr zu einem Urzustand ein sehr entschiedener Fortschritt sein kann. Streitfragen müssen eben ausgetragen werden, und nur der Indifferentismus begnügt sich auf die Dauer mit allgemeinen, die Unterschiede verdeckenden Fassungen. Was half es denn zum Frieden und zum Fortbau der allgemeinen evangelischen Kirche, daß man beispielsweise beim heil. Abendmahl, wo die beiden Kirchen auseinandergehen, die sog. referierende Spendeformel erfand: „Christus spricht ꝛc.", die es jedem frei lassen sollte, sich dabei zu denken, was er wollte? Kaum hatte man angefangen, im heil. Abendmahl etwas mehr zu erkennen, als ein bloßes Gedächtnismahl, eine wirklich reale Heilsgabe, als man auch wissen wollte, was es für eine Realität ist, und nicht bloß wissen, sondern auch aussprechen und bekennen, da man überdies absichtliche Undeutlichkeit oder gar Zweideutigkeit beim Allerheiligsten für Sünde hielt. Und die Einigungsformel, welche in der kirchlichen Gestaltung einen Fortschritt herstellen sollte, ward zum Streitobjekt, über das die Kirche zerrissener ward, als sie vordem gewesen, aus zwei Konfessionen drei.

Oder sollten etwa die Christen unserer Zeit weniger in die Tiefe gehen und nach bestimmter Erkenntnis und klarem Ausdruck derselben streben, als die der vergangenen Zeiten? Und wäre das ein Fortschritt, wenn wir weniger gründlich, weniger klar und we-

niger fest und bestimmt wären, als die Alten? Noch niemals ist eine Streitfrage damit aus der Welt geschafft worden, daß man sie ungelöst ließ und ihren Gegenstand für gleichgültig oder für allzu schwer, oder für obsolet erklärt. Stets brach der Streit von neuem aus und zwar heftiger und ausgedehnter. Denn zu den Zweien, die früher stritten, kam noch ein Dritter, der wider beide stritt und nicht selten mit Machtgeboten Frieden zu stiften suchte, und kamen die, welche zum dreifachen Streit den vierten brachten, nämlich den Streit gegen Gewissenszwang. Absolut kein Fortschritt, keine Fortbildung ist die falsche Union, dieser Frieden stiften sollende Zankapfel, und Fortschritt ist wahrhaftig nicht Unterbrechung und Hemmung der Fortbildung.

Nun noch ein Wort über die angeblich zu engen Grenzen und die knifflichen Lehrbestimmungen der kirchlichen Bekenntnisse. Wir sagten schon: Nicht alles ist eng und knifflich oder gar engherzig, was einem so vorkommt. Wir fügen die Behauptung hinzu: Unsere Väter, in Kraft ihres tiefgewurzelten, religiösen Lebens, haben meist mit großem geistigem Scharfblick die Gefahren gewisser Lehren, die in ihren Konsequenzen eintreten mußten, erkannt und haben, nicht in Streitsucht, sondern in heiligem Pflichtgefühl und im Bewußtsein schwerer Verantwortlichkeit geglaubt, jenen Gefahren entgegentreten oder ihnen vorbeugen zu müssen, eben durch solche Lehrbestimmungen, die weniger tief Sehenden eng, knifflich oder gar spitzfindig erscheinen, die aber gleichwohl aus der vollen Einfalt des Glaubens kamen; und der geschichtliche Verlauf hat sie vollständig gerechtfertigt. Falsche Lehren und Grundsätze, und gerade die vor allen, welche nachmals zu den schlimmsten Verirrungen führen, pflegen oft zuerst in sehr unschuldiger, oder auch sehr unscheinbarer Gestalt aufzutreten und vollziehen nachher, wenn ihnen nicht gewehrt wird, unaufhaltsam ihre Konsequenzen zum Verderben. Und so ist's nicht bloß mit geradezu falschen Lehren und Grundsätzen, sondern auch mit unklaren, ungenauen oder mehrdeutigen Fassungen an sich richtiger Lehren rc. Sie sind wie die kleinen Öffnungen an den Dämmen der Fluß- und Meeresufer, klein wie die Gänge eines Maulwurfs und wegen der deckenden Grashalme dem oberflächlichen Blick kaum oder gar nicht bemerkbar, und gleichwohl öffnen sie den landverheerenden Fluten den Weg. Oder sie sind selbst wie die Miasmen, welche Krankheit und Tod bringen. Das Auge sieht sie nicht, und nur besonders

angelegte Naturen spüren instinktiv an ihrem Gesamtbefinden, daß sie vorhanden, und daß die Luft nicht rein ist.

Am klarsten mag man das wohl an der römischen Kirche erkennen und an dem scharfen Protest, den die Reformatoren gegen viele ihrer Lehren und Einrichtungen erhoben. Fast alles, was wir in ihr als eigentlich unbiblisch, ja unchristlich ansehen, ablehnen, ja verwerfen und bekämpfen, wie den Bilderdienst, die Heiligenverehrung, ja selbst den Ablaß und die Unfehlbarkeit haben ursprünglich eine gar unschuldige Gestalt gehabt. Wenn jetzt der Marien-, Heiligen- und Bilderdienst in manchen katholischen Gegenden ganz unbestreitbar ein ganz dickstofflicher Aberglaube und Götzendienst ist; wenn, wie die Anekdote geht, der Kroat, der gern die Uhr gestohlen, aber sich nicht getraute, weil sie unmittelbar neben einem Kruzifix an der Wand hing, endlich auf den Ausweg kam: „Ich halt' dem Herrgöttle die Augen zu"; wenn der italienische Bandit der heil. Jungfrau für den „glücklichen" Ausgang eines Raubzuges eine Kerze gelobt; wenn, was nicht Anekdote, sondern gerichtlich konstatierte Thatsache ist, vor etwa 25 Jahren in einem Städtchen am Mittelrhein ein bigottes Weib einen siebzehnjährigen, ebenfalls sehr bigotten Jungen, den sog. Propheten von V., zum ehebrecherischen Umgang verführte und sein Gewissen damit beschwichtigte, daß sie mit ihm gelobte, falls ihnen ein Kind geboren würde, so solle dieses ein Priester werden; wenn das verbrecherische Paar am Ausgang des Dorfes ein Kruzifix errichten ließ mit der ausdrücklichen Tendenz, dem Mordversuch gegen den im Wege stehenden Ehemann Gelingen und Straflosigkeit vor Gott zu sichern und solchen Mordversuch zuerst mit Gift und dann mit der Axt auch wirklich ausgeführt, so wird jeder rechtschaffene Katholik mit Schauder und in vollster Entrüstung das alles als schreckliche Verirrung und scheußlichsten Mißbrauch erklären und sich entschieden darauf berufen, daß seine Kirche die Gebote Gottes lehre und Heiligung von ihren Gliedern fordere, wird auch darauf hinweisen, daß zahllose Katholiken im Anschauen ihrer Heiligenbilder, ihrer Kruzifixe am Weg ꝛc. sittliche Erhebung empfunden. Aber der Zusammenhang jener Verirrungen, deren Triebfeder allerdings nur menschliche Sünde und vielleicht teuflische Einwirkung, mit der römischen Lehre von Bilder- und Heiligenverehrung und vor allem der römischen Genugthuungslehre mit ihrer falschen Ge-

wissensbeschwichtigung wird unschwer zu erkennen und schwerer zu leugnen sein, und so weit wir auch entfernt sind, in der Weise des vulgären Liberalismus Rom und die römische Kirche mit Skandalen aus dem römischen Volksleben bekämpfen oder gar verlästern zu wollen oder wirksam bestreiten zu können glauben, so behaupten wir doch kühnlich, die Väter unserer Kirche haben vollständig recht gehabt, wenn sie jene Lehren, wie jene Praxis der römischen Kirche in Bilder- und Heiligenverehrung und Genugthuung, wie alles, was irgendwie dem Menschen eine Gewissensberuhigung außer dem Verdienst Christi schließlich ein Ruhepolster fürs Gewissen gewähren kann, auch in ihrer verhältnismäßig unschuldigsten Gestalt verwarfen und die schriftgemäße Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben in der schärfsten und bestimmtesten Weise faßten und betonten, und in allen jenen vielberufenen Streitigkeiten, wie den synergistischen handelte es sich durchaus nicht um Kniffllichkeiten. Und ebensowenig handelte es sich um solche in den Kämpfen nach der anderen Seite, die gegen jede Verdunkelung und Abschwächung der sola fide gerichtet waren. Es haben bekanntlich die Römischen die Kernlehre unserer Kirche aufs härteste angeklagt und verlästert; man ist so weit gegangen, die lutherische Lehre von der „Rechtfertigung allein durch den Glauben", wer weiß wie oft, und zwar von Seiten hochangesehener Katholiken eine „Religion der Gauner und Schurken" zu nennen, selbstverständlich ohne jemals auch nur den Schatten eines Beweises an einer Thatsache bringen zu können, daß jemals ein Schurke oder Gauner sich damit gerechtfertigt hätte: „Ich glaube ja an Christum, so darf ich sündigen"; — es lag nahe, ein Mißverständnis der protestantischen Lehre von römischer Seite anzunehmen und durch einen Nachlaß in der Schärfe des Ausdrucks eine Annäherung anzubahnen — unsere Väter gaben auch nicht um ein Jota nach. Vor etwa 20 Jahren wurde von friedfertigen katholischen Theologen, denen bei entschiedenster Liebe zu ihrer Kirche doch nicht das Auge von Fanatismus so geblendet war, daß sie nichts Gutes mehr auf protestantischer Seite hätten erkennen und anerkennen mögen, der Nachweis versucht, daß die positiven Protestanten doch eigentlich den Katholiken sehr nahe gekommen seien und die alten Schroffheiten aufgegeben hätten, daß insonderheit der rege Betrieb christlicher Liebesthätigkeit ein Zeichen sei, daß man das alte: „allein durch den Glauben" aufgegeben,

die Notwendigkeit der Werke zu erkennen anfange, was neben anderen Fortschritten als einer der entschiedensten zur endlichen Wiedervereinigung führend zu begrüßen sei; — es ward damals ein Zusammengehen der Konservativen auf beiden Seiten aufs eifrigste betrieben (Erfurter Konferenz). — Da trat ein Mann auf, den man wohl unter den eigenen Kirchgenossen des ärgsten Romanisierens beschuldigte, der selige Prof. Vilmar in Marburg, und schrieb unter dem Titel: „Vermeintliche Fortschritte" eine geharnischte Erklärung gegen jene gutgemeinte Auffassung auf katholischer Seite, und erklärte, daß wir nicht ein Titelchen von der alten reformatorischen Lehre nachgelassen haben, auch nie nachlassen werden, und gerade die positiven Protestanten am allerwenigsten, trotz brennendster Sehnsucht nach Frieden und Einigung (Joh. 10, 16). Im protestantischen Gebiet aber sind die sektirerischen Gemeinschaften, welche mit jenem sola fide sich in Widerspruch gesetzt oder in anscheinend größerer Sorge um Heiligung des Lebens die vermeintliche Einseitigkeit der Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein durch eine neue Heiligungslehre ergänzen wollten, je und je bis in die neueste Zeit hinein in traurige Verirrungen gerade in sittlicher Hinsicht hineingeraten. Solches haben aber die Reformatoren, die in tiefster, stärkster Seelenerfahrung die sola fide als den kräftigsten Sporn zur Heiligung erkannt, vorausgesehen oder vorausgeahnt oder auch als unausweichbare Konsequenz geschlossen und darum ihre Lehre so scharf und anscheinend eng gefaßt, daß sie den guten Werken auch nicht die geringste Mitwirkung zum Seligwerden zugestanden. So haben sie es auch anderen Lehren gegenüber gehalten, die, wenn sie auch nicht zu solchen äußersten Verirrungen führten, doch um deswillen, daß sie von der Hauptsache ablenken konnten, als seelengefährlich und seelenverderbend erscheinen mußten. Das Gleichnis von den kleinen Öffnungen in Fluß- und Meeresdämmen rechtfertigt auch in der nachreformatorischen Zeit das so viel getadelte Verhalten sogenannter lutherischer „Streithähne" und „Zionswächter" gegenüber mancher Bewegung in der nachreformatorischen Zeit, z. B. gegenüber dem sog. Pietismus, der ja sonst so viel Gutes brachte. Daß er mit seiner Betonung des Lebens gegenüber der reinen Lehre dem kirchenverwüstenden Rationalismus den Weg gebahnt, ist ja kirchengeschichtliche Thatsache, und beweist diese Thatsache, daß die Eiferer recht gesehen oder doch richtig geahnt

haben. Will man aber noch mehr illustrierende Gleichnisse zur Rechtfertigung der anscheinenden Engherzigkeit, des Hangens an Spitzfindigkeiten ꝛc., so denke man an eine Kette, an der schwere Lasten gezogen werden sollen und bei deren Herstellung ein gewissenloser Arbeiter denken wollte, es sei ja genug, wenn nur der Anfangsring, an dem die Kette hängt und etwa die Mehrzahl ihrer Glieder von ganz solider Arbeit seien, unter den anderen könne auch einmal ein brüchiger, schwacher oder rostiger Ring sein, das habe nicht so viel zu sagen; aber — reißt dieser eine, so zerreißt die ganze Kette, und die Last stürzt zerschmetternd in die Tiefe. Oder an den Bau einer Brücke oder eines Gewölbes, wo der Baumeister meinen wollte, es dürften auch einige weiche und bröckelige unter den festen Gewölbesteinen sein, oder an den Erbauer einer Lokomotive, der denken wollte, auf eine kleine Schraube komme es wohl so genau nicht an, — die mangelhafte Schraube kann ebenso wie der schlechte Stein und das schwache Kettenglied Ursache großen Unglücks und Todesverderbens werden. So ist das, was man bei unsern Vätern Spitzfindigkeit und Engherzigkeit, dazu wohl auch noch Streitsucht, Rechthaberei zu nennen pflegt, meist vollständig gerechtfertigte Vorsicht, hervorgegangen aus treuster Gewissenhaftigkeit im Haushalten über Gottes Geheimnisse. Allerdings kann es ja auch zu unnützen und darum bedenklichen, schädlichen Spitzfindigkeiten kommen; es kann sich die Arbeit, die im Glauben begonnen, in spitzfindige Verstandesoperationen verlaufen; es kann der ökumenische Blick sich verdunkeln, der auch in minder richtigen Kirchen das Wirken erkennt und anerkennt, das der Geist Gottes darin hat, Vorzüge, die eine andere Kirche vor der eigenen hat; es kann im Streit die Liebe erkalten, Rechthaberei und Stolz sich einmischen, was ja oft geschehen; das wird eben zu verurteilen und zu meiden sein, ist aber wohl in unserer Zeit im protestantischen Gebiet nur vereinzelte Erscheinung. Aber daß man die Schärfe und angebliche Enge kirchlicher Lehrbestimmungen aufgeben sollte in der Meinung, mit Unbestimmtheiten oder etwa auch fremdartigen Zusätzen eine Fortbildung der Kirche zu einer größeren Einheit und Wirksamkeit zu ermöglichen, folgt daraus doch noch lange nicht. Es gilt, in voller Konsequenz der großen Grundwahrheiten zu bleiben, und nur in dieser Konsequenz kann von einer Fortentwicklung und Fortbildung die Rede sein.

Wir müssen auf der festen Bahn bleiben; der Marmorblock muß weiter bearbeitet werden; der Goldklumpen wird nicht umgetauscht; nichts von dem darf aufgegeben werden, was wir als Erbteil von den Vätern haben. Wie aber, nach welchen Grundsätzen soll das nun fortgebildet werden? Ist es überhaupt überall möglich? Ist nicht vieles vollständig fertig? Etwas Fertiges läßt sich nicht mehr fortbilden; der Versuch einer Fortbildung würde nur eine Verunstaltung herbeiführen. Aber es ist eben nicht alles, ja schließlich nichts fertig in der Welt, in keinem Gebiet, zumal des menschlichen Lebens, aber auch nicht der ganzen Schöpfung. Es gilt nun die rechten Grundsätze der Fortbildung erkennen, anwenden, festhalten.

Wir stellen zwischen das Wort Fortschritt und Fortbildung das Wort Fortentwicklung, weil nur durch diese eine Fortbildung geht und mit beiden ein wirklicher Fortschritt erzielt wird. Der wahre Fortschritt, Fortentwicklung und Fortbildung, ist wie die Entfaltung einer Pflanze, wie das Aufgehen einer Blume aus dem Kelch. Die duftigen und farbenprächtigen Blütenblätter waren, obwohl weder Duft noch Farbe wahrnehmbar, doch schon in dem Kelch und dieser samt Zweig, Stengel und Wurzel in dem Samenkorn, wie der vollendete Mann in dem Kind.

Ein Irrtum muß hier zur Sprache kommen und abgewiesen werden, als könne eine Fortbildung erfolgen durch Zusammenfügung von irgendwelchen ungleichartigen Dingen. Schon die Natur deutet darauf hin. Es ist Fortbildung eines Baumes, wenn derselbe durch Propfreis oder Okulation 2c. veredelt wird. Aber stets wird ein Baum (oder Strauch) nur ein Propfreis von einem Baum derselben Gattung, wenn auch edlerer Art aufnehmen. Nie wird man einen Zweig vom Apfelbaum auf ein Birnenstämmchen pfropfen können; es wächst wohl an, trägt aber nie Frucht und verkümmert bald. So ist es mit der Rassenverwandlung der Bastarde vom Stieglitz und Kanarienvogel, Pferd und Esel; sie bleiben unfruchtbar. Aber nicht bloß im physischen Gebiet gilt das, auch im höheren, geistigen Leben, wie z. B. in der Kunst. Es war keine Fortbildung, Fortentwicklung 2c., wenn man an gothische Dome Anbauten im Stil der Renaissance oder gar im Zopfstil machte. So auch nicht im politischen Leben, in der Gestaltung des Staates, wenn man von der

Eigenart eines Volksstammes völlig abgehend, Staatsformen einführt oder den ursprünglichen einpfropft, die aus einer anderen Nationalität erwachsen sind. In einem Volk, welches, wie das deutsche, monarchischen Grundcharakter hat, wird eine gesunde Fortentwicklung und Fortbildung nur dann zu erwarten sein, wenn dieser Grundcharakter auf allen Stufen, in allen einzelnen Teilen seines Organismus zur Geltung kommt oder mindestens nicht ganz verdrängt wird. Es mag ja unter Umständen nicht anders gehen, als daß man demokratische Formen und Ordnungen mit monarchischen zu vereinigen sucht, wie es im Konstitutionalismus geschieht — republikanische Ordnungen sind nicht jedesmal und notwendig demokratische, sie können sehr starke monarchische Elemente haben, wie in den aristokratischen Republiken des Altertums und Mittelalters, — die Vereinigung des Demokratischen mit dem Monarchischen im konstitutionellen Staat oder auch im Imperatorenstaat, wie bei Napoleon III., dem Alleinherrscher mit den stets im Munde geführten „großen Grundsätzen von 1789", hat in der That noch keinen Staat zur Ruhe und ruhigen Entwicklung kommen lassen und den Kampf der entgegengesetzten Elemente fast zum Hauptinhalte des politischen Lebens gemacht; Regierungen stürzen, selbst regieren um auch gestürzt zu werden, das ist der Verlauf des politischen Lebens in so vielen modernen Staaten. Der Grundzug des Volkstums in allen Stufen und Einzelordnungen zur Entfaltung und Wirksamkeit gebracht, ist wahre Fortentwicklung, Fortbildung, Fortschritt. In jedem gesunden Gemeinschaftsleben ist es wie im Organismus der edelsten Erzeugnisse in der Pflanzenwelt, wo in jedem Einzelteil das Ganze sich wiederfindet, auch in den edelsten Produkten der anorganischen Natur, in den Krystallen, in denen, wenn ein Krystall zerschlagen wird, in jedem einzelnen Stück die Grundform des Ganzen wieder zum Vorschein kommt. Grundform des menschlichen Gemeinschaftslebens ist die Familie; sie ist monarchischen Charakters; kommt diese in allen weiten Verbänden, Gemeinden und Staat zur Geltung, so ist ein gesunder Bestand zu erwarten, selbstverständlich nicht ohne den Sauerteig religiös-sittlicher Kräfte. Man hat wohl in weiten Kreisen ein Grauen vor solchen Theorieen, man sieht in ihr die Tyrannei, den Despotismus zum Grundsatz erhoben, das edle Gut der Freiheit verraten und preisgegeben; als ob Familienordnung, Familiensinn Knechtschaft,

väterlich Regiment Despotie wäre. Fortschritt, Fortbildung ꝛc. sind aber sehr wohl möglich, und werden wesentlich darin bestehen, daß das, was in der Familie das Schönste, das Ideale, das Beglückende: väterliche Gesinnung und Fürsorge, liebende Hingabe bis zur Selbstopferung oben, und Pietät, auch bis zum Selbstopfer, unten, wie im alten Germanentum mit seiner „Mannentreue“, zu stetem Wachstum und zur vollsten Bethätigung kommen. Thatsächlich haben die Freiheitsbestrebungen, welche in Beseitigung des Monarchischen in vermeintlicher Gleichstellung aller bestanden, noch je und je mit der Ochlokratie, der Herrschaft des Haufens, geendet, welche die äußerste Tyrannei bedeutet, und ihr Ende findet in dem, was man in alter Zeit Cäsarentum, Prätorianertum, in der Neuzeit Säbelregiment nennt. Ist ein Volk von seiner Eigenart in seinem Gemeinschaftsleben weit abgekommen, so ist Rückkehr zu derselben der beste, heilsamste Fortschritt.

Kein Fortschritt, weil keine Fortentwicklung und Fortbildung, ist es, wenn einem Volk von Eigenart die Kultur eines oder gar etlicher fremder Völker anderer Art aufoktroyiert wird, wie bei den Russen tartarischen Ursprungs, die westeuropäische Kultur unter Peter dem Großen, woraus nur ein gefirnißtes Barbarentum geworden ist, bei dem das Barbarentum seine Wildheit beibehalten aber seine Naturkraft eingebüßt hat, und wo die Rückkehr zur nationalen Eigenart schließlich nur noch im Umtausch des modernen Gewandes, der Helme gegen Schaffellmützen, der knappen Uniformen gegen Pumphosen und Kaftan besteht, wie in Vergewaltigung aller selbständigen Organismen anderer Art.

Ein Zerrbild von Fortschritt hat die Neuzeit gebracht in der sog. Internationale, sei es der schwarzen oder der rothen, oder der goldenen, der äußersten Entartung dessen, das man in idealeren Zeiten Kosmopolitismus oder Weltbürgertum nannte. Es war ja ein unendlich großer, herrlicher Fortschritt, als den Völkern der alten Welt in ihrem engen Nationalitätsbewußtsein, in welchem sie sich in Haß oder Verachtung von anderen Völkern absonderten, die Idee der Menschheit, des allgemein Menschlichen und gar einer großen Menschheitsfamilie aufging, wie der Apostel Paulus, Christi welterlösendes und weltbeglückendes Werk verkündigend, sie auf dem Areopag zu Athen proklamiert, gleichzeitig aber das göttliche Recht der Nationalitäten und ihre Aufgaben wahrend (Apg. 17, 26 ff.). Die Idee der

Menschheit aber haben die letzten Ausläufer des Humanismus von ihrer Aufgabe, „den Herrn zu suchen, ob sie Ihn finden möchten", getrennt und nicht minder des Rechtes und der Aufgabe der Nationalität vergessen und mit Proklamierung des höchsten Zieles, der Erde Besitz in unbegrenztem Maß an sich zu raffen und ihre Lust in vollsten Zügen zu genießen, die vaterlandslose Internationale der Roten und Goldenen, der Geldprotzen und Socialdemokraten geschaffen, während die schwarze Internationale allerdings einen anderen Ursprung hat, mit ihrer Fortentwicklung aber auch dem Recht und der Fortentwicklung der Nationalität hemmend, störend und zerstörend in den Weg tritt.

Ist der wahre Fortschritt, bestehend in Fortentwicklung und Fortbildung einer Sache aus ihrer Eigenart zu vergleichen der Entfaltung einer Blume aus ihrer Knospe, dem Wachstum des Mannes aus dem Kind, so drängt sich uns eine Thatsache der Erfahrung auf, die unbedingt beobachtet werden muß. Nicht jedes Kind wird, was es versprochen, und manche Blüte verkrüppelt. Störungen können eintreten, ja sie kommen in alles Irdisch-Menschliche. Zur Fortbildung gehört Fernhaltung alles Störenden oder, wenn es eingetreten, Entfernung desselben. Nicht jede Rechnung ist richtig, in der alle Posten richtig addiert, alle Faktoren richtig multipliziert oder dividiert sind, wenn im Ansatz ein Fehler war. Darum müssen geistige Entwicklungen stets revidiert, auf ihre Richtigkeit bis in ihre Anfänge geprüft werden. Es sind auch die Prüfsteine, die Maßstäbe vorhanden, in weltlichen, zeitlichen Dingen, in vollendeten oder der Vollendung nahekommenden Leistungen, Schöpfungen ꝛc. in dem, was man klassisch nennt, — so wird die bildende Kunst der Plastik immer wieder zur sog. Antike, die Malerei zu den anerkannten Meistern vergangener Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung zurückkehren, das eigene Werk und Streben daran prüfend. Im höchsten Lebensgebiet, im religiösen, kirchlichen ist's gegeben in der göttlichen Offenbarung und ihren ersten Schöpfungen. Darum hat die Kirche zu ihrer Selbsterneuerung stets zu ihren Anfängen in der apostolischen Zeit und in der kirchlichen Lehre zu ihrem Quell in der heiligen Schrift zurückzukehren. Der entschiedenste Fortschritt im Leben des einzelnen Menschen, so hoch das reife Mannesalter gestellt werden mag, besteht doch darin, daß der Mensch umkehrt und wird wie ein Kind! und unsere Kirche

fordert für den Fortschritt des sittlichen Lebens ihrer Glieder den steten regressus ad Baptismum. So wenig man bei elementaren Erkenntnissen bleiben darf, so gewiß muß man immer und immer wieder zu den elementaren Wahrheiten zurückkehren, um zu sehen, ob die Entfaltung, der Fortgang den Anfängen entspricht. Damit aber stehen wir im entschiedensten Gegensatz zu dem größten Fortschritt, der je geschehen, gegen den wir den entschiedensten Protest erheben. Und wo ist der? Im Papsttum; wie die größte Stabilität in dem als größter Fortschritt sich anpreisenden Materialismus liegt. Nach Jahrtausenden ist dieser noch nicht über das hinausgekommen, was an den Thoren des Paradieses zur Schlange und ihrem Samen gesagt wurde: „Auf deinem Bauch sollst du gehen und Erde essen dein Leben lang." Vom Papsttum aber hat man gesagt, es habe sich entwickelt auf Grund des Wortes: „Ihr werdet sein wie Gott! wissend, was gut und böse ist!" Wir können das so nicht nachsagen, aber, gedenkend, daß jene Rede in jedem natürlichen Menschen einen Widerhall gefunden, und auch in den frommen Menschen leicht sich wieder einschleicht, haben wir nicht das geringste Bedenken, zu sagen, in der Institution des Papsttums finden wir es in einem uns erschreckenden Maße.

In der römischen Kirche, die als das Nonplusultra der Stabilität gilt, ist fortwährender Fortschritt. Sie ist durchaus nicht bei dem Elementaren stehen geblieben, sondern hat alles konsequent weiter gebildet, nur mit Fehlern im Ansatz. Sie blieb nicht stehen bei der bloßen Pietät gegen die Mutter des Herrn, bei der bloßen Seligpreisung der Erwählten und Begnadigten, des Musters weiblicher Einfalt, von der sie selbst geredet, sie mußte die Himmelskönigin und die Unbefleckte von der Empfängnis an sein. Und das: „Wer euch höret, höret mich", mußte in lauter Konsequenz bis zur Unfehlbarkeit ausgebildet werden. Es waren zwei Posten nicht in den Ansatz aufgenommen worden, nämlich das Zeugnis der Schrift von der Sündhaftigkeit aller Menschen und infolge davon die Verdunkelung seiner Erkenntnis, die nur in dem vollendet Heiligen eine irrtumslose sein kann, sowie die Thatsache, daß jene Worte zu den ersterwählten Zeugen gesprochen waren, von denen der Herzenskündiger wußte, daß in ihnen nicht bloß der natürliche Mensch sei, der nichts vom Geiste Gottes vernimmt, sondern der neue Mensch, nach seinem

Bild, nach Gott geschaffen in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, die Er besonders ausgerüstet und als den Grund gelegt, da Er selbst der Eckstein ist. Mit dem ersten Papst, der nicht ein wiedergeborener Mensch war, — und es ist unbestreitbare Thatsache, daß es ungläubige, gottlose, ja verbrecherische Päpste gegeben, mußte das Wort gelten: „Er vernimmt nichts vom Geiste Gottes", nichts von dem, der in der Schrift, aber auch nichts von dem, der in der Christenheit redet, wie sollte er unfehlbar sein und in Sachen, die das ewige Heil betreffen, entscheiden. Wo Petri Glaube stehen sollte, da setzt man Petri Stuhl, d. h. seine Machtvollkommenheit, hin. Einseitig nahm man aus der Schrift, was menschlicher Meinung gut dünkte, nahm in diese selbst ein Falsches auf, das man nicht nach der Schrift wieder ausschied oder verbesserte, sondern mit fortentwickelte, bis es, wie die „Aufsätze der Ältesten" bei den Pharisäern, die Wahrheit vielfach überwucherte und verkrüppeln ließ und diese dann in der Verkrüppelung wachsend, zu einer Gestalt werden mußte, die uns im Lichte des Evangeliums monströs erscheint, ja in deren Angesicht, zumal wenn sie dem reinen Evangelium sich gegnerisch, ja verfolgend gegenüberstellte und die Forderung der Prüfung nach der Offenbarungsurkunde verdammte, die Reformatoren Züge des Antichrists wahrzunehmen glaubten.

Wir vergessen in keiner Weise das Schriftprinzip unserer Kirche; aus der Schrift muß alles geschöpft, an ihr muß alles geprüft und gemessen werden, aber im persönlichen Glauben, im kräftigsten Interesse, zu finden, was der Sehnsucht nach dem ewigen Heil Genüge bietet, nicht in der Weise, wie es eine eiskalte Wissenschaft verlangt, welche die Schrift wie einen großen Petrefakten behandelt, an dem der naturforschende Verstand sein Spiel hat, derselbe liest, wie einer die Vedas, die Zend-Avesta, oder den Koran, oder griechische Mythologie liest, wie ein namhafter Theologe vor 40 Jahren als Losung ausgab, in einer voraussetzungslosen, um das Ergebnis unbekümmerten Forschung, die ein sehr seltsames Ding ist, die nach Goethes Wort, „nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn sie Regenwürmer findet". Sie muß vielmehr eine sehr entschiedene Voraussetzung haben, die Voraussetzung eben der Heilsbedürftigkeit und das Vorhandensein einer dieser völlig befriedigenden Wahrheit. Sonst bleibt man an wer weiß was für Nebendingen hängen.

Unser Schriftprinzip ist nun aber noch lange nicht der abstrakte Biblicismus gewisser puritanischer Gemeinschaften, oder gar moderner Latitudinarier, die da sagen: „Lassen wir alle Dogmatik weg und brauchen wir in Predigt und Unterricht, in Lehrbüchern einfache Bibelworte, so bleibt das kirchliche Leben im Fluß, während es in der Dogmatik und überhaupt in allen kirchlichen Lehrbestimmungen sofort erstarrt." Diese klugen Leute haben von kirchlichen Lehrbestimmungen und ihrer Bedeutung ebenso wenig ein Verständnis, wie von ihrer Entstehung und Berechtigung ja von ihrer Notwendigkeit und am allerwenigsten schließlich von der Glaubensquelle und Norm, der Schrift selbst und ihrer Grundwahrheiten, dazu auch dem persönlichen, religiösen Leben mit seinem unabweisbaren Bedürfnis nicht bloß zu erkennen, sondern auch zu bekennen, anderen mitzuteilen, was uns selbst Friede gebracht.

Mehr als einmal hat man mit der Beseitigung kirchlicher Dogmen nicht weniger als eine Schriftwahrheit selbst beseitigen wollen. Es ist ja richtig, was unsere Kirche betont: Die Schrift ist an sich selbst und durch sich selbst klar, und wenn ihre römisch-katholischen Gegner behaupten: „Jeder liest aus der Schrift heraus, was er will, und auf die Schrift berufen sich alle Irrlehrer," so wird das evangelische Schriftprinzip davon in keiner Weise betroffen. Denn die Schrift ist klar dem „einfältigen Auge", aber nicht dem Auge, das „ein Schalk" ist, und wer mit Heilsbegierde die Schrift gelesen, hat noch immer das Rechte gefunden. Nun giebt's allerdings solche, die nicht bloß wie jene kühlen uninteressierten Forscher ohne Heilsbegierde, sondern in eitlen hochmütigen Gedanken die Schrift lesen, die eignen Fündlein in ihr zu suchen, oder sie in sie hineinzutragen, ja nicht wenige, der geradezu feindselige Gedanken mitbringen und sie nur lesen, um Widersprüche, sogar Unsittlichkeiten in ihr zu entdecken und sie damit zu nichte zu machen. Dazu kommt, daß auch redliche Seelen, die ein reges Gewissen und tieferes religiöses Bedürfnis haben, denen aber der freie Blick von der Höhe herab fehlt, leicht an Einzelheiten hängen bleiben, an Dingen, die, obwohl in der Schrift alles göttlich ist, doch in gewissem Sinne Nebendinge genannt werden können, solange das Herz noch nicht zum Heilsglauben bekehrt ist, oder von denen man sagen darf: sie liegen in der Peripherie, nicht im Zentrum und hindern oder verzögern und erschweren das Erfassen dessen, das im Zentrum liegt, und das Eine ist, was not

thut. Solche werden dann nicht selten Glieder oder auch Stifter von Sekten, in denen das christliche Leben verkümmert. Man denke nur an die unzähligen Sekten Amerikas, die sich ins Endlose gespalten und dabei oft um Fragen wie die: Darf in stehendem oder muß in fließendem Wasser getauft, muß dabei der Täufling dreimal untergetaucht werden, oder ist's genug an einem Mal? Ist der Sabbath am Samstag, oder am Sonntag zu feiern? Darf man Blutwurst essen (Apg. 15, 20) u. dgl. sich spalten, wobei wir noch bemerken wollen, daß uns nicht bekannt ist, ob die Verwerfung der Rockknöpfe und der Gebrauch der Haften bei den Quäkern und Menoniten auch auf einen Schriftgrund d. h. auf ein ausdrückliches Wort der Schrift oder nur auf ihren Tadel des Kleiderprunks zurückgeführt wird. Das sind übrigens alles nur harmlose Kleinigkeiten (?); die Kirche weiß auch von entsetzlichen sittlichen Verirrungen, in die einzelne Sekten hineingeraten sind, die an Einzelheiten hängen geblieben.

Gegenüber dieser sektiererischen Engherzigkeit, diesem Sichverlieren in Nebendingen, ja schon gegenüber irrtümlicher Exegese aus philologischen Mängeln, wie gegen die kräftigen Irrtümer der römischen Kirche, vor allem aber gegenüber den steten Versuchen der Welt mit ihrer fleischlichen Weisheit in die Kirche einzudringen und in ihr zu herrschen, wie es die jüdische und griechisch-römische Welt ebenso wohl gethan hat als die moderne, zum Schutz der Gemeinde gegen Willkür ihrer Prediger, ist das Zeugnis der Kirche, sind Lehrbestimmungen nötig, die eben nichts anderes sein sollen, als ein klarer Ausdruck der recht verstandenen biblischen Heilswahrheit, ein Bekenntnis zu derselben als Wegweiser zu derselben für alle Glieder der Kirche, Anfänger wie Geförderte, Irrende, wie solche, die auf rechtem Weg sind, aber Anregung und Stärkung bedürfen. Solche Bekenntnisse sind recht eigentlich nicht Stillstand, sondern Fortschritt, Fortentwicklung und Fortbildung kirchlichen Glaubens und Lebens, wenn sie richtig sind. Dazu auch ist der heil. Geist der Kirche verheißen und gegeben. Das Kriterium aber ist: „Von dem Meinen wird er's nehmen" Joh. 16, 14, und sollte darum die Kirche jemals etwas lehren, wofür sie nicht ein klares Wort des Herrn oder seiner Apostel anführen kann, so ist sie auf dem Irrweg. Selbstverständlich darf sie auch nur aus dem Glauben zeugen; denn auch hier gilt und zwar ganz besonders: „Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde", und bloße Spiele des Scharfsinns,

Spekulationen, Verstandsoperationen und bloße logische Schlußfolgerungen haben kein Recht, werden auch niemals Bekenntnisse oder Lehrbildungen zustande bringen, die irgendwie wahrhaft kirchliche Gemeinschaften zustande bringen oder irgendwie ökumenisch werden könnten, ebenso wenig, wie solche die religiös erfüllte Phantasie zu schaffen vermag. Wer die Kirchengeschichte kennt, wird zugeben, daß die großen ökumenischen Bekenntnisse wie das der Reformationszeit allesamt aus einem lebendigen Glauben gekommen und durch und durch Zeugnisse sind und nichts weniger als dürre und verstandesmäßige oder phantastische Spekulationen enthalten; ja selbst von der so vielfach der dürren Scholastik beschuldigten Konkordienformel wird man, wenn man überhaupt im Glauben steht, bekennen müssen, daß sie unter Gebet aus reichem inneren Leben entstanden und eine lebendige, innige Glaubenswärme in sich trägt.

Wer aber kann und darf Lehrbestimmungen treffen, die elementaren Glaubenswahrheiten, das in der Schrift Offenbarte entwickeln, in seiner Fülle entfalten? Antwort: Die Kirche. Aber wer ist die? Sind es die Bischöfe? in der römischen Kirche der Papst? oder die Pastoren und die Synoden in der protestantischen? Sie sind es alle und sind es doch für sich allein wieder nicht. Denn zur Kirche gehören auch die vergangenen Geschlechter und die zukünftigen, die hier unten streiten und die droben triumphieren. Die zeugende Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen, die Gemeinschaft aller derer, in allen Zeitaltern, die im wahrhaftigen Glauben an den Herrn stehen, oder gestanden und den heiligen Geist empfangen haben, der in alle Wahrheit leitet. Lehrbestimmungen können nie durch Abstimmungen und zeitweilige Mehrheiten getroffen werden; so wenig wie jemals durch Abstimmung eine Kunstform, Kunstrichtung in der Plastik, Malerei, Bau- oder Dichtkunst durch Abstimmung und Mehrheitsbeschluß festgestellt worden ist, obwohl alle jene Künste zu Nutz und Freude für alle bestimmt sind, — ebenso wenig durch hierarchische Autoritäten; und wo es geschehen, da ist jedesmal die Ökumenizität (allgemeine Anerkennung) ausgeblieben. Es giebt eine Menge von Konzilienbeschlüssen der alten Zeit, sogar einstimmig gefaßt, die aus dem Bewußtsein der Christenheit verschwunden, ja niemals in dasselbe dauernd eingedrungen sind. So hat das Tridentinum auch nicht vermocht, allgemeine Anerkennung zu finden, so wenig wie die Beschlüsse der Dortrechter Synode, und mit dem neuesten Vati-

canum steht's ebenso. Der Vorgang in der Kirche ist vielmehr derselbe wie in allen andern Gebieten des geistigen Lebens, die wir genannt, wo etwas Lebensfähiges zustande gekommen ist, nur daß in der Kirche der Bestand auf Jahrhunderte hinaus und bis dahin dauert, wo der Glaube zum Schauen gelangt, während in andern Lebensgebieten der Bestand ein vergänglicher ist. Besonders begabte, — in der Kirche also besonders erleuchtete und geführte, in ungewöhnlichen Erfahrungen vertiefte und mit ungewöhnlicher Geisteskraft ausgerüstete Persönlichkeiten, die eine Wahrheit tief erfaßt haben, oder von ihr sich haben erfassen lassen, in ihr leben und weben und „es nicht lassen können, daß sie nicht reden sollten von dem, das sie gesehen und gehört", sprechen sie aus, finden zunächst Widerspruch, vielleicht Spott, Hohn, tödliche Feindschaft, sogar selbst den Tod, — aber die Wahrheit stirbt nicht mit ihnen; sie bleibt, sie wächst, die Herzen fallen ihr zu, bezwungen von ihrer inneren Gewalt, und was einst verlästert, verhöhnt und verfolgt wurde, steht auf einmal als ausgemacht und unbestreitbar fest. So geht es auf dem Gebiet des Staates, — man denke an den einst wie Hochverrat verfolgten Gedanken der deutschen Einheit, des Volkslebens, der Sitte, der Kunst und Wissenschaft; — den französischen Ungeschmack, die Unnatur jener Litteraturperiode konnten die Mehrheit nicht beseitigen und eines großen Königs Gunst nicht in Herrschaft erhalten, — so auch in ihrer Eigenart in der Kirche, und dawider vermag auch keine Gewalt der Erde etwas zu thun. Man denke nur an die arianischen und athanasianischen Kämpfe im vierten Jahrhundert. Politische Gunst und Macht war oft auf Seiten der Arianer, und gegen ihre Gegner, die Athanasianer, ward die entschiedenste Gewalt angewendet; sie mußten in die Verbannung gehen; dennoch verschwand der Arianismus. Kein Mensch zwang die freien, mächtigen Gothen, dem Arianismus zu entsagen und sich zum Athanasium zu bekennen; die Wahrheit selbst bezwang sie und nur sie allein. Die Weltgeschichte ist auch hier das Weltgericht, das Gott der Herr vollzieht. „Ist's nicht aus Gott, so wird es untergehen," dies gilt auch hier; und die armselige Verkümmerung bionitischer, antitrinitarischer und andrer ähnlicher Gemeinschaften, bis auf die Deutschkatholiken und Uhliganer der Neuzeit, sagt so viel, daß sich nicht begreifen läßt, wie man immer noch die Rückkehr zu ihren Anschauungen und Grundsätzen als einen

großen Fortschritt der Kirche bezeichnen kann. Man wird nicht bestreiten können, daß damals als ein Ronge seine Triumphzüge durch Deutschland hielt, der Durchschnittsstand des religiösen Lebens in der großen gebildeten und ungebildeten Menge ganz derselbe war, den er vertrat, sogar in der Geistlichkeit. Zu kämpfen hatte diese Richtung nicht; man that ihren Vertretern nicht einmal den Gefallen, sie zu verfolgen, um sie interessant zu machen. Sie durften sich versammeln, zu Gemeinden konstituieren; man räumte ihnen protestantische Kirchen ein, führte sie mit großer Förmlichkeit ein, — wie in Darmstadt, wo man sie einem kleinen Häuflein sog. pietistischer Kandidaten versagte, die man am liebsten ausgestoßen hätte, und da solches nicht ging, sie in den Winkel drückte, — sie konnten ein allgemeines Konzil in Leipzig halten, das ein Glaubensbekenntnis aufstellte, das dem der großen Mehrheit damals zur Zeit vollständig ent- und in keinem Punkte widersprach, — es hing in der Darmstädter Stadtkapelle und hätte von dem alten Konsistorialrat, der da predigte, gerade so gut verfaßt sein können, als von Johannes Ronge; — wer ist ihm zugefallen? Ein paar Menschen, und die Gemeinde ist über einen jämmerlichen Bestand nicht hinausgekommen, nirgends in ganz Deutschland. Was aber — und diese Thatsache aus einem kleinen Winkel des deutschen Vaterlandes sei anzuführen erlaubt als eine, die ein großes Gebiet und eine große Thatsache, ein großes Entwicklungsgesetz beleuchtet und bestätigt, — was damals jenes kleine Häuflein gering geachteter, meist gemaßregelter „pietistischer", d. h. im alten Glaubensbekenntnis der Kirche stehender Kandidaten — auch ein Wichern war damals ein einfacher Kandidat — unter Widerstand von oben, unter Spott und Hohn von allen Seiten betrieb, was man jetzt mit dem Namen der innern und äußern Mission bezeichnet, ist eine Sache der ganzen evangelischen Kirche geworden und als ein ungewöhnliches Lebenszeichen, eine gewaltige Kraftentfaltung, als ein entschiedener Fortschritt des kirchlichen Lebens, eine Fortentwicklung und Fortbildung auch ihres ganzen Organismus allgemein anerkannt. Eine Herzen bezwingende oder gar Leben schaffende Gewalt wohnt jenen blassen Gedanken nicht inne, wenn sie auch von Millionen und Abermillionen als Inhalt ihres „fortgeschrittenen und geläuterten" religiösen Glaubens und Lebens bezeichnet werden, und wenn, wie es ja immer noch möglich und bei der Haltung staatlicher Gewalthaber und ihrer

Stellung zur evang. Kirche sogar nicht unwahrscheinlich ist, die seitherigen kirchlichen Bestände zerfielen, und aus ihren Trümmern, als großen Werkstücken, eine große Rationalistenkirche konstruiert würde, die mit allen nur denkbaren Rechten und Vorrechten, mit Geld und Gut und selbst mit dem großen Titel einer deutschen Nationalkirche ausgestattet würde, der vermeintlich große Fortschritt, die Fortbildung der Partikularkirche zur Nationalkirche vollzogen wäre, — die wirkliche Fortentwicklung und Fortbildung des religiösen Lebens unsers Volkes würde doch in den kleinen Teilchen, wenn man will, Splitterchen ruhen, die, den alten Glauben zu erhalten, sich absondern würden in Konventikeln oder Separationen. Die große Nationalkirche mit einer kalten, trägen Masse würde in leeren Kirchen eine klägliche Rolle spielen. Im verkümmertsten „Pietistenwinkel", der in der Kontinuität des alten Glaubens, mit seiner Wurzel noch zusammenhängend bliebe, würde mehr Energie des religiösen Lebens sich zeigen, als in der großen Zeitgeistkirche, und was sie etwa noch hätte an religiösem Gehalt, würde eine Fortbildung wahrhaftig nicht zu erwarten, sondern ein Schicksal haben, wie der Reichtum bei „Hans im Glück".

Im Glauben sind die Bekenntnisse, sind die Lehrbestimmungen entstanden; im Glauben allein können sie fortgebildet werden; philologische und historische Kritik reicht dazu nicht aus und ebenso wenig philosophische Spekulation. Wer sie fortbilden, oder vielmehr an ihrer Fortbildung mitarbeiten will, muß in ihnen stehen, nicht außer ihnen. Nur der Heilige Geist kann in alle Wahrheit leiten. Er wird aber nur den Gläubigen zu teil.

Es hät einmal ein deutscher Theologe, der sel. Professor Hundeshagen (Bern, Heidelberg, Bonn), in seinem Buch „der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen" die Bekenntnisse der Kirche mit jenen „erhabenen, gewaltigen Gebirgsmassen verglichen, zu deren Entstehung und Bildung einst jene großen Urfeuer nötig und thätig gewesen sind, die an der Gestaltung unserer ganzen Erde so wesentlichen Anteil haben." In der That, es steht mancher diesen Bekenntnissen gegenüber wie toten Massen, und weiß nur von Erstarrung zu reden. Mancher kommt dann nun mit dem spindeldünnen Meißel seines Verstandes, um hie und da ein Stückchen herauszuarbeiten, das er dann noch als Bausteinchen für eine neue Zeitgeistkirche verwenden, oder auch zu einem Bildchen, einer Dekorationsarbeit

für dieselbe, etwa in ihren Gottesdiensten, Liturgieen ꝛc. verarbeiten möchte; ein Anderer versucht, einem eingesprengten Edel-Krystall, einer ihrer Kernlehren, wie etwa der von der heiligen Dreieinigkeit, ein andere Form und Fassung zu geben, wie ja in der That selbst ein so trefflicher Theologe wie der selige Rothe aussprach, die kirchliche Trinitätslehre bedürfe wohl einer Revision, in der Meinung, in anderer Form und Fassung und etwas mehr geschliffen, würde eine solche Lehre wieder massenhafte Bekenner gewinnen, — allein es ist vergebliches Beginnen. Diese Massen, wenn etwa wirklich ihre Form einer Veränderung (Verbesserung) bedürftig und fähig wäre, lassen sich nicht bearbeiten, bevor sie nicht wieder in Fluß gebracht sind. Sie aber in Fluß zu bringen, dazu bedarf es desselben Feuers, das sie einst gebildet. An diesem aber, jener Glaubenstiefe und Glaubenskraft, fehlt es unserer Zeit, und darum haben wir jetzt keinen Beruf zu neuer Bekenntnisbildung und haben auf diesen „Fortschritt", wenn es einer wäre, zuvörderst zu verzichten, wie das mehr und mehr auch von Liberalen anerkannt wird. Und es liegt ein gutes Teil Wahrheit und Recht in dem Grundsatz der Altlutheraner, einfach streng und fest bei den historischen Bekenntnissen zu bleiben. Die sollten wir uns nur erst einmal recht innerlich und lebendig zum Geisteseigentum machen, uns recht tief in sie hineinleben, sie in Fluß bringen. Zur Weiterbildung muß erst der „Geist der ersten Zeugen" wieder aufwachen, die Glaubensstärke der Märtyrer, die Tiefe und Innigkeit Luthers, der christliche Scharfsinn und die heilige ruhige Klarheit eines Melanchthon. Am allerwenigsten sind die zur Fortbildung berufen, die sich am meisten dazu berufen fühlen, gewisse Herren vom Katheder, die es für unerläßlich zum akademischen Ruhm halten, irgend etwas Neues, eine neue Ansicht oder Behauptung aufzustellen, und am allerwenigsten die kühlen, kritischen Köpfe, welche, wie wir oben sagten, die Bibel lesen wie jedes andere Buch, ohne ein eignes Bedürfnis, darin etwas zu finden für das Heil der Seele und die angeblichen Ergebnisse ihrer kritischen Wissenschaft (über Authentie der biblischen Bücher u. dergl.) meinen popularisieren zu müssen, d. h. hineintragen in die Kreise, wo man ihnen nicht nachrechnen kann, wo einfach der letzte Rest der Ehrfurcht vor dem Heiligen zerstört und schließlich im Dünkel, zu den denkenden, selbst prüfenden Menschen zu gehören, jene angeblichen wissenschaftlichen

Ergebnisse nachgebetet werden in einem „Köhlerglauben", der so blind ist, wie er jemals in den dunkelsten Zeiten gewesen ist.

Haben wir nun auch keinen Luther und Melanchthon, keinen Athanasius und Augustinus keinen Johann Arndt, Johann Gerhardt und ähnliche Leute, ist's nicht die Zeit, neue Bekenntnisse aufzustellen, so ist unsere Kirche doch nicht ganz vom Geist jener Männer verlassen, und Vorarbeit zur Fortentwicklung und Fortbildung in diesem Centralgebiet des Kulturlebens wird in Menge gethan. Die Arbeit geht langsam, und bis ein sicheres Ergebnis erlangt ist, gehen unter Umständen Jahrhunderte hin.

Daß aber das kirchliche, oder, wollen wir lieber sagen, religiöse Leben Centralgebiet, Mittelpunkt, Quellpunkt, Herzpunkt des gesamten Kulturlebens ist, behaupten wir ohne die geringste Einschränkung. Keine Geschichtsforschung oder Geschichtsschreibung, die den Wahrheitssinn nicht vollständig verloren hat, wird es in Abrede stellen, daß unbedingt bei allen Kulturvölkern des Altertums die gesamte nationale Kulturentwicklung im allerengsten Zusammenhang mit dem religiösen Leben gestanden, von ihm getragen worden ist. Die Griechen hätten weder ihre herrliche Dichtung, hätten keinen Homer, keine Ilias, keine Odyssee, keinen Aeschylos, noch Sophokles, noch Euripides, mit ihren unvergleichlichen Tragödien, und ebenso wenig ihre sieben Weisen, ihren Sokrates, Plato, Pythagoras, Aristoteles, oder ihre Geschichtsschreiber Herodot, Plutarch, Thukydides ohne ihre Religion. Da ist doch gerade in ihren herrlichsten Dichterwerken, wie sie uns jetzt vorliegen, auch nicht eine Seite, auf der nicht etwas von ihrer Götterwelt, sagen wir: ihrer Gottheit und deren Hereinwirken in die Menschenwelt, oder sonst irgend einer religiös-sittlichen Angelegenheit die Rede ist; insonderheit nicht bloß in ihren Philosophieen, sondern auch in ihren Tragödien werden religiös-sittliche Probleme verhandelt, so daß, wenn man das Religiöse aus jenen Geisteswerken herausnehmen wollte, nichts übrig bliebe als tote leere Schale und Hülse; und wer wollte es bestreiten, daß ihre Architektur, ihre Plastik, ihre Bildhauerkunst im religiösen Leben ihre Antriebe, ihre Gegenstände, ihre Schulung erhalten haben, daß weder ein Parthenon, noch eine Akropolis denkbar wäre ohne ihre Götterwelt? Das ganze Kriegs- und Friedensleben der Griechen wie der Römer ist von der Religion durchzogen, kein Kriegszug ohne Opfer und Gebet, und weder die

Gesetzgebung Solons noch die Lykurgs ist ohne religiöse Motive. Die altindische oder persische oder auch egyptische Kultur vom religiösen Leben trennen zu wollen, wäre ebenso große Thorheit wie die, den Zusammenhang des Zerfalls dieser Völker mit ihrem religiösen Zerfall zu leugnen. Die Kulturentwicklung der germanischen Völker nach allen Richtungen ist mit deren kirchlichem Leben verwachsen und wird es auch fernerhin so sein, so wenig nicht im kirchlichen Glauben stehende Leute es zugeben oder nur verstehen werden, wie unsere fernere Kulturentwicklung in Abhängigkeit und innerem Zusammenhang stehen sollte mit der Ausbildung gewisser Dogmen, mit der Fortentwicklung und Fortbildung gewisser kirchlicher Lehren, die sie wohl nur für eine Privatsache theologischer Zünftler ansehen, für die Interesse zu haben, man auch nur von solchen erwartet, oder solchen zugemutet werden können.

Daß wir aber in kirchlicher Fortbildung begriffen sind, bezeugen nicht etwa bloß die Dinge, über die man sich unbedingt zu freuen pflegt, die reichen und mannigfaltigen Thätigkeiten der christlichen Liebe, die nicht etwa bloß das leibliche, sondern vorzugsweise das geistige Elend des Volkes zu lindern und zu beseitigen sucht und die immer mehr organisiert der Kirche selbst sich eingliedert und ihr eine Stellung im Volksleben gegeben hat, daß auch der grundsätzlich fast religionslose Staat zur Lösung der großen socialen Notstände sie nicht mehr entbehren kann, — wir erinnern an eine Anordnung von hoher staatlicher Stelle aus der letzten Zeit, nach welcher Lehrkurse der inneren Mission gehalten werden sollen, an welchen vornehmlich auch junge Regierungsbeamte und Richter Teil nehmen sollen, an die Zuhilfenahme der Mission in den deutschen Kolonieen, die blühende Thätigkeit der Heidenmission, wie sie die Christenheit überhaupt noch nie gehabt, lauter Entfaltung dessen das in den Grundgeboten und Grundkräften des Evangeliums der Gottes- und Nächstenliebe um Christi willen, — sondern selbst das, worüber man sich zu betrüben und zu klagen pflegt, die kirchlichen Kämpfe, in denen wir stehen, und zwar nicht etwa gegen Un- und Halbglauben, gegen den die einfachsten Grundwahrheiten zu verteidigen sind, sondern die Kämpfe unter den kirchlich Gläubigen selbst, auch im Gebiet der Lehre. Sie haben ja allerdings etwas Betrübendes, Niederschlagendes, und hört man nicht selten die Mahnung, man solle doch das lassen und

gemeinsam gegen die offenbaren Feinde stehen. Aber wir sollten denken, jenen gemeinsamen Kampf könne man doch führen und führe ihn ja auch, wie ja in der That die Wissenschaft der christlichen Apologetik kaum jemals so reichliche und gründliche Arbeit geliefert hat. Bezüglich jener Kämpfe unter den Gläubigen selbst mag es uns zum Trost und zur Freude dienen, daß doch darin ein lebendiges Interesse für noch etwas mehr als die bloß elementare Wahrheit an den Tag tritt, daß man in der That nach der Fülle der Wahrheiten und deren Klarstellung ringt. Die ersten Jahrhunderte haben noch viel heißere Kämpfe innerhalb der Kirche gesehen, eine viel gewaltigere Anspannung der Geister, eine viel mächtigere Erregung derselben bis in den innersten Grund, ein viel mächtigeres Geistesringen, und — die Kämpfe waren nicht vergeblich, nicht ergebnislos; im Gegenteil, sie haben der Kirche in Bezug auf die großen Grund- und Hauptfragen einen sicheren Wahrheitsbesitz geschaffen, der nun unverlierbar ist. Damals betrafen die Kämpfe die Lehre von der heil. Dreieinigkeit, insbesondere den ersten und zweiten Glaubensartikel; die Kämpfe, in denen wir jetzt stehen, haben es fast allesamt mit dem dritten Artikel des christlichen Glaubens zu thun. In welcher Weise und wiefern das einen entschiedenen Fortschritt im kirchlichen Leben bildet, der aufs Gesamtkulturleben einwirken muß, wird sich leicht ergeben.

Positive Christen, Katholiken wie Protestanten, streiten ja wahrhaftig nicht mehr um die Gottheit Christi, seine beiden Naturen 2c., wohl aber streiten gläubige Christen derselben Kirche, der lutherischen wie der reformierten, über das, was dem dritten Glaubensartikel angehört, die Lehre von der Kirche, der sichtbaren und unsichtbaren, ihre rechte Ausgestaltung als einer Grundveste der Wahrheit, über ihre Mitgliedschaft, ihres Amtes Ursprung, Aufgabe und Vollmacht. Wiefern das mit der Gesamtentwicklung unseres Volkslebens und der menschheitlichen Kultur zusammenhängt, auf sie Einfluß haben muß, wird man schon an dem einen Punkte ersehen, daß die römische Kirche bekanntlich nicht bloß alle politische und sociale Notstände der Gegenwart von der Nichtanerkennung ihrer Hierarchie herleitet und bestimmt behauptet, nur die Rückkehr unter ihre Botmäßigkeit, der unbedingte Gehorsam gegen ihre Priester, ihre Bischöfe und vorab der Papst, könne das kranke Geschlecht heilen, ihm zu einer gesegneten Entwicklung und wirk-

lichen, immer reicheren Kultur verhelfen. Im Bereich des dritten Glaubensartikels liegt aber weiter die Lehre von den letzten Dingen, vom Zustand der Seele nach dem Tod, dem ersten Gericht, von der Auferstehung der Toten, der Wiederkunft Christi, dem Endgericht und der Vollendung seines Reiches, womit das Endziel aller Kulturentwicklung uns vor Augen gestellt ist, auf das jede wirkliche Kulturentwicklung, jeder wirkliche Fortschritt hingerichtet sein muß, wonach auch alles geprüft und gebessert werden muß, was sich als Fortschritt ausgiebt, während das Gedenken an Tod und Gericht dem Volksgemüt und Volksgewissen erst den rechten Ernst giebt, der ihm vielfältig geschwunden, darum das Volksleben im unsittlichsten Materialismus sich verlor. Nun sind aber kaum jemals alle jene Fragen um die letzten Dinge so vielfacher und gründlicher Untersuchung unterzogen worden, als gerade in der neusten Zeit; kaum irgend ein Zweig der neuen theologischen Litteratur hat eine solche Fülle fleißiger und gründlicher Arbeiten aufzuweisen, wie dieser, während gleichzeitig der nach Millionen Anhängern zählende Spiritismus mit seiner anwachsenden Litteratur in Zeitschriften, Brochuren und dicken Büchern von gelehrten Professoren geschrieben, wohl eine traurige Verirrung, gleichwohl ein Zeichen ist von einer mächtigen Strömung, welche die so lange aufs Diesseits gerichtete Masse mindestens aufs Jenseits hinweist und die Ewigkeitsfragen in ihr lebendig anregt. Daneben bildet dann auch wohl einmal das sog. Millenium einen Gegenstand des geistigen Kampfes, dessen Kern die Frage, ob eine Zeit voller Herrschaft Christi, christlicher Grundsätze, die alle Lebensverhältnisse durchdringen und gestalten, noch bevorstehe, vielleicht nahe bevorstehe, oder ob sie bereits hinter uns liege in der Zeit der unbestrittenen Gültigkeit christlicher Weltanschauung als Grundlage des nationalen, staatlichen, socialen Lebens in den tausend Jahren von Karl dem Großen bis zur französischen Revolution. Eine solche Frage kommt offenbar nicht aus einem bloß wissenschaftlichen, einem philosophischen Interesse; der Streit um sie ist nicht, wie wohl zu Zeiten andre Fragen, ein Spiel des scharfsinnigen Verstandes, sie kommt aus einem vorwiegend praktischen Interesse, aus dem Verlangen nach Ausgestaltung des Völkerlebens, nach christlichen Grundsätzen mit christlichen Lebenskräften. Und das ist wahrhaftig ein Fortschritt. Daß man aber noch so eifrig darum streitet, beweist, daß

diese Fragen noch nicht in dem Maß ins Reine gestellt sind, wie die Fragen der beiden ersten Glaubensartikel und berechtigt zu der Hoffnung, daß die Arbeiten und Kämpfe mit einem wertvollen Ergebnis abschließen werden. Und das Ergebnis wird seinen Einfluß geltend machen auf die gesamte Kulturentwicklung der Menschheit. Das Wort: „der Papst regiert die Welt", enthält eine Anmaßung. Es wäre keine Anmaßung, wenn der Papst unbedingt die Fülle der christlichen Erkenntnis, des christlichen Glaubens, des christlichen Lebens in sich trüge. Solche aber ist nicht einem einzelnen sündigen Menschen verheißen, sondern der gesamten Christenheit, der Kirche in „mancherlei Gaben in Einem Geist" (1 Kor. 12, 4 ff.), und es ist keine Anmaßung, sondern vollste Wahrheit, wenn wir sagen: die Christenheit, die im Glauben und der Erkenntnis der Wahrheit stehende, vom Geiste Gottes erfüllte und geleitete, regiert die Welt, und ihre klare Erkenntnis wie ihr klares Bekenntnis bildet das Gesetz und stellt ihr das Ziel ihrer Entwicklung; — die außer ihr Stehenden mögen's für unnützen Dogmenkram halten und nicht begreifen können, wie man sich über solche unpraktische Dinge auch nur im geringsten ereifern kann.

Die kirchlichen Kämpfe der Gegenwart aber zeigen auch klar, was in der kirchlichen Lehre der Fortentwicklung und Fortbildung noch bedürftig und fähig ist. Wohl unbedingt wird man die oben einmal erwähnte Forderung neuerer Theologen abweisen, die Dreieinigkeitslehre nach dem Nicäum und Athanasianum aufzugeben oder eine neue Fassung für dieselbe zu suchen; nicht minder den Versuch anderer, die Christenheit bezüglich ihres Glaubens an die Person Christi als des Gottmenschen zu einem oberflächlichen und längst überwundenen Sabellianismus zurückzuführen. Denn diese Wahrheiten stehen fest und klar nach ihrem Inhalt wie nach ihrer kirchlichen Fassung und Form, und mag dieselbe auch mangelhaft sein, kein Mensch wird eine bessere finden, dieweil wir von ewigen Dingen in menschlicher Sprache nur stammeln können.

Ebenso entschieden wird man sich aussprechen müssen gegen einen Lieblingsgedanken vieler frommen Gemüter der Gegenwart bezüglich einer Fortentwicklung und Fortbildung des kirchlichen Lebens nach der Annahme von drei aufeinander folgenden Zeitaltern der Kirche, für welche die Apostel Petrus, Paulus und Johannes die Vorbilder und die Namen gaben, als einem Petrinischen, Paulinischen und Johanneischen

Zeitalter. Das erste wäre die Kirche des Mittelalters unter dem Papsttum als eine Gesetzeskirche, das zweite die Kirche der Reformation als die Kirche der Glaubensgerechtigkeit, die dritte die Kirche der Liebe. In letzterer, sagt man, stünden wir jetzt und hätten vorzugsweise das praktische Christentum der Liebe auszubilden, der Art, daß das, was den Charakter des Paulinischen und Petrinischen Christentums ausmache, weniger Bedeutung mehr habe. Diese ganze Auffassung stimmt nicht mit dem geschichtlichen Verlauf und beruht überdies auf einer falschen Auffassung der Persönlichkeiten der drei Apostel und der von ihnen vertretenen lebensmächtigen Wahrheiten. Besteht ja ein Unterschied zwischen den Aposteln und den von ihnen vertretenen Seiten des Christentums, so hat er sich von Anfang an durch die ganze Geschichte der Kirche hindurch geltend gemacht und macht sich, je nach Naturen, Temperamenten, Nationalitäten und sonstigen Umständen auch heute noch geltend. Zudem ist der Unterschied der Apostel auch gar nicht ein solcher, wie man gewöhnlich annimmt. Denn kein Apostel, auch St. Johannes nicht, hat schöner, gewaltiger und erhabener von der Liebe geredet als St. Paulus im neutestamentlichen Hohenlied der Liebe (1 Kor. 13), und keiner hat schärfer für die Reinheit des Glaubens und der Lehre und wider die Irrlehren geeifert wie St. Johannes, den man am Ende noch gar zum Patron moderner „Toleranz" machen möchte (vgl. besonders Ep. Joh. 1 und 2). Es wird ja wohl in jedem einzelnen Christen wie in jedem Zeitalter Petrus, Paulus und Johannes miteinander sein müssen, soll sein Christentum ein gesundes sein, und jedenfalls kann eine wahre volle Liebe niemals anderswoher als aus dem rechtfertigenden Glauben kommen.

Dagegen werden die entschiedenen Christen der Gegenwart in beiden protestantischen Kirchen bezüglich der Aufgabe des Fortschritts, der Fortentwicklung und der Fortbildung der kirchlichen Lehre wohl kaum bestreiten, daß viel Wahrheit in der Auffassung liegt, die der selige Vilmar in Marburg mit besonderer Vorliebe vertreten hat.

Nach dieser hat Gott der Herr in seinem Wort der Menschheit die ganze volle Wahrheit, alles was zu ihrer zeitlichen Wohlfahrt und ihrem ewigen Heil nötig ist, mitgeteilt, hat in ihm ihr das höchste Ziel, das sie erreichen soll und kraft dieses Wortes

auch erreichen kann, wie den sichern Weg dazu bezeichnet. Es liegt in diesem Worte, in der Urkunde der Offenbarung, die christliche Wahrheit ebenso vollständig, wie in der Knospe die Rose, im neugebornen Menschen die Fülle aller Anlagen, Kräfte und Fähigkeiten alles dessen, was er einmal werden kann. Neue Anlagen können nicht nachträglich noch in ihn hineingebracht werden, während die vorhandenen wohl entwickelt werden können und sollen. (Auch das, was der Mensch in der Wiedergeburt empfängt, der neue Mensch, nach Gott geschaffen in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, ist wesentlich Erneuerung des anerschaffenen göttlichen Ebenbildes, Wiederherstellung ursprünglicher Gemeinschaft mit Gott, in der der Zustrom der Kräfte der Ewigkeit wieder stattfindet.) Zu der ursprünglich geoffenbarten Wahrheit kann nun von Menschen nichts hinzugethan, darf aber auch nichts weggethan werden. Die Kirche, die Christenheit hat nur die Aufgabe, unter der Leitung des heil. Geistes die ewige Wahrheit in den einzelnen Wahrheiten zu erleben und nach ihrem Erlebnis zu bezeugen in ihren Bekenntnissen, denn das Bekennen wird in der Schrift ausdrücklich gefordert. Es ist niemals eine bloße objektive Darstellung, eine bloße Wiederholung des in der Schrift Gegebenen, sondern auch ein Bezeugen dessen, was die Schriftwahrheit, die ins eigne Bewußtsein übergegangen, in dem Menschen gewirkt hat und fort und fort wirken muß. Man sieht das wohl am deutlichsten in Luthers Katechismus in allen sechs Hauptstücken, zu allermeist in seiner Erklärung der drei Artikel des christlichen Glaubens. Die Wahrheit, die aus persönlichem Erlebnis bekannt wird, ist nun in der Regel mit besonderer Kraft von irgend einer einzelnen, besonders für sie begabten und zugerüsteten Seele zuerst erfaßt und innerlichst durcharbeitet worden, aber kaum jemals von einer einzelnen Seele ganz allein, viele sind von ihr ergriffen worden, — geistige Strömungen gehen ja oft durch große Mengen, durch ganze Zeitalter; nicht von allen in derselben Stärke, mit derselben Klarheit, bei vielen war's nur dunkle, aber starke Ahnung. Der einzelne, besonders Begabte, sprach's zuerst aus und nun ward's denen, die's nur dunkel geahnt, klar, die Ahnung ward Erkenntnis und damit war denn auch die Fassung, die der hervorragendste erste Zeuge der Sache gegeben, erprobt und als so zu sagen klassisch für immer festgestellt.

Selbstverständlich aber kann nicht Einem Geschlecht die Auf-

gabe gestellt sein, Alles zu erleben, zu ergründen, zu bekennen, zu bezeugen; die Arbeit geht durch die Jahrhunderte bis ans Ende. Aber Ein Geschlecht steht auf den Schultern des andern und übernimmt die Errungenschaft des vorausgegangenen und zwar nicht als einen toten Schatz, als eine geschichtliche Erinnerung, sondern zum vollen Gebrauch, zur vollen Anwendung auf das Leben, zum vollen Genuß. Die Wahrheiten, welche die frühern Geschlechter wohl schon besessen, die auch in ihnen unbewußt gewirkt, die aber jetzt in tiefem Erlebnis und vielleicht in heißem Kampf zu vollem Bewußtsein, zu klarer Erkenntnis gekommen, werden nun als solche klare Erkenntnis den nachfolgenden Geschlechtern dargeboten, um ihnen ebenfalls und zwar in rascherer und leichterer Weise zur vollen Erkenntnis des seither auch nur unbewußt Besessenen zu verhelfen und sie in das Erlebnis wieder anderer noch nicht klar erkannter Wahrheiten einzuführen, ihnen die Schlüssel zu bieten für vieles andere, das bis dahin auch noch Geheimnis war, — ähnlich wie man in weltlichen Wissenschaften, in Mathematik, Sternkunde, Sprachwissenschaft vom Elementaren zu immer reichern Kenntnissen, immer tieferen Forschungen und Lösung schwierigerer Aufgaben, von den vier Species bis zur Differential- und Integralrechnung ꝛc. fortschreitet. Ein Geschlecht der Kirche thut damit dem andern Handreichung, erleichtert ihm die Arbeit, und hilft ihm rascher voran, so daß es nicht stets wieder von vorn anzufangen braucht, sondern auf dem vorhandenen guten Unterbau weiter bauen kann, wobei selbstverständlich nie an ein so zu sagen gedankenloses Hinnehmen zu denken ist, sondern die goldne Regel vollständig zu ihrem Rechte kommt: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen". Die Wahrheiten kirchlicher Bekenntnisse werden nicht nachgesprochen, sondern vor allem nacherlebt, dann nachbezeugt. Der ererbte Besitz klar erkannter Wahrheit behütet dann aber auch vor vielerlei falschen Auffassungen und Irrgängen. Nehmen wir zur Verdeutlichung ein Beispiel aus der Geschichte der Kirche.

Nach des Athanasius Zeiten konnte man die Heiden, welche sich von ihren toten Götzen zu dem lebendigen Gott bekehrten und fragten: Wer ist denn der wahrhaftige Gott in seinem Wesen? einfach auf das Nicänum und Athanasianum verweisen, und hatte sie damit der Gefahr überhoben, in die schiefen und falschen An-

schauungen hinein zu geraten, welche die in den ersten Jahrhunderten bekehrten Heiden mit ihren polytheistischen Anschauungen gar oft und vielfach in den christlichen Glauben eingemischt hatten. Und der bekehrte Jude fand seine Scheu vor dem vermeintlichen Tritheismus des Christentums beschwichtigt und zugleich erkannte er nach den erwähnten ökumenischen Bekenntnissen klar, daß sein Gott, der Gott des alten Bundes, nicht, nach der vulgären Anschauung der Juden die abstrakte Monas, als Gott des neuen Bundes nur reicher und herrlicher das geoffenbart, was er im alten Bund nur hatte ahnen lassen.

Die Lehre von Gott (die Theologie) war nun den aus Polytheismus und Deismus kommenden Christen der ersten und nachfolgenden Jahrhunderte als klarer Wahrheitsbesitz zur Aneignung dargeboten; die Kämpfe des Athanasius und der sog. nestorianischen und eutychianischen ꝛc. Streitigkeiten brachten dann nach der Lehre von Gott auch die von der Person Christi (den zwei Naturen in Christo) zum Abschluß.

Das nachfolgende Zeitalter hatte die Anthropologie, die Lehre vom Menschen, zur Aufgabe, die Frage: wer wir sind und wie wir mit unserem Herrgott stehen? Die Lehre von dem sündlichen Verderben des Menschen wird da in der hervorragenden und von Gott dazu ganz besonders geführten Persönlichkeit des Kirchenvaters Augustinus in ihrer Tiefe erlebt und dargestellt.

Dann kommt die Soteriologie, die Heilslehre; die Frage: Wie wird der Mensch, der sündige, des von Gott in Christo dargebotenen Heils gewiß? Der mittelalterlichen Kirche war diese Aufgabe gestellt und sie hat an ihr gearbeitet mit aller Energie, wenn auch unter vielen Verirrungen. Doch selbst in diesen Verirrungen, in ihrer düstern Askese, wie in ihrem, den Leichtsinn fördernden Ablaß läßt sich die Frage erkennen: Wie werde ich meines Heils gewiß? Die wahre Antwort aber giebt endlich Luther aus Gottes Wort und eigenster innerster Erfahrung: Allein durch den Glauben. Er hat aber mit dieser Antwort den Zusammenhang mit der Kirche vor ihm nicht zerrissen, ist von ihrer festen Bahn, ihrem sichern Boden nicht geglitten ins unsichere Element der Spekulation, — fest steht er auf der Schrift, — hat den spröden Marmor nicht weggeworfen, sondern weiter bearbeitet, hat den Goldklumpen, den Erwerb ernster Arbeit, nicht verhandelt, sondern neuen Erwerb hinzugefügt, die Christenheit ist durch ihn nicht ärmer

geworden, wie man wohl ihm vorwirft, weil er Falsches abgethan, sondern reicher. Luther hatte noch einmal mit vollster Kraft und Tiefe die Erfahrungen Augustins gemacht. Er hatte das tiefste und lebhafteste Sündengefühl, das je ein Mensch seit St. Paulus empfunden. Er hatte alles, was die mittelalterliche Kirche darbot, des Heils gewiß zu werden, versucht — (bis zur strengsten Klosteraskese) und erfahren, daß es nicht hilft, bis ihm mit St. Pauli Wort (Röm. 1, 17), der Gerechte wird seines Glaubens leben, die Schuppen von den Augen fielen und nach seinem kräftigen Zeugnis Unzähligen, die sich ähnlich im Kampfe abgemüht und die sich nicht sträubten, den seitherigen, scheinbar schwereren, in Wirklichkeit leichteren irrigen Weg zu verlassen. Es war ein entschiedener großer Fortschritt geschehen. Keine Wahrheit aber bleibt ohne Widerspruch, keine auch ohne Versuche zur Abschwächung, oder zur Übertreibung, keine ohne Gefahr, eben durch Abschwächung, durch Zumutung und Gewährung von Zugeständnissen an den Gegner und an den Zeitgeist, von sich selbst abzufallen. Keine kommt ohne Kampf zur Geltung. So hatte denn auch die von Luther erkannte Wahrheit ihre langen und schweren Kämpfe zu bestehen, und es wird kein tiefer blickender evangelischer Christ bestreiten, daß alle die sonst wohl beklagenswerten Streitigkeiten (die Flacianischen, synergistischen 2c.) zur Klar- und Feststellung der Wahrheit dienen mußten.

Die Lehre vom Heil im rechtfertigenden Glauben aber hat nun die Kirche durch die Reformation in klarer Erkenntnis und in festem und gewissem Besitz und auf vergeblichen Wegen zu Gott sich abzumühen, hat nun kein Christ mehr nötig. Aber es bleiben noch andre Fragen, die mit ihr in Verbindung stehen, die Frage nach den Mitteln, um zum rechtfertigenden Glauben zu gelangen und die Christenheit für denselben zu erziehen, also die Lehre von den Gnadenmitteln und der Gnadenanstalt, die Kirche, eben die Fragen, die jetzt erörtert werden, um die auch gekämpft wird. Wer gehört zur Kirche? Was ist das Wesen der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche? welchen Ursprung, welche Stellung, welche Vollmacht hat das kirchliche Amt und die Gemeinde, insbesondere auf Grund des vielgenannten allgemeinen Priestertums? Das sind lauter Fragen, über welche, wenn auch in der Reformation schon die Anfänge richtiger Erkenntnis gelegt worden sind, doch die Kirche noch keine volle, wenigstens keine allgemein erkannte Klar-

heit hat. Wie könnte sonst so viel Streit über diese Fragen unter Brüdern sein, die doch sonst in den beiden ersten Glaubensartikeln, wie in der christlichen Anthropologie und Soteriologie so einig sind? Vielleicht aber läßt Gott der Herr gerade darum jetzt die großen Verirrungen nach rechts und nach links, die Kirche des unfehlbaren Papstes und die Pöbelkirche des Protestantenvereins zu, um an diesen uns die falschen Principien in ihren Konsequenzen zu zeigen und zur Erkenntnis der wahren Grundsätze uns zu führen, so daß an die Stelle angemaßter oder doch in Anspruch genommener falscher Autorität, die wahre treten und unser Volk erziehend helfen kann. Sicherlich aber werden alle Fragen in Bezug auf die Kirche und ihr Wesen, ihre Vollmacht und ihre rechte Gestaltung nicht einzeln, sondern nur in ihrem Zusammenhang gelöst werden, und in diesen Zusammenhang gehört auch die Lehre von den Sakramenten, zunächst von der heiligen Taufe. So ist z. B., was vielfach wenig beachtet, die regeneratio in Baptismo, die Wiedergeburt in der Taufe, als die Zugehörigkeit zur Kirche begründend und den Anfang des neuen Lebens der Erweckung, Erleuchtung, Bekehrung und Heiligung bildend, nicht bloß der Hauptstreitpunkt der lutherischen Kirche mit dem Methodismus und Baptismus, sondern auch der Hauptstreitpunkt in der anglikanischen Kirche, der ecclesia lutheranizans, der Streitpunkt zwischen ihren Hauptparteien, der Hochkirchlichen und Niederkirchlichen, der leider durch die romanisierenden Gelüste der vom alten Sauerteig der Hierarchie noch nicht gereinigten Hochkirchler in falsche Bahnen geraten ist. Weiß man, wie die Taufe die Grundlage christlicher Erziehung, Grundlage der christlichen Schule ist, allem Unterricht und aller Erziehung das rechte höchste Ziel bezeichnet, wie des Menschen Leib zu einem Tempel des heil. Geistes geweiht wird, wie das gesunde christliche Leben in einer stets wiederholten Rückkehr zum Taufbund (regressus ad baptismum) ein stetes „werden wie die Kinder" ist, wie dabei die rechte Einfalt bewahrt bleibt, wie alles excentrische, gewaltsame Wesen und Treiben, wie es neusterdings am meisten in dem Thun der sog. Heilsarmee hervortritt, und dem Christentum vielfach eine verzerrte Gestalt giebt, mit der nicht richtigen Auffassung und Würdigung der Taufe zusammenhängt, so wird man eine schwerwiegende Bedeutung der Lehre von der heil. Taufe für die gesamte Kulturentwicklung nicht in Abrede stellen können. Kein noch so fein aus-

gearbeitetes und durchdebattiertes Volksschul- und Unterrichtsgesetz wird das leisten, was eine richtige Erkenntnis der Lehre von der heil. Taufe wirken muß.

Nur wenige treue Glieder unserer Kirche werden auch wohl in Abrede stellen, daß die Kirche, obwohl sie das Sakrament des Altars rein und lauter schriftgemäß besitzt, doch in ihrer symbolischen Lehre noch nicht die ganze Fülle desselben klar dargelegt hat. Unverkennbar tritt darin die Versiegelung der Sündenvergebung, die man schon in der Absolution empfängt, gegen den Empfang Christi selbst als neuen Lebens, als Unterpfand der künftigen Auferstehung, als Nahrung des Auferstehungsleibes, zu einseitig hervor. Ja das letztere ist den Symbolen, wenn auch nicht fremd, doch fast verborgen, und obwohl es fast ein Gemeingut aller gläubigen evang. Christen geworden ist, hat es doch noch keinen bestimmten klaren Ausdruck bekommen. In der volleren und, wie wir wohl behaupten müssen, tieferen Auffassung der Sakramente, besonders des zweiten, in seiner geistleiblichen Wirkung kommt mehr und mehr das zur Geltung, was man biblischen Realismus nennt, der auch immer kräftiger sich in der Auffassung alles dessen entwickelt, was die Offenbarung vom künftigen, — ewigen — Leben, der Auferstehung des Fleisches, dem neuen Himmel, der neuen Erde, der Stadt Gottes, der verklärten Leiblichkeit sagt, in der Zustimmung zu dem Ausspruch: „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes"; und in diesem Heraustreten aus einem alles verflüchtigenden Spiritualismus, der sich aus neuen Philosophemen in der Zeit des herrschenden Rationalismus in die Kirche und ihre Theologie eingeschlichen hat, und Hineintreten in den frischen kräftigen Realismus hat sich ein entschiedener Fortschritt des kirchlichen Lebens vollzogen, mit dem ihre reichere und thatkräftige Arbeit an Beseitigung leiblichen, socialen Elendes wohl auch im Zusammenhang steht.

Ein Fortschritt auch ist es entschieden im kirchlichen Leben, daß wir, ohne die große Hauptaufgabe der Kirche zu vergessen: Das Heil der einzelnen Seele zu schaffen, doch auch die Bedeutung der Gemeinschaft, die Idee des Reiches Gottes lebendiger erfaßt haben, und solches so wenig wie die Seligkeit erst im künftigen, sondern in seinen Anfängen schon in diesem Leben suchen, eine Gestaltung auch der irdischen Verhältnisse nach christlichen Grundsätzen erstreben, und, ohne der staatlichen Ordnung ihre Selbstän-

digkeit zu bestreiten, oder doch diese Ordnung nur etwa theoretisch als gottgewollt anerkennen, in der That aber ihr Gebiet nur als Welt ansehen, in dem uns nichts weiter obliegt, als „der Obrigkeit unterthan zu sein, die Gewalt über uns hat," eine Beteiligung am staatlichen Leben, an dem, was man Politik nennt, abzulehnen, wie das der ältere Pietismus that, dessen in dieser Hinsicht verkehrte enge Grundsätze in manchen deutschen Kirchengebieten und zwar gerade den lebensvollsten, — wie Württemberg — erst aufgegeben wurden, als der Staat anfing unsere Heiligtümer, wie Ehe, christliche Schule u. s. w., anzutasten. Es war entschieden ein Fortschritt, als die Stillen im Lande, die Konventikelleute, die Stündler, auch einmal an der Wahlurne erschienen, ihre Kandidaten für den Landtag und Reichstag aufstellten, um wider die planmäßige schon weit vorgeschrittene Entchristlichung unsers öffentlichen Lebens Widerstand zu leisten und im Gegenteil auf Wiederaufrichtung christlicher Ordnungen auch durch die staatliche Gesetzgebung hinzuarbeiten. „Nehmt euch des armen Volkes an!" Dieser Ruf, der mit besonderer Kraft zuerst im Jahre 1848 erscholl, als die Revolution die schauerlichen Tiefen des Verderbens aufdeckte, welche unter einem früheren Regiment, unter, wie man es treffend nennt, dem „Despotismus der Aufklärung", unter der aufgeklärten Büreaukratie sich gebildet hatte, ist nicht vergeblich gewesen. Die thätige Teilnahme am vaterländischen Leben ist gewachsen, insbesondere im socialen Gebiet, Das kräftige Auftreten einer konservativen Partei, die Grundsätze der „kaiserlichen Botschaft", das vom „Reichskanzler als leitender Grundsatz der Reformgesetzgebung aufgestellte „praktische Christentum", der dem gottlosen materialistischen Socialismus entgegentretende christliche „Socialismus", besonders in der Stöckerschen Bewegung, das Eintreten entschiedener Christen für Wiederaufrichtung guter Ordnungen im Handwerkerleben, in neuen zeitgemäßen Innungen, Lehrlingszucht u. s. w., — mögen Mängel an allem dem sein, — beurkundet einen entschiedenen Fortschritt des Einflusses des kirchlichen Lebens, christlicher Grundsätze auf die Neugestaltung des gesamten Volkslebens.

In dieser Richtung wird es sich weiter zu entwickeln haben, selbstverständlich aber nicht so, daß die Fortentwicklung der Lehre durch tieferes Eindringen und inneres Erlebnis dabei in den Hintergrund träte, so daß, wie man zu sagen pflegt, das praktische

Christentum vor dem dogmatischen einen Vorzug bekäme; denn ersteres ohne letzteres ist wie ein Baum, dessen Wurzeln nicht im nährenden Erdreich, sondern in der Luft stehen, er muß bald verwelken und verdorren. Und nie wird ein Wort, eine That, die man christlich nennt, es auch sein, und irgend welchen Wert und rechte Wirkung haben, wenn sie nicht aus persönlichem Glauben kommen. Entschieden unrichtig ist die Ansicht, aus welcher seiner Zeit die Rede vom „unbewußten Christenthum" hervorging, mit der man auch dem, des persönlichen Glaubens Entbehrenden, ein volles Bürgerrecht in der Kirche (einen vollen Anteil an ihrer Leitung in Presbyterien und Synoden) verschaffen wollte. Nicht, als ob es nicht ein wirkliches unbewußtes und doch ganz echtes Christentum geben könne und wirklich sehr häufig gebe, das sogar manchmal echter und wahrer ist, als anderer Leute bewußtes Christentum. Und es sei das hier ausdrücklich bemerkt gegenüber den Einwendungen, die gegen diese ganze Ausführung erhoben werden könnten, als solle den Menschen, die nicht ihr Christentum dogmatisch korrekt in bekenntnisgemäßer Weise auszusprechen vermögen, dasselbe abgesprochen werden, als seien diejenigen, welche vor dem Zustandekommen der Bekenntnisse über einzelne Wahrheiten des Evangeliums gar nicht im Besitz und unter der segensvollen Wirkung derselben gewesen, im einzelnen: als hätten etwa die Christen vor Zustandekommen des Nicänischen Glaubensbekenntnisses noch keinen rechten Gottesglauben gehabt, und seien vor Luther keine Mensc en durch den Glauben gerecht geworden, da sie ja die Rechtfertigungslehre noch nicht kannten, und sei jedem das Christentum abgesprochen, der nicht die dogmatisch korrekt gefaßte Lehre kennt und bekennt. Das ist ja einfach durch die Hinweisung auf den Vater der Gläubigen, Abraham, erwiesen, der 2000 Jahre vor Christi Geburt lebte, seinen Namen nicht kannte, und doch an ihn glaubte, — er sah „meinen Tag und freute sich" — man kann die Fülle der Wahrheit in der Knospe haben, aber es ist doch mehr, wenn man sie in ihrer vollen Entfaltung hat, darum der Kleinste im Himmelreich mehr hat, als der Größte aller von Weibern Geborenen, Johannes der Täufer. Wir geben das unbedingt zu, wenn man sagt: Vieler Menschen Verstand reicht ja noch nicht einmal aus, um die Dogmen der Kirche zu fassen; allerdings nicht, wenn sich's um ein verstandsoder begriffsmäßiges Fassen handelt, man kann's aber auch mit

dem Herzen fassen und kann es haben, ohne es begriffsmäßig auseinander setzen zu können. Wo wäre ein praktischer Geistlicher, der nicht Leute hätte kennen gelernt, schlichte Handwerker, Bauern, Tagelöhner, arme Frauen, alte Mütterchen, die christlich gelebt und selig gestorben, ohne daß sie ein Wort von der Anselmschen Satisfaktionstheorie gewußt hätten? Wir sagen: Unter Umständen mag ein Mensch ein guter Christ sein mit dem bloßen Vaterunser. Ja noch mehr: Einer Blindenanstalt am Rhein ward ein armes Kind gebracht, das nicht allein blind, sondern auch taub und (darum auch) stumm war, anscheinend demnach bildungsunfähig. Aber den Eltern war es das größte Anliegen, daß es möchte das Evangelium lernen und ein Christ werden. Und es ward einer. Und wie? Um Gottes Barmherzigkeit willen nahm's der Blindenvater auf, gab sich alle Mühe, die Liebe machte ihn erfinderisch. Der einzige Weg, auf dem etwas in des Kindes Seele gebracht werden konnte, war das Gefühl, das körperliche. Das mußte dienen. Ein leichter Schlag bei vorkommender Unart, Trotz 2c. weckte das Bewußtsein von Unrecht, Sünde 2c., Liebeserweisungen mancherlei Art eine Erkenntnis des Guten, allmählich des höchsten Gutes, Gottes. Besonders die innere Handfläche diente zu geistiger Mitteilung und geistigem Verkehr. Ein plastisches Christusbild lehrte das Kind den Erlöser kennen, ein Kruzifix sagte ihm von seinem versöhnenden Kreuzestod. Es faßte unverkennbar das alles. Anima naturaliter christiana. Und mit der Entwicklung, mit dem Fortschritt christlicher Erkenntnis, entwickelte sich auch sein sonstiges Geistesleben, gab's einen Fortschritt in seiner Verstandeserkenntnis, in kleinen Handarbeiten 2c. Es ward ein braves, fleißiges, geduldiges, sanftes, liebevolles, gehorsames Kind. Gott der Herr nahm es früh weg von dieser dunkeln Erde. Als es im Sterben lag, hätten seine Pfleger gern gewußt, ob es im Glauben sterbe. Man wußte eine Frage durch die innere Handfläche an seine Seele zu richten. Und das Kind — breitete die beiden Arme aus (wie Christus am Kreuz) und legte sie dann fest und innig aufs Herz; das hieß: Christus der Gekreuzigte ist mein! Das war ein ganzer Christenglaube, und wenn dem Armen drüben das Auge und das Ohr aufging, geschah der größte Fortschritt, es sah und erkannte des Menschen Sohn in aller seiner Herrlichkeit.

Es giebt ein unbewußtes Christentum, das ist aber

nicht das, was man in der Zeit jener Verfassungskämpfe darunter verstand und noch vielfältig darunter versteht. Der sel. Professor Rothe, dessen eignes bewußte reiches Christentum niemand bezweifeln wird, hat den Ausdruck aufgebracht. Er meint, es seien eben christliche Anschauungen und Grundsätze ins Gemeinleben übergegangen und zur Geltung und Herrschaft gekommen, von denen aber viele Leute gar nicht mehr sich bewußt wären, daß sie von Jesus Christus herrührten, die sie vielmehr für ein Ergebnis natürlicher Entwicklung, fortschreitender Bildung, vernünftigen Nachdenkens hielten. Indem sie danach lebten, lebten sie unbewußt als Christen. Es ist hier das gemeint, was man Humanität nennt. Es ist ja unwiderlegbar, daß alle Grundsätze dieser Humanität, vom Adel der Menschheit, von Billigkeit, Gerechtigkeit, allgemeiner Menschenliebe u. s. w. nur aus dem Christentum stammen, während man sie aus der menschlichen Vernunft und etwa auch dem Gewissen herleitet, aber ebenso unwiderlegbar wird es sein, daß ein human denkender und handelnder Mensch darum noch kein christlich denkender und handelnder ist, und noch mehr, daß bloße Grundsätze, die im allgemeinen herrschen und nicht im persönlichen Glauben des Einzelnen wurzeln und von da immer neue Kraft erhalten, nicht bloß bald alle Wirkungskraft verlieren, sondern wohl gar ins Gegenteil umschlagen, wie die Losung der Revolution: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit in die fürchterlichsten Greuel der sog. Schreckensherrschaft hineinführte. Bloße Grundsätze der Humanität haben noch nie vermocht, ein Volk auch nur vor dem allerinhumansten Wesen, ja vor Versinken in Bestialität zu bewahren. Eine Zeit, ein Geschlecht, kann sich darum niemals eines wirklichen Fortschrittes rühmen, darum, daß humane Grundsätze in ihm gelten sollen, wenn sie nicht die Herrschaft in den Einzelnen haben. Und die können sie nicht haben, wenn nicht in den Einzelnen ein neuer Mensch geworden ist. Und dazu muß in den Einzelnen heutzutage noch ganz dasselbe vorgehen, was vor 1800 Jahren an Zöllnern und Sündern, an Pharisäern und Schriftgelehrten, an jüdischen Sadducäern und griechischen Epikuräern ꝛc. vorgehen mußte. Eine Zeit schreitet in demselben Maße fort, als die einzelnen Menschen fortschreiten und zwar vor allem in sittlicher Hinsicht; sonst schlägt, wie das thatsächlich bei den Kulturvölkern der alten Welt geschehen, die höchst gesteigerte Kultur in Barbarei um und

die Völker verkommen in sittlichen Greueln, werden im Lasterleben bis zur Unnatur und Widernatur zum Aas, um das sich die Adler sammeln. Züge solcher Entartung fehlen leider nicht bei den Kulturvölkern der Neuzeit. Man braucht bloß an die grauenvolle Herrschaft der Unzucht zu denken und die andern Greuel, die sie im Gefolge hat, über die wahrhaft nicht mehr bloß fromme, sondern auch sehr liberale Leute erschrecken. Der Fond von Rohheit im Volk, über den einmal ein deutscher Staatsmann liberaler Richtung geklagt hat, ist in der That vorhanden, und kein Kulturfortschritt ohne Christentum, kein noch so reicher und mannigfaltiger Lektionsplan für die Volks- und für die Fortbildungsschule wird ihn beseitigen, so wenig man in chemischen Retorten das böse Ich des Menschen umwandeln wird, das auch die feinsten und schönsten Kulturblüten und Früchte in Nachtschatten, Schierling, Bilsenkraut, Tollkirsche und andere Giftpflanzen verwandeln, den Menschen zum schrecklichsten der Schrecken, zum Tiger, zur Hyäne machen kann. Auch das Böse wird fortschreiten, sich fortentwickeln, fortbilden, bis es sich vollendet im „Menschen der Sünde", seinen Höhepunkt erreicht im Antichrist und seinem Reich in einer aufs höchste gesteigerten widergöttlichen Kultur, die, ausgehend von ihren starken Anfängen in der Gegenwart, sich erhebt über alles, was Gott und Gottesdienst heißt. Das Christentum aber, als höchste Kulturmacht, wird, wo es Raum findet, alles, was roh und böse ist, überwinden, wird die Menschheit, ihre einzelnen Glieder neugebärend und heiligend, auch im großen und ganzen weiterführen von Stufe zu Stufe, in heiligen Ordnungen sie sammelnd zu einem Volk von Brüdern, als lebendige Steine sie auferbauend zu einem geistigen Tempel, bis sich erfüllt, was als Ziel der Weltgeschichte bestimmt ist, was auch allen redlich strebenden, arbeitenden, kämpfenden, hoffenden Menschen als höchste Kultur mehr oder weniger klar und bewußt vor der Seele steht, eine vollendete Menschheit, welche, nachdem sie den Kampf mit dem Widersacher bestanden, den der Herr mit dem Hauch seines Mundes vernichtet, die Erde und ihre Kreaturen beherrscht in einem Zustand, da alles Glück und Zufriedenheit Störende selbst aus der Natur beseitigt ist, wie es sogar der Socialismus in seinen Prospektus aufgenommen, freilich nur als Phantasiegebilde, das menschliche Ohnmacht verwirklichen soll, wie es aber die Propheten als Gottes Werk schildern als den Zustand des vollsten

Friedens, da die Schwerter zu Sicheln und die Spieße zu Pflugscharen geworden, Löwe und Schaf zur Weide gehen, der Säugling am Loch der Otter spielt, wie es endlich dem Christen entgegenleuchtet als der neue Himmel und die neue Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet, mit der Stadt im Mittelpunkt, von der St. Johannes schreibt Offenb. 21: „Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem von Gott aus dem Himmel herabfahren, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne. Und hörte eine große Stimme, die sprach: Siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschen, und Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und Er wird ihr Gott sein. Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Siehe, ich mache alles neu!"

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XIII. Heft 3.

Die litterarischen Strömungen der neuesten Zeit,

insbesondere die sogenannten „Jungdeutschen“.

Von

Dr. G. Oertel.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1887.

Die Leugnung jedes Zusammenhanges zwischen der äußeren und inneren, im besonderen der Litteraturgeschichte und der politischen würde ebenso ungerechtfertigt sein, wie die oft gehörte Behauptung, daß allenthalben ein solcher Zusammenhang nachweisbar und sogar notwendig sei, unbegründet ist. Jeder Dichter ist ein Kind seiner Zeit, auch wenn er ihr innerlich durchaus fern zu stehen scheint. Mag er sich noch so sehr über dieselbe erheben, er bleibt dennoch in ihr wurzeln. Ein volles Verständnis seiner Eigenart wird nur dann möglich, wenn man die Besonderheiten seiner Zeit ins Auge faßt; mit vollem Rechte geht daher die neuere Dichtererklärung darauf aus, den Dichter und seine Werke nicht als ein Seiendes, sondern als ein aus und mit der Zeit Werdendes zu betrachten. Nicht allein der Dichter selbst wird in seiner Entwicklung und seinem Wesen durch die äußere Geschichte seines Volkes mit bestimmt, auch der Stoff der Dichtung kann abhängig sein von derselben. Große Ereignisse, Kriege, die das Herz des Volkes mächtig bewegten, pflegen auch in der Dichtung einen Widerhall zu finden. Die Befreiungskriege und der letzte deutsch-französische Krieg haben eine große Menge von Liedern und erzählenden Dichtungen gezeitigt, in denen die Begeisterung der Zeit, der Todesmut der Kämpfer, die Freude der Sieger erhebenden Ausdruck fand. Die Wogen mächtiger Bewegungen im Innern des Volkes sind auch gemeiniglich in seinen Liedern vernehmbar. Die Sturmjahre 1830 und 1848 sind nicht ohne Wirkung auf die Poesie geblieben. Die Bewegung des Jahres 1830 war nicht ursprünglich deutsch, sondern ist aus Frankreich mehr oder weniger künstlich eingeführt worden. Auch die Eigenart der „Jungdeutschen", Heine, Börne und ihrer Genossen war nicht deutsch; im Gegenteil Verachtung des Deutschtums und bewußte oder unbewußte Französelei ist ein Grundzug ihres Wesens. Ganz anders gestaltete sich die Bewegung

des Jahres 1848. Sie war nicht gemacht, sondern eine Art vulkanischen Ausbruches, durchaus unklar und im Grunde genommen ziellos. Man jagte gewissen Traumbildern nach, von denen man sich alles versprach, und verlor dabei den festen Boden unter den Füßen und die Erde aus den Augen. Die Zeit spiegelt sich in den Dichtern wieder. Herwegh, Freiligrath und die andern nehmen den Mund gewaltig voll; aber wenn man gründlich danach forscht, was sie eigentlich wollen, findet man, daß sie das selbst nicht wissen, — Kinder ihrer Zeit. —

Wenn man nun aber über die eben erörterten Arten des Einflusses der äußeren Geschichte auf die innere hinaus noch von einer allenthalben bemerkbaren Einwirkung der politischen Ereignisse auf die litterarische Entwicklung reden will, so kommt man im günstigsten Falle nur zu geistreichen Versuchen, meistens aber zu ganz ungerechtfertigten Spielereien. Die Geschichte ist eben keine mathematische Wissenschaft. Es läßt sich die innere und äußere Entwicklung aller Völker nicht in einer Formel darstellen, und das Entwicklungsgesetz des einen läßt sich ohne weiteres nicht auf das andre übertragen. Völker sind Persönlichkeiten im großen Stile, und ihre Entwicklung ist nicht allein das Erzeugnis gegebener Faktoren, sondern wird zugleich mit bestimmt durch die ihnen innewohnende und weiter sich ausbildende Eigenart. Es giebt Völker aus einem Gusse, Völker, bei denen eine Trennung der äußeren und inneren Geschichte nicht nötig, oft nicht einmal möglich ist. Ein solches Volk war das der Griechen. Sie waren ein durchweg politisches Volk; jeder einzelne Bürger fühlte sich als ein politisches Geschöpf, die Dichtung und die Aufführung der Dichtwerke war in gewissem Sinne Staatssache. Nichts ist bezeichnender für den innigen Zusammenhang zwischen äußerer und innerer Geschichte der Griechen, als die Sage, daß die drei großen Tragiker alle in gewisser Beziehung zu der salaminischen Schlacht stehen.

Äschylus, der Dichter der „Perser“, kämpfte selbst mit, Sophokles, der Dichter der „Trachinierinnen“, ging mit im Reigen der Jünglinge, welche den Sieg feierten, Euripides, der Dichter der „Phönissen“, ward am Tage der Schlacht geboren. So lange die Griechen ein politisch selbständiges Volk blieben, blieb auch ihre Dichtung in unmittelbarem Zusammenhange mit der äußeren Geschichte. Erst als des großen Macedoniers

Vater die Nachkommen der Sieger von Salamis gebeugt, erst als die „dumpfe“ Schlacht bei Chaironeia der Selbständigkeit des herrlichen Volkes ein trübes Ende bereitet hatte, begann die Dichtung ihre eigenen Pfade zu wandeln. In der schwülen Luft der Gelehrtenstadt Alexandria entstand eine Art lebloser, aber weisheitsvoller Gelehrtendichtung, und die Sehnsucht aus der Überkultur der Großstadt nach der Stille und beruhigenden Gleichförmigkeit des Landlebens erzeugte die Idyllendichter Theokrit, Bion und Moschus.

Aber nicht alle Völker sind so einheitlichen Wesens; am wenigsten unser deutsches. Wer von diesem behaupten wollte, daß die Geschichte seines geistigen Lebens, im besonderen seiner Dichtung gewissermaßen ein Spiegelbild der äußeren Entwicklung sei, oder auch nur von dieser wesentlich beeinflußt werde, kennt entweder die Geschichte nicht oder behandelt sie willkürlich. Ein Zusammenhang der ersten Blütezeit unserer Dichtung mit der gleichzeitigen politischen Geschichte ist durchaus nicht ersichtlich. Wohl sagt man, daß die Hohenstaufenzeit, als die glänzendste des Mittelalters, aus sich heraus die Blüte der Dichtkunst geschaffen habe. Aber die Zeit der Staufen, auch der beiden bedeutendsten, war nur eine Zeit äußeren Glanzes; in den deutschen Landen herrschte Unruhe, Unfriede und Zerrissenheit, die oft genug wiederklingt in den Liedern der Sänger und gerade bei dem größten derselben am lautesten. Der Kaiser war ferne in Italien; mit Mühe nur konnten des Reiches Grenzen geschirmt werden gegen die alten, geschworenen Feinde des Deutschtums, im Innern erhoben Ungehorsam und Empörung keck und kecker die Schlangenhäupter. Kann man solche Zeit eine glänzende nennen? Glanz und Pracht wurde entfaltet, wenn der Kaiser sich zeigte in seiner Würde; aber dieser Glanz vermochte den Wissenden nicht zu täuschen. Und ist es nicht wunderbar, daß die eigentliche Blütezeit der Dichtkunst gerade in die Jahre fällt, in denen zwei Kaiser sich gegenseitig bekämpften, in denen der deutsche Königsthron mit Blut besudelt ward und das deutsche Land der Schauplatz wilder Kämpfe war? Gerade in den unruhigsten Zeiten erklangen auf den bergkrönenden Burgen die Lieder von den Helden der Sage, von dem Grale und seinen Rittern, von der allgewaltigen „Minne“. Man muß die Blüte der höfischen Dichtkunst im Zusammenhange mit der Entwicklung und der Eigentümlichkeit des Rittertums betrachten, aber nicht im Zusammen-

hange mit der äußeren Geschichte. Ein solcher ist nicht vorhanden, läßt sich höchstens künstlich herstellen.

Die gewaltige Bewegung, welche die Geister am Anfange des 16. Jahrhunderts ergriff und eine Erneuerung des Volkslebens zur Folge hatte, machte sich geltend in der Dichtkunst. Das Kirchenlied entstand, vorgesungen von der „wittenbergischen Nachtigall“, nachgesungen und weiter gebildet im Süden und ganz besonders im Norden des deutschen Landes. Das war ein Klang, der die Herzen ergriff, der wie auf Engelsflügeln durch die Lande ging und anschwoll zum gewaltigen Jubel, zum furchtlosen Bekenntnis, zur seligen Himmelszuversicht. Sonst scholl kein Lied im „deutschen Dichterwalde“; nur Spottgedichte noch wurden laut auf die Gebrechen der überwundenen Zeit, auf die Fehler des wankenden, erschütterten Papsttums. Eine Blüte der Poesie hatte die große Bewegung nicht zur Folge. — Erst zwei Jahrhunderte später trat sie ein, die Zeit der Verschmelzung deutschen Wesens mit der Antike, mit den Anregungen aus der Fremde her. Auch diese zweite Blütezeit steht außer allem Zusammenhange mit der äußeren Geschichte der deutschen Lande. Von einem Deutschland konnte ja längst nicht mehr die Rede sein. Das heilige römische Reich war zum Kinderspott geworden, die Krone ein leerer Schmuck, das Szepter ein nichtiger Tand. Wohl begann das Preußentum mächtig sich zu erheben; der Hohenzollernaar regte schon die Flügel und prüfte die Schwingen zum Sonnenfluge; aber es läßt sich nichts innerlich Fremderes denken, als das preußische Militärkönigtum und die allerweltsheimische Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts. Eines verstand das andere nicht; Friedrich d. Gr. sprach sich verächtlich über die dichterischen Größen aus; diese wandten der Gegenwart hochmütig den Rücken.

Nun kam die Zeit des Martyriums unter dem Advokatensohne von Ajaccio, die Zeit der ersten Läuterung und Selbstbesinnung. Zum erstenmal regte sich im Elende der Knechtschaft, im Jammer der Unterdrückung das Gefühl der Gemeinsamkeit wieder; ein Ahnen schönerer Zukunft, ein Ahnen der Wiederkehr Barbarossas ging durch die Herzen. Von diesem Ahnen hatte der alternde Goethe keine Spur; er verstand es nicht einmal. Er war der Schlußstein einer anderen Entwicklung und zog sich scheu vor dem Neuen, das ihm fremd und unverstanden blieb, zu den schwülen Düften des Orients zurück. Was im Herzen der Zeit

lebte, fand gewaltigen Ausdruck durch den Mund des Mannes Arndt und der Jünglinge Schenkendorf und Körner. Ihre Lieder sind recht eigentlich aus der Zeit geboren und sind zum Teil Volkslieder geworden im rechten Sinne des Wortes. Der Traum, den die Zeit geträumt, sollte noch nicht in Erfüllung gehen. 60 Jahre später erst wurde zu glänzender Wahrheit, was die Urväter ersehnt, wofür sie in heißer Feldschlacht ihr Herzblut hingegeben hatten.

Die deutsche Geschichte kennt kein größeres Ereignis, als die Tage von Sedan und Versailles. Es klingt wie Überschätzung, aber es ist keine. Das deutsche Reich ist nicht wieder erstanden, es ist neu erstanden. Alle Versuche zu wirklicher Einung der getrennten und innerlich sich immer mehr entfremdenden deutschen Stämme und Einzelstaaten waren verfehlt, eine Scheineinheit nur wurde erreicht, und kaum war der Bau unter Dach gebracht, da bröckelte es in den Fugen, da wankte der Grundstein. Wie anders jetzt! Von den Fürsten und dem Volke war die Krone geboten, in freier Entschließung dargebracht, nicht verlangt oder gar erkauft. Das war nicht des römischen Reiches Krone, das war die deutsche Kaiserkrone, welche der greise König auf sein gottgesegnetes Haupt setzte. Fürwahr, die Zeit war groß, und sie ist heute noch groß. Wie mächtig steht das deutsche Reich inmitten Europas, des Friedens Hort! Die Nachbarn, die sonst mit schlechtverhehltem Spotte auf das jämmerlich zerrissene deutsche Land schauten, blicken jetzt mit, wenn auch erzwungener, Bewunderung auf das geeinte, seiner Macht sich bewußte Volk. In fremden Meeren flattert die deutsche Flagge; an fremden Küsten sind neue und — will's Gott! — segensreiche Arbeitsfelder für die überschüssige Volkskraft gewonnen worden. Dazu kommt im Innern die beginnende Sozialreform, das größte Unternehmen des Jahrhunderts, welches das blutrote Gespenst der Revolution zu bannen bestimmt ist und dem Volke den innern Frieden geben will, dessen es bedarf. Ist die Zeit nicht groß? Sollte nicht auch das geistige Leben des Volkes, sollte nicht die Litteratur den Stempel der großen Zeit tragen? Sie trägt ihn nicht. Sie müht sich weiter in ausgefahrenen Gleisen; sie liefert Eintagsware nach Geschmack und auf Bestellung, ohne nach oben zu schauen, nach dem Quell aller Dichtung, ohne sich bewußt zu werden der hohen Aufgabe der Poesie. Es scheint wirklich, als sei die Dichtung in unserer Zeit des Kampfes ums Dasein nicht mehr eine freie Kunst, sondern nur bestimmt,

dem abgearbeiteten Kulturmenschen eine Art angenehmer Erholung zu bieten; es scheint, als müsse der Dichter mit diesem Zustande des Genießenden rechnen und dürfe nur Erzeugnisse bieten, zu deren Genusse weder eine gewisse Anspannung des Geistes, noch eine Erhebung über den Staub der Straße und den Lärm des Werkeltages nötig ist. Werfen wir zunächst einen Blick auf die einzelnen Dichtungsarten!

Wir haben kein nationales Drama; das Theater hat aufgehört, eine nationale Anstalt zu sein. Man werfe nur einen Blick auf die „Repertoirs" unserer großen und kleinen Bühnen, und man wird finden, daß fremde, besonders französische, aber auch englische und schwedische, dänische und ungarische Dramen den Deutschen in großer Menge geboten werden. Es wäre ungerechtfertigte und lächerliche Deutschtümelei, wollte man in seinem nationalen Gefühle so weit gehen, alles Fremde zu verbannen. Das wahrhaft Große wird und soll, auch wenn es aus der Fremde, selbst wenn es vom Feinde kommt, Aufnahme und Anerkennung in Deutschland finden. Das ist ja des deutschen Geistes Art, daß er auf sich einwirken läßt und, entgegen der Erstarrung und der hochmütigen Selbstabschließung anderer Nationen, sich fortgesetzt bildungsfähig erweist. Das Auspfeifen der Werke fremder Dichter überlassen wir den Pariser Gassenjungen; dem großen Volke ziemt kleine Feindseligkeit nicht. Aber nur dem wahrhaft Großen sollten unsere Bühnen geöffnet sein; französischen Schund, der den Geschmack unseres Volkes verdirbt und das Leben desselben vergiftet, der bestenfalls regelrechte Dutzendware ist, sollte sich das deutsche Volk nicht gefallen lassen. Wann werden endlich die französischen Ehebruchdramen von unsern Bühnen verschwinden? Französische Romane aus der Fabrik von Dumas fils oder von Georges Ohnet werden dramatisiert und erleben hunderte von Aufführungen in Deutschland, obgleich weder der Roman irgend welche Bedeutung hat, noch die Dramatisierung besonderes Geschick verrät. Selbst die schlechtesten Erzeugnisse von französischen Winkelschreibern werden an deutschen Bühnen aufgeführt. Haben doch französische Bühnenagenten die Sitte, das Aufführungsrecht irgend eines ihrem Vertriebe überlassenen Stückes nur dann zu vergeben, wenn zugleich das Aufführungsrecht irgend eines anderen dramatischen Ladenhüters erworben wird. Der Deutsche ist gut genug, sich diese Zwangsmaßregel gefallen zu lassen. Man will von seiten der be-

teiligten Kreise gegen den offenbaren Unfug vorgehen. Hoffentlich geschieht es mit der nötigen Schärfe. Wenn es nicht anders geht, so verzichte man überhaupt auf die Aufführung französischer Neuheiten. Wäre denn wirklich so viel verloren, wenn wir auf die neuen naturalistischen Schauspiele eines Flaubert, Daudet und anderer verzichten müßten?

Welches Aufsehen hat nicht der Norweger Ibsen mit seinen Dramen in Berlin erregt! Man hat ihn in den Himmel gehoben, als den Herold einer neuen Zeit gepriesen; er wurde binnen wenigen Wochen aus einem unbekannten Zeilenschreiber ein gefeierter, von den leicht erregbaren jungen Damen angeschwärmter, von dem Durchschnittsphilister angestaunter Held des Tages. Und doch sind seine Dramen nichts als Krankenstubengeschichten, voll krasser Unnatur und voll widerlichen Schmutzes. Sie wollen soziale Bilder sein, sind aber nur Zerrbilder einer wüsten, gern im Unreinen wühlenden Einbildungskraft. Man fragte sich, wie es wohl möglich sei, daß die wohlerzogene junge Dame, die sich scheut, ohne Handschuhe etwas anzugreifen, diesen Abhandlungen über allerhand ekle Krankheitserscheinungen lauschen konnte. Und doch hat sie's gethan, oft und gern gethan.

Vor kurzem machte eine englische Operettengesellschaft die Runde durch die deutschen Großstädte. Ellenlange Anschläge an den Säulen mit allerhand seltsamen Bildern suchten die Aufmerksamkeit zu erregen; die lobenden Besprechungen, welche die Gesellschaft in der einen Stadt auf irgend welche Weise erzielt hatte, wurden in der anderen großgedruckt angeheftet. Man vermutete etwas Großes, wenigstens etwas Neues; aber vergebens. Die Gesellschaft führte eine Art musikalischen Blödsinns auf, der eine vor 30 Jahren in England heimische, jetzt längst überwundene Modethorheit lächerlich machen sollte. In Wirklichkeit war es aber darauf abgesehen, zwanzig junge Mädchen in allerhand hübschen und weniger hübschen Stellungen, in wildem Taumel und in schwärmerischer Verzückung zu zeigen. Von Poesie war in dem ganzen Machwerke keine Spur. Aber die deutschen Bühnen wurden zu solchem Blödsinne, zu solcher sinnlosen Schaustellung der Gesellschaft überlassen.

Man kann unsere heutige Bühne nicht mehr national nennen, sie ist auch nicht im mindesten mehr eine Lehrerin und Erzieherin des Volkes. Oper und Ausstattungsstück überwiegen in

hohem Grade, Bühnengerechtigkeit und theatralische Mache bestimmen den Wert eines Stückes in den Augen des Bühnenleiters. So wird denn die Mittelmäßigkeit, wenn sie nur die äußerliche, ich möchte sagen fabrikmäßige Arbeit versteht, heimisch auf der Bühne, während mancher bedeutende Dichter, den das Fabrikationswerk anwidert, auf den Ruhm eines Dramatikers verzichtet und verzichten muß.

Am reichsten ist die Zahl neuer Lustspiele. Die meisten derselben sind Gesellschaftsarbeiten. Davon sind wir weit entfernt, daß das dichterische Werk gewissermaßen das Geisteskind seines Erzeugers und ein Spiegelbild seiner eigenartigen Persönlichkeit ist. Die Lustspieldichtung fängt nachgerade an, zum Handwerke oder — um etwas weniger grob zu sein — zum Kunsthandwerke zu werden. Es thuen sich zwei zusammen; der eine übernimmt den poetischen Teil, der andere den theatralischen; gewisse Lieblingsfiguren werden gedrechselt, die Szenen möglichst kunstvoll ineinander gefügt, und siehe da, das Stück ist fertig, aber nicht ein Werk frei arbeitender dichterischer Kunst, sondern ein Gebilde messenden und berechnenden Kunsthandwerks. Namen anzuführen, ist nicht nötig, sie sind bekannt genug. Seichtigkeit ist die vorwiegende Eigenschaft dieser Dichtungsgattung. Von einer wirklichen Vertiefung des Zwiespalts, der den leitenden Gedanken des Lustspiels bildet, ist ebenso wenig zu spüren, wie von einer Durcharbeitung und folgerichtigen Ausgestaltung des Wesens der handelnden Personen. Sie wollen ja nichts, als auf die sorgenbleichen und abgearbeiteten Gesichter der Zuschauer ein herzliches Lachen zaubern, und das gelingt ihnen meist.

Selbständig und mit dem meisten Geschick arbeitet L'Arronge, der wenigstens einen Funken jenes Humors besitzt, der dem Dichter eines bürgerlichen Lustspiels eigen sein muß, wenn seine Schöpfungen nicht kalt lassen oder mehr possenhaft wirken sollen. Es ist der Humor die eigentümliche Welt- und Lebensanschauung, die allen Widersprüchen des Lebens die heitere Seite abzugewinnen versteht und die einheitliche Harmonie selbst in der krausesten Verwirrung zu erkennen weiß. Der rechte Humor verletzt nicht, sondern er mutet an. Der echte Humorist schaut wie von einem Turme in die Gassen der Stadt hinab. Die Häuser scheinen klein, wie einer Spielschachtel entnommen, das Jagen und Hasten der Menschen da unten sieht so eigentümlich aus. Vom Lärm der Gasse tönt nichts herauf zu ihm; er hört nur den Schlag der Uhren, den Glocken-

klang der Ewigkeit. Für diesen Klang hat freilich L'Arronge kein Ohr. Verhältnismäßig am meisten Humor zeigen seine beiden Volksstücke: „Mein Leopold" und „Hasemanns Töchter"; im „Doktor Klaus", dem so vielfach aufgeführten, sinkt das Lustspiel zur Posse herab. Anerkannt werden muß an seinen Schöpfungen, daß sie sich von allem Schlüpfrigen und Gemeinen rein halten. Weit niedriger steht Oskar Blumenthal, der sich mit Vorliebe den „Messias des modernen Lustspiels" nennt. Man kann Blumenthal einen „geistreichen" Schriftsteller nennen und ihm den Ruhm eines scharfzüngigen Kritikers gönnen, — ein Dichter ist er nicht. Dazu fehlt ihm die Fähigkeit zu schaffen und zu gestalten; der Hauch göttlichen Odems, der den Schriftsteller zum Dichter macht, hat seine Stirn nicht berührt. Der beißende Witz, den er entwickelt, das zugespitzte Zwiegespräch seiner Lustspiele vermag nicht über die Schwäche der Fabel und über die Hohlheit und Leere des Ganzen hinweg zu täuschen. Der Witz allein macht kein Lustspiel; der Witz allein ist etwas Negatives, Vernichtendes, nichts Positives, Schaffendes. Es soll nicht unbemerkt bleiben, daß der Blumenthalsche Witz jener kalte, der semitischen Rasse eigentümliche Verstandeswitz ist, der alles in seinen Bereich zieht und vor dem nichts heilig ist. Hier und da streift er ans Boshafte, manchmal besitzt er die Eigenschaft, die der Berliner „Schnoddrigkeit" nennt, mitunter erreicht er auch die Grenze, jenseit deren der Witz schal und dumm wird. Was kümmert das aber den Durchschnittshörer? Er findet Geschmack an solchem Gebräu; er staunt die Schlagfertigkeit, die Gewandtheit im Zwiegespräch und im Szenengefüge an; er lächelt freundlich, wenn der Witz anfängt, schal zu werden; er freut sich, wenn die scharfe Spitze irgendwo sitzt, — und die bühnenmäßig zurechtgestutzten Witzeleien des „ungezogenen Lieblings der Musen" finden Anklang, erleben hundert und mehr Aufführungen und bringen ihrem Verfertiger so viel klingenden Lohnes ein, daß er daran denken kann, selbst ein Theater zu gründen, in dem er Alleinherrscher werden und das moderne Lustspiel nach seiner Art eine dauernde Heimstätte finden soll. Das Lustspiel Paul Lindaus, dessen Wesen durchaus nichts Deutsches hat, steht auf einer Stufe mit dem seines Schülers Blumenthal, nur weiß Lindau die Grenze besser einzuhalten und dadurch den Eindruck größerer Vornehmheit*)

*) Wohl cum grano salis zu verstehen. A. d. R.

und einer gewissen Feinheit hervorzurufen. Auch Lindau ist nicht Dramatiker; er ist in erster Linie Kritiker, in zweiter Linie Erzähler.

Die Zahl der neuen Schau- und Trauerspiele ist, wenn wir von denjenigen absehen, die alljährlich über die Bretter gehen, um nach kurzem Scheindasein wieder zu verschwinden, ungemein gering. Was Gottschall geschaffen, ist wohl tüchtig durchgearbeitet, zeigt aber so wenig schöpferische Kraft und so wenig selbständige Eigenart, daß es nur für den Literaturhistoriker Wert hat. Der bedeutendste jetzt lebende Dramatiker ist ohne Zweifel und anerkanntermaßen Ernst von Wildenbruch, und doch zeigt auch er keine ausgesprochene Eigenart. Seine Sprache ist edel und groß, aber sie erinnert oft nur zu sehr an Shakespeare und Schiller; seine Gestalten sind scharf gezeichnet, Menschen aus einem Gusse, aber er verzichtet auf die Andeutung der feineren Regungen und Eigentümlichkeiten derselben; er weiß uns durch seine packende Lebendigkeit, durch das Feuer seiner Worte zu entflammen und zu beleben, aber er vermag uns nicht dauernd zu fesseln. Wohl das gelungenste seiner bisher aufgeführten Dramen — manche sind wegen politischer Bedenken nicht zur Aufführung gelangt — sind „die Karolinger", jedenfalls ein sorgfältig durchgearbeitetes und, was Form und Gang der Handlung anlangt, beinahe meisterhaftes Kunstwerk, und doch war Wildenbruch der Größe der im Stoffe liegenden Aufgabe nicht gewachsen. Die Hauptperson ist vollkommen verzeichnet, ein gemeiner Bösewicht ohne jedes tragische Interesse; es fehlen alle höheren Ausblicke in das allgemein Menschliche und alle tieferen Einblicke in die Wesenseigentümlichkeiten der dargestellten Personen und in die Art der geschilderten Zeit. Was von den „Karolingern" gilt, kann auch mit wenigen Abänderungen von den andern Dramen des Dichters gesagt werden. Er ist überall groß und markig; er weiß Seelenkämpfe kraftvoll durchzuführen und seine Stoffe lebensvoll zu gestalten; etwas Neues aber hat er nicht geschaffen. Anders geartet, man könnte beinahe sagen, die Ergänzung zu Wildenbruch ist Hans Herrig. Herrig ist in erster Linie scharfer Denker und dann erst gestaltender Dichter. Seine historischen Dramen sind reich an tiefem, poetischem Gehalte und reich an Einzelschönheiten; seine Sprache ist edel und klangvoll; die Fügung des Ganzen ist künstlerisch abgerundet; man merkt überall den gebildeten, feinsinnigen Mann. Aber eins fehlt ihm, oder sollen wir sagen: fehlte ihm bisher, die dramatische Lebendigkeit, jene Prome-

theusgabe, die den Gestalten die Seele einzuhauchen und der Dichtung Leben, fortreißendes, den Hörer bannendes Leben zu verleihen vermag. Eine ganz neue Bahn hat er mit seinem „Lutherfestspiele“ eingeschlagen; mit ihm hat er die verschwundene Gattung des Volksschauspieles wieder hervorzuzaubern gesucht, — und es ist ihm gelungen. Wohl ist der Stoff mächtiger, als sein Dichter; er reißt ihn oft mit fort und scheint ihn mit solcher Gewalt zu packen, daß er die Herrschaft über sein eigenes Werk verliert, aber groß und markig, lebendig und packend ist dieses Lutherspiel, wie kein anderes. Hier ist Leben und That, nicht nur fade hinschleichendes Zwiegespräch; hier heben vom Hintergrunde der trefflich gezeichneten Zeit sich die gewaltigen Männer und der gewaltigste unter ihnen wirkungsvoll ab; hier weht ein fühlbarer, Seelen erfrischender Hauch deutschen Geistes. Sollte etwa in solchem Spiele die Quelle des neuen deutschen Schauspiels verborgen liegen?

Wildenbruch und Herrig sind entschieden die bedeutendsten lebenden Dramatiker, und doch, — wie selten sehen wir ihre Werke auf den weltbedeutenden Brettern! Das Herrigsche „Lutherspiel“ wäre vielleicht niemals zur Aufführung gelangt, wenn nicht die Begeisterung der Jugend eine solche ermöglicht hätte. Die Wildenbruchschen Schauspiele scheinen bereits aus der Mode gekommen zu sein; selten nur erscheint sein Name auf den Theaterzetteln. Schon zu Schillers und Goethes Zeiten wurden die platten Alltagsgeschichten Ifflands und Kotzebues weit öfter aufgeführt, als die Meisterwerke jener beiden. Der Durchschnittsmensch will Durchschnittsware; das, was er genießen soll, muß ihm mundgerecht gemacht, womöglich, wie Vischer einst sagte, vorgekaut werden; es muß einen reizenden Beigeschmack haben; auch etwas Hochgeruch läßt sich der Hörer gefallen; nur nicht Arbeit beim Genusse. Und der Bühnenleiter muß heute noch, wie vor hundert Jahren, mit dem Geschmacke des großen Kindes rechnen, das man Publikum nennt. Wird es einmal anders werden? Wir wünschen es, ohne viel Hoffnung zu hegen; leider scheint die Zeit noch gar fern zu sein, wo die Bühne es für unter ihrer Würde halten wird, mit den Geschmacksthorheiten der urteilslosen Masse zu rechnen, wo sie nur Schöpfungen aufführen wird, die den Stempel dichterischer Größe und christlich-germanischen Wesens tragen. So lange sie aber als alleinigen Zweck ihres Daseins das sogenannte Vergnügen der Hörenden und Schauenden zu betrachten scheint, so

lange sie fortfährt, englischen Blödsinn und französischen Schmutz zu zeigen, wenn er nur die rechte, den Wert bestimmende „Zugkraft" besitzt: so lange kann sie nicht darauf Anspruch machen, eine Stätte oder gar ein Tempel der Kunst zu sein, so lange ist sie eine Vergnügungsanstalt, etwas höher an Rang als die andern, aber gleichen Wesens mit ihnen.

Das eigentliche Epos ist unserer Zeit fremd. Der behaglichen Ruhe und Breite des Erzählens, des selbstlosen Aufgehens in dem geschilderten Ereignis ist der Mensch unserer Tage nicht fähig, und er kann es auch nicht sein. Nur im Kindes- und Jünglingsalter der Völker pflegt das Epos zu blühen; nur die Erinnerungen an frühe und dunkle Zeiten gewinnen in den Epen Gestalt. An der Schwelle der griechischen Geschichte, noch vom Dunkel der Sage, das nur allmählich sich lichtet, umwoben, steht Homer; und unser Lied von der Nibelungen Not kündet uns Mären aus einer vom Lichte der Forschung noch wenig durchleuchteten Zeit, in der die Sage noch ihre Fäden hineinflicht in das Gewebe der Geschichte, so daß sie kaum erkennbar, noch weniger entwirrbar sind. Auch das kunstmäßige Epos bedarf einer dichterischen Persönlichkeit, die das eigene Selbst und die persönliche Eigenart zu vergessen imstande ist. Man hat wohl geglaubt, daß die großen Kämpfe und Ereignisse des Jahrhunderts auch ihren Homer finden würden; sie werden es nicht. Wie soll des Dichters Phantasie wirksam sein, an einem Stoffe, der nach allen Richtungen durchforscht und in seiner Thatsächlichkeit bereits Gemeingut des Volkes geworden ist? Entweder kommt er nicht über eine realistische Schilderung des Geschehenen hinaus und schafft dann kein Kunstwerk, sondern höchstens eine Geschichte in Versen; oder er schaltet willkürlich und gestaltet willkürlich und bleibt doch immer hinter der mächtigen, in der Erinnerung des Volkes fortlebenden Wirklichkeit zurück. Scherenberg hat versucht, die großen Kämpfe der Jahre 1813 bis 1815 episch zu gestalten. Es mangelt ihm nicht an Kraft der Schilderung und an Glut der Begeisterung, aber sein Realismus streift im Suchen eines eigentümlichen Ausdrucks oft an das Lächerliche. Dem gleichen Schicksale würde ein Versuch verfallen, die Kämpfe der Jahre 1870 und 1871 im Rahmen eines Epos zu schildern. Würde der Dichter aber auf die realistische Treue verzichten, so würden die Bilder wiederum mehr oder weniger verblassen und das besondere Gepräge verlieren, das man doch vermuten würde.

Während nun das große Epos keine Stätte gefunden hat auf

dem litterarischen Markte unserer Zeit, erfreut sich das kleine Epos, die dichterische Erzählung, besonderer Beliebtheit. Gottfried Kinkels „Otto der Schütz" und der „Trompeter" Scheffels sind die ersten der Gattung; von den Lebenden ist Julius Wolff der bedeutendste Vertreter derselben. Diese Kleinepen gehören durchaus in das Gebiet untergeordneter Kleinkunst. Sie zeichnen sich in der Regel durch Sauberkeit der Ausführung, durch hübsche Einzelheiten, besonders durch eingewebte hübsche Liederkränze aus; aber Kunstwerke im höheren Sinne sind sie nicht. Die eigentliche Handlung ist meistens gering, der Gang der Entwicklung lahm und schleichend, die Zeichnung der Gestalten andeutend oder verschwommen; aber man verzeiht die Mängel wegen der vielen niedlichen Nebendinge, wegen des reizenden Schmuckes, mit dem das Ganze behangen ist. Im großen und ganzen haben diejenigen vollkommen Recht, welche von einer „Nipptischlitteratur" reden oder meinen, das neue Kleinepos sei ein Epos für Weiber. Es ist viel Verzärteltes und Verschwommenes darin, viel Ungesundes und Süßliches. Der vielgerühmte, auch auf der Bühne heimisch gewordene „Trompeter" ist doch im Grunde genommen ein herzlich unbedeutender Mensch; wenigstens besteht seine ganze Bedeutung eingestandenermaßen in der Liebe und im Trompetenblasen. Wolff ist in neuester Zeit außerordentlich heftig angegriffen worden; man hat ihm jedes Talent abgesprochen, nur das der Nachahmung nicht; man hat ihn förmlich als den Typus der Krankheit unserer Litteratur hingestellt und demgemäß behandelt. Die Gerechtigkeit verlangt, daß man ihm den Ruhm eines anmutenden Erzählers und eines tief empfindenden Naturmalers läßt; es muß anerkannt werden, daß seine Sänge, Mären und Aventiuren gerade dadurch, daß sie uns an das eigentümliche Halbdunkel und das seltsame Lichtbrechen erinnern, welches durch die Butzenscheiben entsteht, etwas Anheimelndes, Trauliches haben. Kraft und Saft findet man freilich nicht darin, und bleiben werden sie auch nicht; sie sind Modeerzeugnisse und schwinden mit derselben.*)

Das eigentliche Epos unserer Zeit ist der Roman. Vermöge seiner lockeren, dehnbaren Form ist er besonders geeignet, das Gefäß der modernen Anschauungen, das Epos des neunzehnten Jahrhunderts zu sein. Die Begriffe Roman und Novelle sind weder

*) Dieses Urteil erscheint denn doch ein wenig hart. A. d. R.

ihrer Herkunft, noch ihrer sprachlichen Erklärung, noch ihrem Gebrauche nach fest bestimmt. Der eine Vertreter der Kunstlehre bestimmt sie so, der andere anders, und jeder mit gleichem Rechte. Eine einheitliche Bestimmung der Begriffe erscheint auch vollkommen unnötig; es kommt ja im Grunde genommen wenig oder gar nichts darauf an, was man unter einem Worte, welches an sich nichts bedeutet, versteht. An Romanen und Novellen erzeugt unsere Zeit ungemein viel. Man hat angenommen, daß alljährlich 1200 neue Romane und 6000 neue Novellen in Deutschland entstünden. Genau nachrechnen kann man nicht. Doch dürften die Zahlen schwerlich zu hoch gegriffen erscheinen, wenn man hört, daß beispielsweise im Jahre 1885: 1345 Werke der schönen Litteratur in Buchform erschienen, und wenn man erwägt, welche gewaltige Menge von Romanen und Novellen unsere Unterhaltungsschriften aller Art und unsere politischen Zeitungen brauchen. Das meiste ist ja Fabrikarbeit, ohne den geringsten Wert, und hat höchstens kulturgeschichtliches Interesse. Das Lesebedürfnis unserer Zeit ist so entwickelt, daß zur Befriedigung desselben auch Leute herangezogen werden, die ursprünglich zu dieser Art von Thätigkeit nicht im geringsten befähigt waren, und Mitleid muß das Herz jedes Volksfreundes erregen, der sieht, mit welchem Schunde unser Volk genährt wird. Kein Wunder, daß die feineren Geschmacksnerven immer unempfindlicher werden und daß nach und nach Gefühl und Verständnis für die Bedeutung und Größe eines Dichterwerkes schwindet.

Wir haben eine Reihe von Unterarten der Hauptgattung, die kurz zu beleuchten unsere Aufgabe ist; in erster Linie nennen wir den historischen und kulturhistorischen Roman, als dessen bedeutendste Vertreter Freytag und Scheffel genannt werden müssen. Freytag hat in seinen „Ahnen" das Werden und Wachsen des deutschen Volkes und Geistes dichterisch zu gestalten versucht. Der Anfang war groß, der Fortgang entsprach dem Anfange nicht. Wohl ist Freytag ein großer Kenner des deutschen Wesens und der deutschen Kulturgeschichte, wohl versteht er meisterhaft, das Kleine und Kleinste zu schildern und in Einklang mit dem Ganzen zu bringen; aber der Hauch dichterischer Gestaltungskraft, der noch in dem ersten und den ersten Bänden wahrnehmbar ist, wird schwächer und schwächer; aus der Kunst wird Künstelei; aus der mächtig wirkenden Freskomalerei wird Kleinmalerei, die zwar noch durch die Sauberkeit ihrer Ausführung, aber nicht durch den großen Gedanken zu entzücken

vermag. Scheffels „Ekkehard“ ist ein erfrischendes Buch. Man kann es immer wieder lesen und findet immer neue Reize, neue Schönheiten, neue liebenswürdige Einzelheiten. Die Sprache trifft im allgemeinen den Ton des Zeitalters, wenn sie auch hin und wieder die Geziertheit des Alterthümlichen nicht verleugnet; die Naturanschauung ist frisch und reizvoll, das Ganze durchweht von einem köstlichen Humor. Eins nur fehlt dem Werke, die einheitliche Handlung; es besteht aus einer Reihe von Einzelbildern, die nur lose zusammengefügt sind. Die Hauptgestalt ist wenig anmutend; sie vermag uns weit weniger Interesse abzugewinnen, als die Nebenpersonen. Das Ganze ist ein Meisterwerk in allen seinen einzelnen Teilen, aber kein einheitliches Kunstwerk. Und doch überragen Freytag und Scheffel um mehr als Hauptеslänge Ebers, Dahn, Eckstein und die anderen zahlreichen Vertreter des historischen Romans. Wir können auf eine eingehende Besprechung dieser Gattung um so eher verzichten, als der sogenannte „Professorenroman“ in diesen Heften bereits gründlich beleuchtet worden ist. Kaum irgend wo anders ist ein solcher Gegensatz zwischen dem Urteile der Kritik und dem aus dem Erfolge ersichtlichen Urteile des Publikums bemerkbar gewesen, wie bei diesen „Professorenromanen“, ganz besonders bei denen des Ägyptologen Ebers. Während sie von berufenen und unberufenen Kritikern scharf, oft allzu scharf verurteilt wurden, erlebten und erleben sie eine neue Auflage nach der andern und sind Gemeingut, wenn auch nicht des deutschen Volkes, so doch desjenigen Teiles desselben geworden, der sich „gebildet“ nennt. Der eigentümliche Reiz dieser Werke bestand in erster Linie in dem fremden Beiwerk. Etwas anderes als Beiwerk und Zuthat ist das Fremde nicht. Die handelnden Personen sind wohl „ägyptisch“ gekleidet, tragen ägyptischen Schmuck, haben ein etwas veredeltes ägyptisches Gesicht; aber was sie denken und reden, ist durch und durch modern. Dieser Zwiespalt zwischen dem inneren Wesen und der äußeren Verbrämung ist eines Kunstwerkes durchaus unwürdig, ist aber für den urteilslosen Leser gerade so anziehend, wie ein Maskenscherz, bei dem er aus möglichst barocker Verkleidung endlich seine alten Freunde wieder erkennt. Sieht man nun aber von dem altertümlichen Beiwerk ab und betrachtet die Handlung und die Personen als solche, so wird man auf viel Gemachtes, auf viel Gehalt- und Gestaltloses, auf viel Schwächliches und Unpoetisches stoßen. Wie hat man die arme

Luise Mühlbach und ihre mit „Romansauce" übergossenen Geschichtsbilder verspottet! Zwischen ihr und dem neuen kulturhistorischen Roman ist kein wesentlicher, nur ein Gradunterschied. Die schöne Schilderungsgabe und die glatte Sprache eines Ebers, die frische Lebendigkeit und die packende Kraft eines Dahn, das glänzende Erzählertalent eines Eckstein vermögen über den Grundfehler der ganzen Gattung nicht hinweg zu täuschen. Es könnte nach dem oben Gesagten scheinen, als bestritten wir die Berechtigung des historischen Romans im allgemeinen. Dem ist nicht so. Im Gegenteil, wir glauben, daß der historische Roman noch eine große Zukunft hat, wenn er eine Zeit behandelt, die uns innerlich nahe liegt, und aus welcher gewisse Schlaglichter auf die unsere fallen können. Er muß, auch wenn er räumlich ferne Zeiten behandelt, immer Berührungspunkte mit der Gegenwart haben, sonst kann er kein allgemeines, kein bleibendes Interesse erregen. In jene Zeit muß nun aber der Dichter sich so versenkt haben, daß er nicht nur den äußeren Flitter derselben entsprechend bildet, sondern auch die Menschen und Handlungen nach und aus dem Geiste derselben formt und sich entwickeln läßt. Der historische Roman soll nicht nur ein getreues Abbild irgend welcher Zeit, sondern auch ein Spiegelbild für die unsere sein.

Eine besondere Unterart des historischen Romans ist der historische Roman der Gegenwart, der die Kämpfe der jüngsten Vergangenheit und die letzten politischen Ereignisse nicht nur zum Hintergrunde seiner Erzählung, sondern zum Gegenstande derselben nimmt. Als Schöpfer und Meister der Art ist Gregor Samarow (Oskar von Meding) zu nennen. Die Beliebtheit seiner Romane begreifen wir wohl; es ist für den geistigen Pöbel nichts anziehender, als wenn er die großen Menschen der Zeit im Schlafrocke und in ihren vier Wänden sieht, und wenn er glaubt, bei dieser Gelegenheit einen Einblick zu gewinnen in die Art, wie die Weltgeschichte gemacht wird. Auf den Namen eines Kunstwerkes und auf bleibenden Ruf wollen diese Tageserzeugnisse wohl keinen Anspruch machen, der Erfolg ist Lohnes genug. Von einem anderen Standpunkte aus als dem ästhetischen müssen wir uns mit aller Entschiedenheit gegen den letzten Roman des genannten Schriftstellers wenden, der unter dem Titel: „Höhen und Abgründe" die allmähliche Geistesumnachtung und das gewaltsame Ende des unglücklichen Bayernkönigs schildert. Kaum hat das Dunkel

der Vergessenheit sich etwas über den tieftraurigen Untergang eines an sich edlen Mannes gelagert, so wird derselbe benutzt, um dem Sensationsbedürfnisse der niederen Menge zu genügen. Oder ist irgend eine andre Ursache für die Wahl des Stoffes maßgebend gewesen? Kann diese Wahl irgendwie ästhetisch begründet werden? Es liegt in der Wahl des Stoffes eine Selbsterniedrigung des Dichters, die wir bedauern. Denn wenn der Dichter seine Stoffe nur nach der Zugkraft wählt, die sie voraussichtlich auf die große Masse ausüben werden, dann sinkt er zum Geschäftsmann, zum Marktfieranten herab.

In einem gewissen Gegensatze zum historischen und Zeitroman steht der psychologische Roman, bei dem es weder auf das äußere Beiwerk, noch auf eine große Handlung, sondern auf die folgerichtige Entwicklung eines seelischen Problems ankommt. Die Kämpfe, die sich vollziehen, sind größtenteils innerlich; das Treibende ist bei den meisten die geschlechtliche Liebe. Dem psychologischen Romane droht vor allem die Gefahr, bei dem Suchen nach neuen Problemen bis zur Unnatur und Unsittlichkeit zu gelangen, — und dieser Gefahr ist er nicht entgangen. Der Ehebruch in allen seinen Arten ist romanhaft behandelt worden, nicht als ein Vergehen gegen die sittliche Ordnung, gegen das göttliche Gebot, sondern oft genug als befreiende That, als ein Durchbrechen widersinniger und unberechtigter Schranken. Ein beliebtes Problem ist die Liebe zweier einander nahe Stehenden zu einem Wesen und die Lösung des Konfliktes durch Entsagen, obwohl nichts widernatürlicher und gesuchter ist, als eine solche Doppelliebe. Ja, man scheute nicht vor dem Inceste zurück; freilich wurde der Konflikt dann dadurch gelöst, daß durch eine alte Muhme oder eine Urkunde sich herausstellte, daß die vermeintlichen Geschwister keine Geschwister seien. Bis an die Grenze des Verbrechens ist man im Haschen neuer, interessanter Probleme gekommen. Die Sinnlichkeit tritt nicht offen zu Tage; aber man sieht die Schlange unter den Blumen sich ringeln, und sie ist um so gefährlicher, als man nur die schön schillernde glatte Haut, nicht aber den giftstrotzenden Zahn bemerkt. Nicht von allen Vertretern der Gattung gilt das Gleiche; einige sind vornehmer, andre offener. Einer der vornehmsten ist der Novellenmeister Paul Heyse, ein äußerst fruchtbarer und vielseitiger, gewandter und gebildeter Schriftsteller. Was er schreibt, schmeichelt sich von selbst in die Ohren hinein; nichts ist schroff und

hart, nichts undurchdacht und ungefeilt; die Entwicklung vollzieht sich so glatt, daß man glaubt, so und nicht anders könne die Sache sein. Dabei wird aber alles seines eigentlichen Gewandes entkleidet und bekommt einen Salonrock; das Verbrechen erscheint als entschuldbare Verirrung, die Sinnlichkeit als Freude am unverhüllten Schönen, die Liebe selbst wird zur Spielerei. Es ist schleichendes Gift, welches in schöner Umhüllung und mit einem täuschenden Beigeschmacke der Menge geboten wird. Leider hat unsre Zeit längst die Feinheit des Geschmackes eingebüßt, sonst würde das eigentümlich Süßliche, dieses Saft- und Kraftlose, das den Heyseschen Romanen und Novellen eigen ist, auf den Giftgehalt hinweisen. Auch Wilhelm Jensen gehört in diese Umgebung. Er hat wie Heyse die Sprache ungemein in seiner Gewalt; ihm stehen noch mehr Töne zu Gebote, als jenem; er weiß der höchsten leidenschaftlichen Glut, dem zartesten Minnen, der süßen, leis hinträumenden Erinnerung, dem gewaltigen, überschäumenden Zorne die entsprechenden Worte zu leihen. Seine Schilderungen sind unübertroffen. Des Meeres Zauber, die eigenartige Poesie der Heide, des Saalthals entzückende Lieblichkeit hat kaum einer so zu malen verstanden, wie er. Aber es ist etwas von Heineschem Wesen in ihm; mit einem gewissen Behagen zerstört er wieder den Eindruck, den er jüngst erst hervorgerufen. Jensen ist Pessimist; durch die meisten seiner Romane zieht sich der Gedanke von der Nichtigkeit des menschlichen Lebens, von der Wandelbarkeit der menschlichen Gefühle. Die Liebe ist ihm ihrem Grunde und ihrem ganzen Wesen nach nur Sinnlichkeit; alles, was darüber hinaus geht, ist Lug und Trug. Es weht ein schwüler Duft durch seine Werke, der das frische, freie Atmen erschwert. Kein milder Sonnenschein echter Poesie liegt über dem Ganzen; es wird durchleuchtet von dem unheimlichen, grellen, blendenden Blitzezucken einer wilden Phantasie. Es mag auch nicht verschwiegen werden, daß Jensen einen Haß gegen das Christentum und seine Vertreter zeigt, der um so unangenehmer, ja widerlicher wirkt, als er oft an Stellen zur Erscheinung kommt, wo man die beabsichtigte Herbeiziehung merken muß. Weit höher als Jensen steht Gottfried Keller. Obwohl sie ihrem Vaterlande nach — Keller ist Schweizer, Jensen Holsteiner — gewissermaßen die gegensätzlichen Seiten des deutschen Wesens darstellen, sind sie doch innerlich nahe verwandt. Keller erzählt mit Kraft und Frische; die Farben seiner Schilderungen sind leuchtend

und satt; er weiß alles lebensvoll zu gestalten und den Leser zu nötigen, die Ereignisse nicht nur zu lesen, sondern mitzuleben. Aber auch er verfällt bei der Sucht, etwas Neues zu erjagen, dem Bizarren und Unnatürlichen. Dies gilt ganz besonders von seinem neuesten Werke, dem Martin Salander, der trotz aller Vorzüge im einzelnen, trotz der lebendigen Schilderung und der meisterhaften Entwicklung der Handlung als mißlungen bezeichnet werden muß. Eine besondere Abart der psychologischen Novelle vertritt Theodor Storm. Storm beherrscht einen engen Kreis, aber diesen beherrscht er vollkommen. Seine Figuren kehren immer wieder, aber wir sehen sie gern wieder kommen; seine Art ist immer die gleiche, aber wir werden ihrer nicht überdrüssig. Er ist vor allen Dingen Kleinmaler; die kleine Novelle ist sein ausschließliches Gebiet. Er schildert und erzählt, nicht als hätte er mitgelebt, sondern als hätte er aus weiter Ferne die Kunde vernommen. Es liegt ein eigenartiger Duft über seinen Geschichten, zum Teil altertümelnd, zum Teil geheimnisvoll. Von der Unnatur, welcher andere zum Opfer fallen, hält ihn seine ursprüngliche Dichterbegabung fern.

Die Nachbargattung des psychologischen Romans ist der reine Unterhaltungsroman. Er verzichtet selbstverständlich nicht auf Darstellung seelischer Kämpfe und innerer Entwicklung, aber diese Darstellung ist ihm nicht Hauptzweck; sie darf es auch nicht sein, da die große Menge, mit deren Geschmack er rechnet, sich mit jener Darstellung nicht begnügen würde. Der Unterhaltungsroman wird am meisten angebaut; es haben sich besondere Unterarten gebildet, gewisse Recepte, nach denen sich leicht arbeiten läßt. Das erste Erfordernis des Unterhaltungsromans ist die „Spannung" der Leser. Auf welche Weise diese erzielt wird, ist an sich gleichgültig; der eine arbeitet feiner, der andere gröber, aber beide das gleiche Gewebe. Der Unterschied zwischen einem „vornehmen" Spielhagenschen Romane und einem in roten Heften zu 10 Pfennig erscheinenden Machwerke ist innerlich nicht groß. Zur Erhöhung der Spannung gilt es nun, mit gewissen Geheimnissen, mit plötzlich aus dem Dunkel hervortretenden Personen, mit drohenden Enthüllungen und anderem dergleichen Sensationswerk zu hantieren. Ein bißchen „Tendenz" gehört auch mit dazu, die giebt eine gewisse Würze; freilich nicht zu viel, sonst können die schwachen Magen der Leser, insbesondere die der Leserinnen, die Speise nicht vertragen. Auch für die Sprache hat

sich eine gewisse Regel herausgebildet. Mit vollem Rechte ist die Romanphrase zum Gegenstande des Witzes und Spottes geworden; man glaube ja nicht, daß die Ungeheuerlichkeiten, die zur Verspottung der in den Unterhaltungsromanen üblichen Sprache von unsern Witzblättern gebracht werden, leere Erfindungen oder gewaltige Übertreibungen seien. Wer solche Romane mit einiger Aufmerksamkeit liest, wird die Zahl derselben selbst vermehren können. Die eigentliche Meisterin des Unterhaltungsromans war die kürzlich verstorbene Marlitt (John). Sie ist viel verspottet, aber noch viel mehr bewundert worden. Neben der unleugbaren Erfindungsgabe, die sie besitzt, und der Befähigung, spannend zu erzählen, die ihr niemand abstreiten wird, verfügt sie über eine glücklich zu nennende Sorglosigkeit, vermöge deren sie die natürliche Wahrscheinlichkeit ebenso wenig beachtet, wie die Gesetze der poetischen Wahrheit und die Möglichkeit psychologischer Entwicklung. Das geht sprungweis und kunterbunt durch einander; das Unmögliche wird möglich gemacht, und der aufmerksame Leser staunt über das Geschick der Dichterin. Nicht aber ihr Erzählertalent war es in erster Linie, welches die Augen Keils, des Begründers der Gartenlaube, auf sie zog, sondern ihre Tendenz. Sie ist Verkünderin des landläufigen Aufklärertums und des fortschrittlichen, beinahe demokratischen Liberalismus. Ihre Fürsten sind entweder Schwachköpfe oder Tyrannen, die Minister Heuchler und Betrüger, die Geistlichen beider Bekenntnisse, wenn sie sich nicht „frei" machen und zu „Aposteln der Freiheit" werden, Hohlköpfe oder Schurken. In den höheren Ständen ist Bosheit und Selbstsucht, in den niederen nur edle Gesinnung und Menschenliebe zu Hause. Wir mögen jetzt lächeln über diese Blaustrumpfweisheit, aber sie hat viel geschadet, unendlich viel. Es gab eine Zeit, wo die „Gartenlaube", die eine Heimstätte der Marlittschen Muse war, das Evangelium einer großen Volksklasse war, wo besonders die Leserinnen, aber auch die Leser auf die Marlittschen Predigten schworen. Die Zeit liegt nicht allzu fern, sie ist vielleicht noch nicht ganz vorüber. Die Marlitt hat noch viele Nachtreter und Nachbeter, und gar mancher, der hochmütig auf sie herabsieht und sie das „echte Konterfei von sentimentaler Blaustrümpfelei" nennt, steht noch in ihrem Banne oder wandelt ihre Bahnen. Begabter noch und geschickter als die Marlitt ist Friedrich Spielhagen, einer der fruchtbarsten und am meisten gelesenen Schriftsteller. Er ist geistreich und blendend,

spannend und lebhaft. Alle seine Werke sind ihrem Stoffe und ihrer Auffassung nach modern; mit Vorliebe behandelt er gewisse Zeitfragen, besonders soziale. Er ist der Paladin des Volkes und ergeht sich in Predigten gegen den Adel, die bevorzugte Kaste, die wegen ihrer Gegenstandslosigkeit, ihrer gespreizten und deklamatorischen Art und ihrer Phrasenfülle oft ergötzlich wirken. Alles ist bei ihm tendenziös gefärbt; der Tendenz zu Liebe wird der thatsächlichen und poetischen Wahrheit ins Gesicht geschlagen; während sie in den früheren Werken nur Zuthat war, scheint sie in den späteren das Bestimmende zu sein. Trotz der Mannigfaltigkeit der Personen, die er geschaffen, und der Konflikte, die er dargestellt, kehren doch einige Lieblinge regelmäßig wieder, ein Zeichen einer gewissen Armut an Gestaltungskraft. Selten ist die Eigenart eines Menschen wahr gezeichnet und in seinen Handlungen folgerichtig durchgeführt; selten ist eine tiefere Erfassung des Wesens erkennbar, alles ist „Raisonnement", manchmal geistreich und bestechend, aber nie tief und überzeugend.

Stark vernachlässigt ist in der neuesten Zeit der humoristische Roman. Es nennt sich freilich manches Humor, aber das ist von dem wahren Humor ebenso weit entfernt, wie Messing vom Golde. Der Humor gewisser Stände, z. B. der Soldaten und Studenten, der ganz besonders beliebt geworden ist, gehört dem Gebiete der niedern Komik an. Viel seichtes, unnützes Zeug ist in dieser Art geschaffen worden; selbst Gutes macht den Eindruck des Gesuchten und bleibt hinter der Wirklichkeit zurück. Ein wirklicher, gesunder und erfrischender Humor kann nur dem eigen sein, der auf dem Boden einer gesunden Welt- und Lebensanschauung steht. Ein irgendwie angekränkelter Dichter wird Witz und Satire entwickeln können, nie aber den wahren Humor. Die einzig gesunde Weltanschauung ist und bleibt die christliche. Sie hilft über alle Mißhelligkeiten des gewöhnlichen Lebens hinweg; sie sieht in dem unruhigen Treiben der Zeit nur etwas Vorübergehendes und blickt durch den Wechsel der Erscheinungen hindurch auf den ewigen Grund, durch das Dunkel des täglichen Sorgens nach dem Morgen verkündenden Osten. Nur der wird darum wahrer Humorist sein, der ein wahrer Christ ist. Der befähigtste Vertreter des humoristischen Romans der Gegenwart ist Wilhelm Raabe. In manchem seiner Werke, besonders in den früheren, ist ein Hauch wahren Humors fühlbar. Da weht eine gesunde, kräftige Luft; da fühlt

man sich hoch oben auf des Turmes Zinne stehen und schaut hinunter in das komisch scheinende Treiben und Leben der Kleinen da unten. Aber nicht überall ist der Eindruck der gleiche. Hie und da wird der Witz gesucht; der Humor erscheint gezwungen. Vor allen Dingen aber macht sich in einigen späteren Werken ein krankhafter, pessimistischer Zug bemerkbar. Keine Lebensanschauung widerspricht so sehr dem Wesen des Humors wie die pessimistische. Durch die schwarze Brille der Lebens- und Weltverachtung erscheint alles in einem fahlen Lichte, und ist solches fahle Licht wohl tauglich zu einem humoristischen Bilde?

Die einst so beliebte Dorfgeschichte ist fast ganz verschwunden. Ihre Stelle nehmen die „Hochlandsgeschichten" ein. Früher ging man aufs Land, heute in die Alpen; es ist einfach Modesache. Die Überkultur, die uns allüberall umgiebt, erweckt in uns die Sehnsucht nach einem innigeren Zusammenhange mit der Natur. Länder, in welche die Kultur noch nicht ihren Einzug gehalten hat, und Leute, die noch direkt mit der Natur und in stetem Zusammenhange mit derselben leben, üben deshalb einen eigenen Reiz. Dieser Reiz wird noch erhöht, wenn die „Kulturmüdigkeit" des modernen Menschen in einen gewissen Gegensatz zu der unbefangenen, frischen Natürlichkeit unberührter Naturmenschen tritt. Aus diesen Gründen, werden die „Hochlandsgeschichten" Anzengrubers, Roseggers und des verstorbenen Hermann von Schmid noch lange ihre Bewunderer finden. Freilich müssen wir gerade von diesen Schriftstellern verlangen, daß sie uns die reine Natur vorführen, kräftige Naturmenschen, die noch nicht angekränkelt sind von irgend einer Modekrankheit. Nicht die Lodenjacke und die Kniehose, nicht der Stutzen und die Spielhahnsfeder machen den Gebirgsbewohner; er muß auch jene Frische und Unberührtheit, jene Kraft zeigen, die sich in den weltfernen Thälern, wohin der Dichter uns führt, noch erhalten hat. Wir wollen Alpenluft atmen, rein von dem Dunste und Arbeitsstaube der Großstadt; wir wollen Bergfirnen sehen, rein und nicht beschmutzt von den rauchenden Schloten der Ebene. Nichts wirkt widerlicher, als Unnatur in diesen „Hochlandsgeschichten". Die sentimental seufzende Sennerin, die ihrem Gefühle Worte leiht, wie sie nur einer modern erzogenen „höheren Tochter" geläufig sind, der philosophierende Älpler, der den schulgerechten Schopenhauer-Hartmannschen Pessimismus in der Mundart seines Thales vorträgt, sind unwahre, wenig anmutende Gestalten. Wirkliche Gebirgs-

bewohner wollen wir sehen und nicht zurechtgestutzte und maskierte „Salontiroler“.

In neuester Zeit ist eine neue Art des realistischen Romans, der Berliner Stadtroman entstanden, als dessen Vertreter Paul Lindau und Julius Stinde hervorzuheben sind. Während der erstere und seine zahlreichen Nachfolger ein allgemein menschliches Problem, dessen Entwicklung und Lösung an sich interessiert, im Zusammenhange mit der eigentümlichen Art der Stadt und ihres Werdens behandeln, kommt es letzterem lediglich darauf an, ein bis auf das Kleinste getreues Bild von dem Leben, der Eigenart, den besonderen Eigenschaften des Durchschnittsberliners zu entwerfen. Seine „Buchholziaden“ können und dürfen ebenso wenig als Kunstwerke betrachtet werden, wie die Augenblicksbilder aus den Photographiebuden unserer Jahrmärkte. Nichts Hohes und Edles, nichts Hervorragendes und Erhebendes finden wir hier; die Darstellung des Gewöhnlichen und Alltäglichen, des Platten und Gemeinen ist der Zweck der „Familie Buchholz“. Man braucht nicht Idealist zu sein, um einen gewissen Unmut wider diese Art von Alltagslitteratur zu empfinden. Ist denn die Poesie dazu bestimmt, das gewöhnliche Leben der gewöhnlichsten Menschen in der gewöhnlichsten Weise und Sprache zu schildern oder noch besser abzudrucken? Man würde ja das Machwerk als einen Scherz, eine neue Art von Eisenbahnunterhaltungsschrift ansehen können, wenn es nicht so anspruchsvoll aufträte und in marktschreierischer Weise mit einer ganzen Menge angehefteter Lobpreisungen prahlte. Diese Masse von günstigen Besprechungen ist lediglich ein Zeugnis von der Abhängigkeit und dem schlechten Geschmack unsrer Kritik, die Menge der Auflagen nichts als ein Beweis von der Anspruchslosigkeit unsres Publikums.[1])

Nur mit Widerwillen gehe ich an die Besprechung des erotischen Romans, dessen hauptsächlicher Vertreter der Galizier Sacher-Masoch ist. Von keinem ist wohl je die Poesie mehr entweiht worden, als von ihm. Seine frühesten Novellen sind ein Bilderbuch zum Pessimismus, später wandte er sich fast ausschließlich der

---

[1]) Als eine Art Genrebilder in der Weise holländischer Landschaft und Szenen aus dem Volksleben möchten wir sie wohl gelten lassen, zumal sie so harmlos sind; eine Lektüre, die Genesenden, denen Schwereres nicht gestattet war, etwa bei einer Badekur doch angenehme Unterhaltung gewährt.

Darstellung der grausamen Wollust zu. Die russische und galizische Geschichte lieferte ihm manche Stoffe; andere schuf er selbst mit seiner reichen, aber irregeleiteten Einbildungskraft. Seine Schilderungen sind glänzend und glühend, mit fast unheimlichem Feuer weiß er den Reiz verführerischer Frauenschönheit, die Wonnen der Wollust zu malen; er geht weit, bis an die Grenze des vom Strafgesetzbuche Erlaubten. Mannweiber, die sich im Menschenblute baden, hündische Männer, die sich peitschen lassen und freundlich dazu winseln, sind seine Lieblingsschöpfungen. Wen nicht ein Ekel ergreift bei solcher Speise, dem ist jede Geschmacksempfindung verloren gegangen. Die Kritik hat sich diesen Scheußlichkeiten gegenüber merkwürdig still verhalten, obwohl es ihre Pflicht gewesen wäre, diese pornographische Litteratur (wir unterdrücken nur ungern die gute deutsche Bezeichnung) als das hinzustellen, was sie ist, als Schandware, die auf den Dünger gehört. Wie es scheint, sinkt Sacher-Masoch immer tiefer. Seine neuesten Schöpfungen erschienen schon in einem Gewande, das sie auch äußerlich auf eine Stufe mit der Ware gewisser französischer Firmen stellt. Die Zeitschrift: „Auf der Höhe", die er eine Zeit lang herausgab, und für welche er Beiträge verlangte, die „auf der Höhe" moderner d. h. widerchristlicher Lebensanschauungen stünden, ist sang- und klanglos schlafen gegangen. Hoffentlich schweigt auch er. Sollte er es nicht thun, so werden wir uns nicht im geringsten scheuen, offen und laut unsre Stimme dagegen zu erheben, daß ein Fremder unsre gute deutsche Muttersprache, die er nicht einmal beherrscht, dazu benutzt, unser Volk zu vergiften.[1])

Die weitaus meisten der besprochenen Romane, deren Aufzählung nicht im mindesten erschöpfend, sondern nur andeutend sein sollte, stehen dem Christentume entweder gleichgiltig oder geradezu feindlich gegenüber. Bestenfalls ist von einem christlichen Standpunkte, einem Hauche christlichen Bewußtseins so wenig die Rede, daß ein Heide ebenso gut der Verfasser sein könnte; schlimmstenfalls wird das Christentum selbst und seine Vertreter mit der Lauge ätzenden Spottes übergossen. Man sollte wohl meinen, daß auch

[1]) Soeben erfahren wir, daß Sacher-Masoch im Pariser „Gaulois" seine „Lebenserinnerungen" veröffentlichte. Er scheint also Frankreich nunmehr mit seinen Schöpfungen beglücken zu wollen. Wir können damit zufrieden sein.

diejenigen, für die das Christentum eine innere das Leben gestaltende Macht nicht geworden ist, Achtung vor der gewaltigen Kulturmacht des christlichen Gedankens haben könnten und haben sollten, und daß sich diese Achtung widerspiegle in den Werken der Litteratur. Wie viel Afterweisheit wird von den Helden unsrer Romane gepredigt; die göttliche, die einzige Wahrheit kommt nicht zu Worte. Einen großen und bedeutenden christlichen Roman haben wir nicht. Auf die Gründe dieses Mangels einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es ist möglich, daß die große Menge des Gehaltlosen und Unsauberen, die sich in dieser litterarischen Gattung aufgehäuft hat, bei ernsteren Männern einen gewissen Ekel vor der Gattung selbst erzeugte; möglich ist's auch, daß man auf christlicher Seite die Wirksamkeit und Bedeutung eines solchen Mittels, auf das Volk zu wirken, unterschätzt. Und doch würde die Lösung der Wirrnisse des menschlichen Lebens, die friedliche Beendigung seelischer Kämpfe am besten durch die Macht des Christentums möglich sein. Kleinere, von christlichem Geiste getragene Erzählungen haben wir in ziemlicher Fülle. Einige darunter, wie die herrlichen Geschichten von N. Fries und E. Evers, sind Musterstücke, aus dem Leben heraus geschrieben und ins Herz hinein dringend. Aber sie sind zum größeren Teile für das niedere, das sogenannte ungebildete Volk bestimmt. Soll denn das Christentum thatsächlich durch die fragwürdige, nur übertünchende Bildung unsrer Zeit überwunden sein? Nein, hier liegt ein Angriffspunkt, hier muß Bresche geschlagen werden! Die christliche Erzählung muß wieder Raum und Boden gewinnen, auch in den Kreisen, die dem Christentume fern zu stehen scheinen, auch in den Blättern, in denen bisher eine Art Allerweltsglaube sich breit machte, auch bei den Lesern, die dasselbe als einen überwundenen Standpunkt zu betrachten nach und nach gewöhnt worden sind. —

Über die Lyrik endlich können wir uns verhältnismäßig kurz fassen, nicht als ob in derselben wenig geschaffen würde, — im Gegenteil: trotz der thatsächlichen Ungunst der Zeitverhältnisse und trotz der immer zunehmenden Teilnahmlosigkeit der großen Menge ist wohl kaum eine Zeit so reich an neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Lyrik gewesen wie die unsre — sondern weil unter der Masse des auf den Markt Geworfenen wenig Neues, wenig Selbständiges, fast nichts Großes und Bleibendes ist. Die beiden Sangesmeister Geibel und Scheffel sind heimgegangen. Geibel

war ein Mann von ausgesprochener Eigenart. Man hat dies oft genug bestritten und bestreitet es von gewisser Seite gerade jetzt wieder; der Grund ist aber nur der, daß Geibel mit der ihm eigenen Selbstzucht und dem feinen Formgefühle alle unschönen Auswüchse jener Eigenart vermied, ohne welche nun einmal gewisse Leute eine Originalität für unmöglich halten. Man hat ihn einen „Plateniden" genannt. Mag sein, daß das feine Formgefühl und die Sorgsamkeit der Sprachbehandlung eine Folge des Studiums Platens ist; aber der Inhalt seiner Dichtung und der Geist derselben hat mit Platen nichts gemein. Lauter und klar quillt seiner Dichtung Born; man schaut bis auf den Grund; kein Schlamm, kein Schmutz hindert den Blick. Es ist bezeichnend, daß diejenige Richtung, die nur im Schmutze die Wahrheit fand, dem großen Toten von Lübeck Unwahrheit vorwarf. Wer denkt nicht an die Fabel von dem Schwan und den Raben? Geibel hat viele Nachfolger gefunden; die moderne Durchschnittslyrik ist bewußt oder unbewußt von ihm abhängig. Auch Scheffel hat einen Kreis von Nachahmern oder Nachfolgern. Die feuchtfröhliche Kneipdichtung, ganz besonders die Lieder der Fahrenden sind ungemein beliebt geworden. Der Grund dieser Beliebtheit liegt auf der Hand. Unsere Zeit mit der Anspannung aller Kräfte, die sie fordert, mit dem kühlen Ernste, den ihr Antlitz zeigt, unsre Zeit, in der die bleiche Sorge fast von keinem Hause und keinem Leben fern bleibt, fühlt sich unwillkürlich zu jenen Gestalten hingezogen, die im sorglosen Dahinwandern, im harmlosen Genusse, im müheloſen Sange ihre Straße ziehen. Scheffels bedeutendster Schüler ist Baumbach, dessen Lieder nicht nur in den Kreisen der Studenten, in denen sie wunderbar schnell heimisch geworden sind, sondern auch bei ernsten Männern Beachtung gefunden haben. Man mag über die „Vagantenpoesie" denken, wie man will, man mag dieses leichtlebige Spielen und Tändeln für unwürdig halten, man mag die zu Grunde liegende Auffassung unwahr und gemacht nennen; jedenfalls weht ein erfrischender Hauch durch dieselbe, der uns anmutet, wie ein Frühlingslüftchen, das in die von Dampf und Ruß geschwängerte Luft einer Großstadt weht.

Was die Form der Lyrik anlangt, so hat sich ein bewußter und gerechtfertigter Rückschlag gegen die durch Heine zur Mode gewordene Tändelei und Formlosigkeit geltend gemacht. Mit allem Rechte hat man wieder die Forderung aufgestellt, daß ein

lyrisches Gedicht auch ein Kunstwerk sei, das nur dann vollkommen genannt werden könne, wenn es neben dem Reize der Stimmung auch die Schönheit formeller Vollendung zeige. Die oberflächliche, man könnte beinahe sagen verächtliche Art, mit der Heine sich über die Gesetze deutscher Metrik und des Reimes hinwegsetzte, gehört zu den Ungezogenheiten, welche der verwöhnte Halbfranzose dem deutschen Volke bieten konnte, weil dies sich damals manches bieten ließ. Lange Zeit hindurch hielt man diese Formlosigkeit für das untrügliche Zeichen eines die lästigen Fesseln verschmähenden Talentes und das Betonen der Kunstform für die Eigenschaft kleinerer Geister. Mit Recht ist man von dieser genialen Überhebung zurückgekommen und hat wieder mehr und mehr der vernachlässigten Form zu ihrem Rechte verholfen. Damit steht in einem gewissen Zusammenhange die Thatsache, daß neben dem kleinen, sanglichen Stimmungsliede auch die größere, in ernsten und schwereren Formen sich bewegende Gedankendichtung gepflegt wird.

Die Lebensanschauung der meisten modernen Lyriker war der Pessimismus. Der Schmerz hat sein Recht in der Dichtkunst, ebenso wie er sein Recht und seine Aufgabe im Leben des Einzelnen und der Gesamtheit hat. Die weibische Hingabe an denselben aber und das wollüstige Wühlen in demselben sind ebenso sittlich ungerechtfertigt, wie ästhetisch unschön. Nur ein krankhaftes Übergangsalter im menschlichen und im Völkerleben können an einem übermäßigen und unaufhörlichen Schmerzgeleier Geschmack finden. Eine höhere Potenzierung des Einzelschmerzes ist der sogenannte Weltschmerz, dasjenige Gefühl, welches durch die vermeintliche Ziellosigkeit des Weltplanes, durch die allenthalben drohende Vernichtung in schwachen Naturen, die den rechten Trost weder in sich noch außerhalb finden, wachgerufen wird. Eines solchen Weltschmerzes sind nur krankhaft angelegte Wesen fähig; in den Weltschmerzdichtern der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts, besonders Lenau und Hölderlin, zeigt sich dieser krankhafte Zug ganz besonders; die Krankheit wird bei beiden zur psychischen Störung. Wenn das Weltleid tief empfunden ist und die Lieder des Weltleids Wahrheit atmen, dann können sie in uns, wenn auch nicht künstlerisches Gefallen, so doch ein gewisses Mitleid erwecken. Ein solches Mitleid erweckt der moderne Pessimismus nicht; denn er ist in der Hauptsache nicht gefühlt, sondern studiert, d. h. er ist nicht Folge einer inneren Stimmung des

Herzens, sondern die Wirkung gewisser philosophischer Studien. Grillparzer hat ganz Recht, wenn er einmal sagt:

Studierter Humor,
Gott sei davor!
Nur eins ist schlimmer:
Studiertes Gewimmer.

Der Weltschmerz eines Lenau war Gefühl; er durchzog nicht nur seine Lieder, sondern auch sein Leben; der Pessimismus eines Lorm, Lingg, Eckstein u. a. ist Philosophie; er vermag die Freude am Lebensgenusse nicht zu vernichten. Dieses Kokettieren mit der Sehnsucht nach dem Wesenlosen, dieses Anbeten des fahlen schlummernden Sees Nirvana, dieses Sichhineinversenken in die unfaßbare Schönheit des Nichtseins kann weder Mitleid erregen, noch ästhetisches Gefallen. Mit Recht hat der Spott sich gegen die Dichter gewandt, welche den durch eine Scheinphilosophie geschaffenen Pessimismus durch eine Scheinpoesie lebendig machen wollten. Wenn der Jüngling, dessen Liebchen aus dem Thale verschwunden ist, am liebsten sterben möchte, so ist das ein bißchen sentimental, aber wir verstehen das Gefühl. Wenn der Mann, der eine Krankheit oder den Keim der Umnachtung in sich trägt, sich nach dem Ende des ruhelosen Treibens sehnt, so ist solche Sehnsucht immerhin ein Zeichen der Schwäche, aber sie ist verständlich. Wenn aber ein Dichter uns das Nichtsein als das Beste anpreist, nicht weil das Leben ihn schwer gedrückt und diese Sehnsucht in ihm erzeugt hat, sondern lediglich weil er Anhänger einer philosophischen Schule ist, so sündigt er gegen das Wesen der Poesie. Nur was gefühlt und empfunden worden ist und nachgefühlt und nachempfunden werden kann, hat ein Heimatsrecht in der Dichtkunst. Alles Gemachte und Erdachte kann wohl in Verse gebracht werden und auch die Verskunst des Dichters bezeugen, Poesie ist es nicht. So sind denn auch, lediglich nach ihrem Kunstwerte betrachtet, die lyrischen Blüten des Pessimismus in der Hauptsache herzlich unbedeutend; an Lenau reicht keiner der modernen Weltschmerzler auch nur annähernd hinan.

Wie die eigentliche Wurzel jedes Pessimismus die Gottentfremdung ist, so ist die Quelle des einzig stichhaltigen Optimismus und des nie versiegenden Idealismus das lebendige Christentum. So bildet denn der pessimistischen Dichtung gegenüber die religiöse Poesie ein heilsames Gegengewicht. Sie kommt

jener zwar an Umfang nicht gleich, übertrifft sie aber bei weitem an dichterischem Werte und an tiefem Gehalt. Die Bedeutung Geroks und Sturms wird auch von denen anerkannt, die auf andrem Boden stehen, und muß von jedem anerkannt werden, der noch Geschmack und Gerechtigkeit besitzt. Geroks herrliche Palmblätter und Sturms liebliche Lieder werden bleiben, wenn so manches vielgerühmte Dichterwerk der Neuzeit kaum dem Namen nach noch bekannt sein wird. Bei dem einen entzückt uns mehr die wunderbare Gabe, das Größte im Kleinsten zu finden, an ein schlichtes Wort die tiefsten Gedanken zu knüpfen, bei dem andern die heitere Seelenstimmung, die selbst die dunkelsten Wolken des Leids mit sonnigem Golde umhüllt und das Herz trotz des Erbleichens der Haare jugendlich frisch erhält; bei beiden gleichermaßen die Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, die Reife der Gedanken, der Wohllaut der Sprache und des Verses. Gerok und Sturm sind unbestritten sehr bedeutende, wenn nicht die bedeutendsten Lyriker der Gegenwart. —

Das Bild der neuesten deutschen Litteratur, welches freilich nur in den äußersten Umrissen gezeichnet worden ist, hat jedenfalls den Beweis von der Richtigkeit der an die Spitze der Untersuchung gestellten Behauptung geliefert, daß die Litteratur wesentlich neue Bahnen nicht eingeschlagen und daß die politisch große Zeit eine Wirkung auf die Neugestaltung derselben nicht gehabt habe. Eine solche Neugestaltung und damit eine neue Blüte wollen nun mit Gewalt einige jüngere und jüngste Dichter herbeiführen, die sich unter einem Namen vereinigt haben, der schon einmal in der Litteraturgeschichte auftrat und an den sich nicht gerade die herrlichsten Erinnerungen knüpfen:

„Jungdeutschland."

Die „jungen Deutschen" bilden eine Schule, wenn sie auch als Feinde alles Schul- und Cliquenwesens es durchaus in Abrede stellen wollen. Alle Kennzeichen einer litterarischen Schule sind vorhanden, das gemeinsame Bekenntnis, das gemeinsame Streben, die gemeinsamen Mittelpunkte. Zwar ist eine gewisse Abstufung der Zugehörigkeit vorhanden, und innerhalb der Schule sind einige engere Kreise erkennbar und unterscheidbar, welche wiederum unter sich nicht allenthalben einig, ja manchmal einander feindselig bis zur gerichtlichen Klage sind: aber die Einheit der Schule wird trotzdem nach innen und außen aufrecht erhalten. In einem ganz

losen Zusammenhange mit der Schule steht der schon genannte Ernst von Wildenbruch. Nur in einigen seiner Novellen zeigt er eine gewisse Anlehnung an die ästhetischen Grundsätze „Jungdeutschlands“, im übrigen ist er eine viel zu selbständige und auch viel zu vornehme Natur, als daß er sich in den Bann einer Schule und besonders einer solchen Schule begeben könnte. Auch Dagobert von Gerhard (Gerhard von Amyntor) ist nicht der Schule zuzurechnen, obwohl Bleibtreu ihn zu den Seinen zählt. Gerhard zeigte in seinen ersten Werken eine edle Gesinnung und einen männlichen Ernst. Er kämpfte gegen die Thorheiten der Mode, gegen die Gebrechen unsres Zeitalters, gegen den Betrug der sozialistischen Wühler und gegen gewisse Tagesweisheiten mit schneidigem Worte.

In seinen neuesten Werken hat er eine andre Bahn eingeschlagen und ist den „jungen Deutschen“ so nahe gekommen, daß sie, wenn auch nur mit einem Scheine des Rechts ihn den Ihren nennen konnten. In näherem Zusammenhange mit der Schule stehen Heiberg und Detlev Freiherr von Liliencron. Beide sind durchaus „Realisten“ und betrachten die natürliche Wahrheit als ein Hauptziel dichterischen Darstellens; aber sie halten sich von den Thorheiten und Übertreibungen der Schule mehr oder weniger fern und scheinen auch eine andre Grund- und Lebensanschauung zu haben, als die Menge der Jungen und Jüngsten. In der Schule nun sind unschwer zwei Hauptrichtungen zu erkennen. Die eine umfaßt die älteren und demgemäß etwas ruhigeren Elemente, die andre die jüngeren.

Beide fühlen sich zwar verbunden und verleugnen die Gemeinsamkeit nicht; es ist aber ergötzlich anzuschauen, wie die Jüngsten den Standpunkt der Älteren schon als einen überwundenen betrachten, während diese trotz ihres eigenen jugendlichen Überschwanges jenen gegenüber das Gesicht in ernste Falten legen und den Ton des väterlichen Freundes annehmen. Zu den Älteren gehören Conrad, Kretzer, Friedrichs, Kirchbach, Bleibtreu, die Brüder Hart, Walloth u. a., zu den Jüngeren Henckell, Holz, Arent, Conradi, Gutheil, Fritsche, Hartleben, Hugenberg, Jahn, Jerschke, Bohne u. a. Von allen Genannten ist nur Conrad etwas über 40 Jahr alt, die Älteren sind in den fünfziger, die Jüngeren in den sechziger Jahren geboren, so daß diese noch nicht Anspruch auf die Bezeich-

nung: Männer machen können. Eine ausführliche Besprechung der einzelnen ist unmöglich, nicht einmal eine Aufführung ihrer Werke ist bei der großen Fruchtbarkeit derselben thunlich. Bleibtreu, der im 29. Jahre steht, hat nach dem Kürschnerschen „Litteraturkalender" bereits 20 Werke der verschiedensten Art, Dramen, Novellen, Gedichte, litterarhistorische Untersuchungen veröffentlicht; der 25jährige Conradi ist Schöpfer von 10, der 23jährige Henckell von 7 Werken. Erregt nicht schon dieser Umstand Bewunderung? Der mühsam feilende Schriftsteller, der sich nie genug thut, wird denn auch von dem „genialen" Geschlechte mit stolzer Verachtung über die Achsel angeblickt. Daß bei solcher Dampfmaschinenarbeit manches Halbfertige, Unreife und Schiefe mit unterläuft, ist selbstverständlich, schadet aber auch nichts, wenn nur der Geist bemerkbar ist, wenn nur die geniale Kraft überall an den Muskeln erkennbar ist. Das mag denn wohl als Entschuldigung vor den Schulgenossen gelten und wird vielleicht einst gelten, wenn das kommende Jahrhundert, dem die „Jungdeutschen" als Herolde voraufzugehen meinen, ihre ästhetische Überzeugung zur allgemein geltenden gemacht hat; wir aber, die wir an das Kunstwerk einen strengeren Maßstab anlegen, die wir noch etwas andres in demselben sehen wollen, als die Muskulatur des „Kraftgenies", haben bis dahin noch das Recht, solche Schnellarbeit als das zu bezeichnen, was sie in vielen Fällen ist: Sudelei. — Umfassend konnte die Aufzählung der „Jungdeutschen" nicht sein, schon deshalb nicht, weil in jedem Monate neue Dichter auftauchen, die den kaum erst gewordenen Ruhm der älteren verdunkeln. Tag für Tag fast geht ein neuer „Stern" am litterarischen Himmel auf, der, obwohl er zu den Sternen fünfter oder sechster Größe gehört, dennoch die Sonne zu sein meint und auch einen oder einige findet, die's ihm glauben, weil sie ihn durch das Vergrößerungsglas betrachten oder im höchsten Grade schwachsichtig sind. Wenn man sieht, wie neue Genies Pilzen gleich aus der Erde schießen, während doch das ganze zu Ende gehende Jahrhundert ungeheuer arm an solchen war, da merkt man erst, wie schwer es unter Umständen sein kann, keine Satire zu schreiben.

Ihre litterarischen Sammelpunkte haben die Jungdeutschen in 2 Zeitschriften, der 1885 gegründeten „Gesellschaft" und in dem seit 1832 bestehenden, vielfach umgemodelten „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes". Die „Gesellschaft" wird von Conrad redigiert; Leiter des „Magazins" ist

Bleibtreu, an dessen Stelle eine Zeit lang Friedrichs getreten war; beide Blätter erscheinen im Verlage des k. rumänischen Hofbuchhändlers Wilhelm Friedrich in Leipzig, in dessen Verlage die meisten Werke der neuen Schule erschienen sind und den man wohl mit Recht den Patron „Jungdeutschlands" nennen kann. Freilich manche Erzeugnisse der „jungdeutschen" Muse konnten in Deutschland nicht wohl das Licht der Welt erblicken; das Züricher Verlagsmagazin, das uns mit Bebels und Marx' Schriften beglückt hat, hat uns auch die Bekanntschaft dieser gleichartigen und gleichwertigen Machwerke vermittelt. Von besonderer Wichtigkeit für die Beurteilung der Schule sind die lyrischen Anthologieen und unter diesen wiederum diejenige, die in erster Auflage unter dem Titel: „Moderne Dichtercharaktere", in zweiter unter der Aufschrift: „Jung-Deutschland" erschien. Auch die Vorreden, welche die jüngsten Deutschen nicht sich selbst zu schreiben pflegen, sondern von guten Freunden schreiben lassen, bieten einiges schätzenswerte Material. Die litterarischen Flugschriften aus dem Kreise der Schule versprechen mehr, als sie halten. Bleibtreus „Revolution der Litteratur" ist ein flüchtig geschriebenes Buch. Am besten ist noch der kritische Teil; die Urteile sind zum großen Teile treffend und bezeugen einen guten Geschmack; aber auch dieser Teil leidet an dem Fehler des Ganzen, an einer grenzenlosen Flüchtigkeit, die immer an der Oberfläche haftet und nie in die Tiefe dringt. Viel weniger bietet der positive Teil. Wir erfahren über das, was nun eigentlich die „Revolution" bringen will, wenig, fast gar nichts. Einige verstreute Bemerkungen treffen nur Äußerliches, nicht den Kernpunkt der Sache; es gewinnt fast den Anschein, als solle dieser verhüllt werden. Von einiger Bedeutung sind nur die Ausführungen über die Stellung der Dichtkunst und des Dichters in der Gegenwart; es wird auf dieselben noch zurückzukommen sein. Die Sprache soll originell sein, ist aber abgeschmackt und erinnert an Johannes Scherr, dem allerdings Bleibtreu weder an Gründlichkeit des Wissens noch an geistiger Selbständigkeit nahe kommt. Der Mangel an Durcharbeitung zeigt sich in der Vernachlässigung der Gesetze der Wort- und Satzbildung, die vielleicht manchem „genial", uns aber gerade bei einer litterarischen Flugschrift doppelt tadelnswert erscheint. Die Schrift Fritsches: „Die moderne Lyriker-Revolution", die schon in ihrer Aufschrift zeigt, wie es mit den Sprachkenntnissen und dem Sprachgefühl des 22jährigen

Jünglings steht, ist noch unbedeutender, als das Bleibtreusche Buch. Die hochmütige, übertriebene, abstoßende Sprache vermag nicht über die Unreife des Werkes hinweg zu täuschen. Endlich hat auch Julius Hart in Nr. 1 und 2 vom 7. Jahrgange des „Deutschen Dichterheims" über die „litterarische Bewegung der Gegenwart" geschrieben. Ein dritter Artikel, den der Verfasser in Aussicht stellt, ist bisher nicht gefolgt; die beiden vorliegenden enthalten über das Wesen der neuen Schule so viel wie nichts, nur einige nicht neue und nicht eigenartige Bemerkungen über die Kläglichkeit unsrer litterarischen Zustände und über den „Realismus". Wir sind mithin mehr auf die Werke der Dichter selbst angewiesen, wenn wir die Besonderheiten und das Wesen der Schule kennen lernen wollen.

Betrachten wir zunächst die Stellung der „Jungdeutschen" zu der übrigen Tageslitteratur und zu den litterarischen Strömungen der Vergangenheit. Nach ihrer Meinung bietet die Tageslitteratur ein erbärmliches Bild; nirgends wird etwas Neues und Eigenartiges, nirgends etwas Kraftvolles und Lebendiges geschaffen; die Kritik ist bestechlich und verkäuflich, die Presse versumpft und im Dienste des Mammons. Das Bild ist nicht ganz falsch gemalt, wenn auch die Farben etwas dick aufgetragen sind. Wir leiden thatsächlich daran, daß alles, was unsre schöne Litteratur schafft, für die schwächeren Nerven des Weibes bestimmt zu sein scheint. Viel Süßliches und Schwächliches, das zunächst dem Geschmacke zuwider ist und ihn nach und nach bei öfterem Genusse gründlich verdirbt, wird uns geboten. Wenn aber Bleibtreu in seiner oben angeführten Schrift alle unsre neueren Dichter Afterpoetlein und „Süßholzraspler" und alle lyrischen Erzeugnisse der jüngsten Vergangenheit „matte Limonaden" und ihre Grundstimmung die der „Zucker-Erotik" nennt, so übertreibt er in knabenhafter Weise. Und solche Übertreibung ist um so verhängnisvoller, als sie dem an sich berechtigten Gedanken, der ausgesprochen wird, in den Augen vieler den Schein des Rechtes nimmt. Ferner darf das eine nicht übersehen werden, daß auch jene zarten Gefühle ein Anrecht darauf haben, in der Poesie ihren Ausdruck zu finden, ein viel größeres Anrecht, als die rein tierischen Gefühle der Erotik der „Jungdeutschen". Wir fordern bei gewissen poetischen Erzeugnissen, besonders bei lyrischen, einen zarten Duft, eine Art Blütenstaubes, dessen Mangel zwar den Farben ihren Reiz nicht nimmt, wohl aber

dem Ganzen die eigenartige Schönheit, die auf die innerste Seele wirkt und gleichartige Stimmungen zu erzeugen vermag.

Es ist ferner nicht zu bestreiten, daß unsere Litteratur sich zum großen Teile in ausgefahrenen Gleisen bewegt, daß ein Schriftsteller von ausgesprochener Eigenart etwas Seltenes ist. Es ahmt nicht gerade einer den andern nach, es herrscht auch nicht gerade eine oder die andere Schule, sondern es haben sich besondere Formen gebildet, über welche der Dichter nicht hinausgreift, besondere Kreise, aus denen er nicht zu weichen wagt. Die meisten Tagesschriftsteller sind entsetzlich arm an eigenen Gedanken, ja an eigenen Gefühlen; sie verstehen nur eines gut, die Mache, auf die ja neuerdings vieles, wenn nicht alles ankommt. Wie weit diese geistige Armut, diese Abhängigkeit geht, davon haben wir neulich erst ein herrliches Beispiel gesehen. Ein „renommierter" Schriftsteller, Karl Böttcher, den die Kritik als einen bedeutenden Erzähler pries, hat umfangreiche Stücke einiger seiner Werke wörtlich aus alten Zeitungsfeuilletons oder aus Büchern Daudets, Turgenjews und anderer abgeschrieben. Das angeführte Beispiel ist ein besonders auffälliges und hoffentlich ein seltener oder vereinzelter Fall. Wer aber einigermaßen mit der Tageslitteratur sich beschäftigt, wird die Erfahrung gemacht haben, daß nicht nur in den Äußerlichkeiten der Sprache und des Aufbaues, sondern auch in der Auffassung und dem Geiste der Schriftwerke die Schablone herrscht. Aber auch hier übertreibt die „jungdeutsche" Schule. Ihr ist alles „Cliché" außer den Dichtungen der eigenen Genossen, und sie behandelt als Nachahmung, was doch nicht Nachahmung ist. Gewisse Grundstimmungen werden immer und immer wiederkehren, weil sie eben jedem normalen Menschen eigen sind; gewisse Gefühle werden immer wieder zum Ausdrucke drängen, weil sie allgemein menschlich und übermächtig sind. Wer auf die Darstellung dieser Gefühle verzichtet oder sich von der allgemein menschlichen Grundstimmung freimachen zu können glaubt, der verfällt nur allzuleicht in das Bizarre und Gemachte und erkauft den Ruhm der Originalität um den Preis einfacher Schönheit.

Daß die litterarische Kritik im Argen liegt, läßt sich ebensowenig leugnen. Die Kritiker, die sich ihrer hohen Aufgabe bewußt sind und mit dem erforderlichen Ernste und Fleiße ihrer Aufgabe obliegen, sind selten, ganz selten. Es ist thatsächlich viel gegenseitiges Händewaschen in unserm litterarischen Leben. Das hat

schon darin seinen Grund, daß die meisten Kritiker auch selbst schöpferisch thätig sind und deshalb Rücksichten zu nehmen haben, die sie bestimmen können, in gewissen Fällen die Wahrheit zu verleugnen oder wenigstens zu bemänteln. So lange die Kritik nicht vollkommen unabhängig wird, kann es mit ihr nicht besser werden. Jetzt wird sie voraus bestimmt durch den Namen des Dichters, durch den des Verlegers, durch die Tendenz der Zeitschrift, ja durch die mit dem Buche „zum beliebigen Gebrauche" eingesandten sogenannten „Beurteilungen". Das Urteil ist oft genug gebildet, ehe das Werk gelesen ist. Aber darin liegt wieder die Übertreibung der neuen Schule, daß sie alles in einen Topf wirft und das, was sie bei einigen tadelnswert gefunden, in jugendlichem Übereifer auf alle überträgt. Bleibtreu ruft aus: „Es giebt keine Kritik mehr! Bestochenes Lob, bestochener Tadel. Wer bei jeder Rezension den Grund kennt, mag vor Ekel keine mehr lesen!" Es streift die Grenze des nach den Begriffen sittlichen Anstandes Gestatteten, einen so gemeinen Vorwurf so allgemein auszusprechen. Wir fragen unwillkürlich: Woher hat Bleibtreu die umfassende Kenntnis? Ist er imstande, seine Behauptung von jeder Rezension und jedem Kritiker zu beweisen? Wir kennen eine ganze Anzahl von Kritikern, die über den Vorwurf der Bestechlichkeit hoch erhaben sind und die sich mit gegenseitigem Händewaschen nicht im mindesten abgeben. Mögen sie immerhin Ausnahmen sein; sie sind doch vorhanden und durchbrechen die allgemeine Gültigkeit der Bleibtreuschen Sätze. Und noch eins! Die Herren „Jungdeutschen" machen die Sache nicht um ein Haar besser, sie bilden geradezu eine Ruhmesversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit. Ob nun diese Gesellschaft die Firma: Lindau-Blumenthal oder Bleibtreu-Conrad, beziehentlich: Arent-Henckell trägt, darauf kommt doch nicht das geringste an.

Endlich kann nicht in Abrede gestellt werden, daß eine große Anzahl von Zeitungen das Beiwort: schmutzig in vollem Maße verdient, und daß unter den Schriftstellern viele sind, denen die persönliche Ehre ein leerer Begriff ist. Es ist nicht nötig, Beispiele anzuführen, jeder Tag beinahe bringt eins oder das andre. Ist doch bei vielen Journalisten das Geschäft so zur Hauptsache geworden, daß demselben Ehre und eigene Überzeugung ohne ein Zucken der Wimpern geopfert wird. Reden und Schweigen wird erkauft, Lob und Tadel verschachert. Was wird nicht alles

dem Inserate zu Liebe gethan! Es muß jedem die Überzeugung kommen, daß der feiner oder gröber getriebene Inseratenfang ein Unwesen geworden ist, welches dringend Abhilfe erheischt. Aber es ist wiederum zu weit gegangen, wenn Bleibtreu schreibt: „Mit der Diogeneslaterne muß man suchen, um einen Mann von Ehre unter den Schriftstellern und eine Zeitung von nicht allzu großer Schmutzigkeit zu entdecken." Es bedarf wohl einer „Diogeneslaterne" noch nicht, sondern nur eines offenen, hellen Auges, das nicht durch die schwarze Brille parteiischer Voreingenommenheit schaut.

Manchem Urteile über einzelne Dichter können wir beistimmen. Wenn Freytag und Scheffel episodische Dichter genannt werden, d. h. Dichter, deren Stärke nicht in dem großen Erfassen und Gestalten des Gesamtplanes, sondern in dem liebenswürdigen Ausmalen der Einzelheiten besteht, wenn ferner an Heyse die kühle, hochmütige Art getadelt wird, mit der er seinem Stoffe gegenübersteht, wenn dann über Theodor Storms verschnörkelte Manierirtheit und endlich Spielhagens Tendenzmacherei, die Einförmigkeit und Armut seines Gestaltenkreises, sein handwerksmäßiges Haschen nach Spannungen scharf zu Gericht gesessen wird, so sind diese Urteile, wenn auch nach der Art der Schule übertrieben und in ihrem Ausdrucke oft über Gebühr derb, doch nicht ohne Begründung. Andre Urteile grenzen freilich im Ausdrucke an die Sprache der Gasse, und die soll doch auch in Streitschriften nicht heimisch werden.

Mit besonderem Hasse werden diejenigen Autoren verfolgt, deren Werke sich besonderer Gunst des lesenden und kaufenden Publikums erfreuen. Daß der „Phrasendrescher" Albert Träger zwanzig Auflagen seiner Gedichte erleben durfte, daß Julius Wolff, der „seine Leier ohn' Erbarmen malträtiert wie ein kleiner Bengel sein Glasklavier", der Liebling vieler geworden ist, erregt den Zorn der „Zukunftsdichter" ungemein. Wir sind weit entfernt, zu glauben, daß der Neid die Triebfeder des Hasses und Zornes sei; aber wenn wir auf den Gedanken kämen, wären die „Jungdeutschen" selbst schuld daran. Die ganze Art des Hasses muß den Anschein erwecken. Albert Träger ist ja, wenn auch herzlich unbedeutend, so doch immerhin ein Dichter, dem bisweilen ein Lied artig gelingt, und Julius Wolff ist ein ganz gewandter Erzähler, von dem die jungen Herren manches lernen könnten. Woher also dieser höllische Haß?

Noch ungerechtfertigter ist der Haß gegen Geibel, der, um es gleich vorweg zu sagen, die ganze jugendliche Dichtergenossenschaft

himmelhoch überragt. Man wirft seinen Liedern geleckte Form vor. Ist das denn ein Vorwurf? Wer künstlerisch gestalten will, muß die Form beherrschen und Wert auf die Reinheit derselben legen. Oder will man uns wirklich glauben machen, daß schlechte Verse und elende Reime das Zeichen eines großen Geistes seien, während nur kleine Geister sich mit der Abrundung der Form quälten? Nur dann würde ein wirklicher Vorwurf den Dichter treffen, wenn er den Inhalt auf Kosten der Form vernachlässigte und statt tiefempfundener Gefühle und erhebender Gedanken leeres Reimgeklingel zu Tage förderte. Kann aber jemand mit irgendwelchem Scheine des Rechtes behaupten, daß dies bei Geibel der Fall sei? Hat nicht Geibel seine Erfolge gerade dem zu danken, daß das, was er giebt, tiefempfunden und deshalb wirkungsvoll ist? Kaum ein andrer der neueren Dichter hat so Inhalt und Form in Einklang zu bringen verstanden wie er, kaum ein andrer so einheitlich, so künstlerisch gestaltet wie Geibel. Man nennt seine Lyrik eine „Gouvernantenlyrik“ und spricht von „lichtbrauner, frommer Minne.“ Es stünde schlimm um das deutsche Volk, wenn die Reinheit der Liebesanschauungen nur in Gouvernantenkreisen heimisch wäre, schlimm, wenn die fromme Minne schon als Spottwort dienen sollte. Sind wir denn thatsächlich schon so weit gekommen, daß in Leben und Dichtung nur die Roheit, Sinnlichkeit, nur das rein Tierische herrschen soll? Dann wäre es freilich das Beste auch für die „Jungdeutschen,“ die Leier an den Nagel zu hängen und statt die kostbare Zeit mit Singsang zu vertrödeln, sich in den Lebensgenuß, d. h. in den Schlamm und Schmutz zu stürzen, der noch allein Wahrheit bleibt. Doch gemach, so weit sind wir noch nicht! Auch diese Afterweisheit wird überwunden werden, und Geibels fromme Lieder werden noch lange klingen, wenn schon alle die gereimten oder in antikes Versmaß gebrachten Zoten der neuen Schule auf dem Dünger verblichen sind, in den sie gehören.

Am meisten hingezogen fühlen sich die „Jungdeutschen“ zu den Sturm= und Drangdichtern des vorigen Jahrhunderts, zu L e n z, K l i n g e r und G r a b b e. Es ist hier nicht der Ort, über die litterarische Stellung und Bedeutung dieser Männer eingehender zu sprechen. Daß sie begabt waren und zu großen Hoffnungen Anlaß gaben, kann ebenso wenig in Abrede gestellt werden, wie, daß sie nicht ohne eigne Schuld diese Hoffnungen unerfüllt ließen und zum Teil elendiglich verkamen. Wohin das größte Genie ohne Selbst=

zucht gerät, dafür sind sie warnende Beispiele. Eins aber hatten sie vor ihren Nachfolgern voraus, sie waren naive Naturen, welche von dem Sturme und Drange der Zeit mit fortgerissen wurden und dabei den Boden unter den Füßen verloren. Ihre Nachfolger haben diesen Sturm künstlich gemacht; sie wollen den Boden verlieren und wollen kein andres Schicksal. Sie ahnen ihre Zukunft, aber geben sich keine Mühe, dieselbe anders zu gestalten, wenn sie nur den Ruhm der Genialität retten, der ihnen alles ist. Wie manche Knaben „Robinson" spielen, so spielen diese „Sturm und Drang". Sie blasen so lange um sich, bis sie selbst glauben im Sturme zu wandeln.

In gewissem Sinne und für gewisse Punkte sind den jüngeren auch die älteren „Jungdeutschen" und die Dichter der Revolution vorbildlich. Aber eins zeichnet jene vor ihren Namenserben vorteilhaft aus, sie besaßen zum großen Teil Geschmack und ein gewisses ästhetisches Verständnis, Dinge, die den meisten „Jüngsten" ganz fehlen.

Vor allen Dingen aber sind sie Anhänger und Nachfolger des französischen Naturalismus. Balzac und die Brüder Goncourt, Daudet und Flaubert, ganz besonders Zola sind ihre Propheten; den „Germinal" des letzteren nennt Bleibtreu geradezu: „die Bibel des Realismus."

Man kann mit vollem Rechte von einer Welt- und Lebensanschauung der Schule reden. Denn wenn auch manche Abweichungen bei den einzelnen zu verzeichnen sind, so ist doch die Grundanschauung bei allen die gleiche; der eine spricht sie lauter und offener aus, der andere läßt sie nur durch Verhüllung ahnen; der eine zieht die letzten Konsequenzen, der andere bleibt auf halbem Wege stehen, jedoch so, daß über das Endziel dieses Weges ein Zweifel nicht bestehen kann. Ein philosophisches System haben sie nicht ausgebildet, dazu sind sie zu wenig klar und zu wenig logisch geschult; es ist alles leicht hingeworfen, ohne Begründung und Vertiefung.

Das Christentum ist für sie ein im vollen Sinne des Wortes überwundener Standpunkt. Jahn singt davon, daß die Bibel nur Märchentand sei und jeder sich seinen eigenen Himmel dichte. Neu ist der Gedanke grade nicht. Kirchbach ruft aus: „Tot sind die großen Götter, nur der Weltgeist lebt." Was ist der Weltgeist? Auf diese Frage bleibt uns Kirchbach, bleiben uns alle die Antwort schuldig. Er schleicht, wie ein schemenhaftes Gespenst durch die

Lieder. Wenn man ihn greifen will, ist er unter der Hand in Rauch aufgegangen. Conradi, der gern den Mund recht voll nimmt, spricht von einem „verfaulten Götzengeschlechte", von einer „verfluchten Welt". Zum Retter ist natürlich er berufen; er wird, ein starker Siegfried, den Leib der Sphinx aus den Fugen sprengen. Vielleicht gelingt es ihm auch, als zweitem Ödipus, den Drachen zu erschlagen. „Gott kann mich weder stürzen, noch erheben, nur mein Dämon" ruft Bleibtreu aus. Wer ist nun dieser Dämon? Die Frage harrt der Antwort und wird ihrer harren. Man darf aber nicht zu oft fragen; denn die Herren verlangen, daß man sie versteht. Gutheil spricht offen aus, daß er zwar noch an Gott glaube, aber nicht an den Vater des eingebornen Sohnes, sondern an das Schicksal und an den Geist der Liebe. Christus ist ihm nur Mensch und menschlich seine Macht, er kann nimmermehr aus der Todesnacht reißen. Wer denn? Etwa das Schicksal? Oder jener nebelhafte „Geist der Liebe", von dem wir nichts hören, als daß er ist? Wenn Gutheil seinem Mädchen, das er betend im Dome traf, erzählt, daß die Pfaffen nur bethören, daß Betrug aus dem frommen Angesichte spricht, wer will uns hindern, diese Pfaffen des neuen Menschengeist-Dämon-Schicksalgottes, die uns mit dem Wust einer unverstandenen und unverständlichen Afterweisheit bethören wollen, gleich zu beurteilen? Für Hugenberg sind es nur „finstere Seelen", die sich mit Beten quälen, für Hartleben wäre Gott, wenn er wäre, grausamer, als der verworfenste Menschenbube. Man sieht, alle diese Gedanken sind nicht neu; das ist die alte Weisheit des Marktes, nur in einem neuen Gewande. Das Christentum ist zu hoch, als daß man es gegen solche Angriffe in Schutz nehmen dürfte. Der Fels, auf dem das Kreuz errichtet ist, hat dem Wogenanpralle Jahrhunderte hindurch getrotzt, was will diese seichte Schlammwelle? Aber es giebt doch eine gewisse Grenze, über die hinaus solche Angriffe nicht gehen können, ohne den gerechten Zorn hervorzurufen, den zu unterdrücken Feigheit wäre. Wenn Henckell singt:

Vor keinem Thron, vor keinem Kreuze
Lüft' ich in Demut den Chapeau,
Ich zieh' mein Taschentuch und schneuze
Und räusp're mich unisono,

nun, so ist das einfach bengelhaft, und der Sänger verdiente diejenige Belohnung, die man Gassenbuben, wenn sie vor einem Kreuze

sich so betragen, zu teil werden läßt. Noch andres entzieht sich der Wiedergabe. Wenn das Abendmahl mit einem Zechgelage verglichen wird, wenn in himmlischen Visionen die Heilsthatsachen und der Heilsplan in der frechsten Weise als ein Geschäft verspottet wird, nun so hört die Aufgabe einer litterarischen Streitschrift auf, und es beginnt das Amt des Staatsanwaltes. Das christliche Volk darf sich sein Heiligstes von frechen Buben, denen der Flaum kaum sprießt, nicht lästern lassen.

Die nächste Folge der Gottentfremdung ist hier, wie überall, die Verzweiflung und der Weltschmerz. So tönen denn auch bei den „Jungdeutschen" die alten pessimistischen Klänge wieder. Die Sehnsucht nach dem traumlosen Nichts, die Seufzer des Lebens nach dem Tode werden laut. Wozu? fragt Heinrich Hart und findet keine Antwort. Nur der Gedanke, daß er des Todes noch nicht wert sei, hält ihn zurück, sich dem Nichtsein in die Arme zu werfen. Aber der Weltschmerz ist den „Jungdeutschen" nicht Lebensanschauung, er ist nur eine Durchgangs- und Läuterungsstufe, ein Purgatorio, wie Conradi sagt. Ob er so recht ernst, besonders bei letzterem, gemeint sei, werden wir füglich bezweifeln können, wenn wir hören, daß der Haß der Welt und das Gefühl des Weltschmerzes sich nach dem Zechen und der Lust einzustellen pflegt.

Die eigentliche Religion der neuen Schule ist ein verworrener Pantheismus, der ebenso unklar in seinem Ausdrucke wie in der Empfindung ist. Heinrich Hart verehrt die Urmutter Erde, die Seele der Menschheit und sein eigenes Ich als Gott. Diese „Trinität" kehrt bei den andern wieder. So betet Kirchbach zu der „gewaltigen Veste des Alls", freilich kann er nicht verschweigen, daß die Natur uns zuletzt frißt und totdrückt. Henckell geht einen Schritt weiter, indem er sagt: „Wir sind das All, wir sind die Herrlichkeit!" Infolgedessen ist natürlich alles rein Menschliche gut. „Überall ist die Tugend," singt Hugenberg, „wo Liebe die Busen schwellt. Die Götter sind im Innern des Menschen." Und Julius Hart stellt All, Menschheit und Gottheit gleich.

Sie fühlen sich als Propheten, als Erlöser. Der eben genannte Julius Hart verleiht der Prometheussehnsucht Ausdruck; er will erlösen und sehnt sich nach Flügeln, um sich emporzuschwingen zu der großen Erlöserthat. Gradnauer ruft geradezu aus: „Ich bin auserkoren, wie Moses und Christus, ich komme zu erlösen!" Er sieht im Geiste schon die Menschheit niedersinken in den Staub

vor ihm, dem Messias. Arno Holz scheut sich nicht, sich den „Nazarener", „der Gottheit eingebornen Sohn" zu nennen.

Mit dem Pantheismus uns auseinander zu setzen, ist hier nicht der Ort. Er war im Grunde genommen bereits überwunden; die Galvanisierung, die er durch die jungen Stürmer und Dränglinge erfährt, wird ihm auch nur zu einem Scheindasein verhelfen. Die Menschheit bedarf eines Gottes, der helfen kann; sie hat der Erlösung bangend geharrt, und die einzelne Seele harrt noch heute ihrer Erlösung oder vielmehr der inneren Gewißheit derselben. Die Schöpferin Gottnatur ist erbärmlich schwach, sie ist ihren eigenen Gesetzen unterworfen, die sie nicht durchbrechen kann; so muß denn ein andrer Erlöser kommen. Die Dichtkunst soll die Erlöserin sein. Henckell nennt sich und seine Dichtgenossen die „schildleuchtenden Helden", die mit des Liedes befreiender That die Menschheit aus den Ketten der Selbstsucht erlösen; Bleibtreu meint, daß religiös-prophetisch nur die Dichterthat sei.

Derselbe Dichter spricht offen aus, daß eine originale Dichterthat bedeutender sei, als alle realen Vorgänge, daß ein armer Künstler mehr wert sei, als alle Eroberer zusammen. Ihm ist die Zeit des neuen Reichs eine Zeit der „Décadence", weil die Dichter nicht jene Würdigung finden, auf die sie nach seiner Meinung Anspruch machen können. Er verlangt Achtung vor der „Priesterschaft der Neuzeit", wie er die Dichter nennt, Dankbarkeit für die Märtyrer und Helden, die das Reich gemacht haben. Denn nicht die *Schulmeister*, nicht die *Schützen* und die *Sangesbrüder* sind die eigentlichen Schöpfer des Reiches, sondern die Dichter. Fürwahr ergötzliche Gedanken! Da verlangen die jugendlichen Weltverbesserer Achtung und Anerkennung, weil die alten Dichter und Sänger, die sie schmähen und verachten, den Reichsgedanken im Volke lebendig erhalten haben. Ja, Hut ab vor den Männern, die in trüber Zeit, in den Jahren unklaren Ringens und unruhigen Werdens Propheten ihres Volkes gewesen sind, lehrend aus ihres Volkes Geschichte, deutend auf des Volkes Bestimmung, hinweisend auf seine Zukunft! War denn nicht gerade Geibel, der vielgeschmähte lichtbraune Sänger, in diesem Sinne, wenn auch nicht ein Gründer, so doch ein Prophet des deutschen Reiches? Gerade jene Männer, deren unbestrittener Ruhm es bleiben wird, die Sehnsucht nach dem Reiche lebendig erhalten zu haben, waren verständig und bescheiden genug, auf den Ruhm der Gründung des Reiches zu verzichten.

Sie schauten ehrfurchtsvoll und begeistert zu den Männern empor, denen Gottes Gnade es vergönnte, des Reiches Gründer zu sein. Zusammengesungen worden ist das Reich nicht, es ist zusammengekittet durch Blut. Und nun sollen wir, sollen die Staatsmänner den Jünglingen Achtung entgegen bringen, die doch wahrhaftig zur Gründung und zur Befestigung des Reiches nichts gethan haben?

Die einseitige Überschätzung der Dichtkunst bestimmt auch die Auffassung der Geschichte. Nach Bleibtreu bestimmen Poesie und Philosophie den Gang derselben. Welche Verkennung der Thatsachen, welche Verwechslung von Ursache und Wirkung! Der Gang der Weltgeschichte ward von jeher durch große Thaten, durch mächtige Persönlichkeiten bestimmt, und wird auch ferner nicht durch Dichter und Denker bestimmt werden. Wenn eben jener Bleibtreu zu schreiben wagt, daß die Ideologie, der Schiller, den die Freiwilligen im Tornister trugen, im Jahre 1813 Napoleon besiegt habe und nicht die erbärmlichen Fürsten und die hündischen Nationen, so ist das ein Faustschlag in das Antlitz der Geschichte und eine erbärmliche Lästerung jener Fürsten, und unter ihnen jenes Preußenkönigs, der sein Volk zu sich rief und ihm voranging in den blutigen Kampf, eine schmähliche Lästerung jener Nationen, die ihr Blut willig dahingegeben auf den Planen von Leipzig und Waterloo. Gewiß hat Schiller mächtig gewirkt auf einzelne Geister, der Idealismus seiner Werke hat die Seelen in trüber und trübster Zeit aufrecht erhalten. Aber das Volk im großen und ganzen kannte Schiller nicht; ganz andre Gefühle schwellten die Brust der Männer, die Weib und Kind verließen; ganz andre Gedanken drückten ihnen das Schwert in die Hand und fachten den Mut an zur Flamme der Begeisterung. Wenn irgend ein Buch im Tornister zum Siege beigetragen, so war es nicht Schiller, sondern das kleine schwarze Büchlein, welches viele mit hinaus nehmen, damit sie eine Quelle lebendigen Trostes und freudigen Todesmutes an ihm hätten.

Ebenso ungerechtfertigt, wie die Behauptung ist, daß der Gang der Weltgeschichte durch Poesie und Philosophie bestimmt werde, ist die andere, damit zusammenhängende, daß poesieverlassene Zeiten zum Untergange führen. Wohl sind im allgemeinen Zeiten des Niederganges der Poesie nicht günstig; aber nicht alle Zeiten, die der Poesie ungünstig sind, sind aus diesem Gruude Zeiten des Niederganges. Zeiten, in denen gewaltige politische und soziale

Fragen ihrer Lösung harren, welche jedes einzelne Herz mächtig bewegen und das Interesse der Gesamtheit in Anspruch nehmen, werden der Poesie nicht günstig sein. Eine solche Zeit ist die unsre.

Die Aufgaben, welche diese unsre Zeit zu lösen hat, liegen auf einem ganz andren Gebiete, als dem der Poesie, und jeder Einzelne ist so mit diesen Aufgaben innerlich verbunden, daß er zum großen Teile ganz in ihnen aufgeht. Bis diese Aufgaben gelöst sind, wird die Dichtkunst die untergeordnete Stelle einnehmen, die sie jetzt im Vergleich mit anderen Zeiten thatsächlich einnimmt. Vielleicht wird, wenn das unklare Gären überwunden ist, wenn die Fragen alle gelöst sind, wenn wieder Ruhe gekommen ist in das mächtig erregte, wogende und brandende Getriebe, eine neue Zeit des Glanzes und der Blüte der Dichtkunst heraufgeführt werden. Aber sie mit Gewalt heraufführen wollen durch hohle Deklamationen oder lächerliche Schmähungen des Zeitgeistes, ist knabenhaft und dumm. Das preußische Beamtentum, welches Bleibtreu, ohne eine Ahnung von seinem Werte und seiner Bedeutung zu haben, als „Mandarinentum" verspottet, wird mehr zur Heraufführung dieser Zeit beitragen, als das gesamte „junge Deutschland" mit seinem knabenhaften Ungestüme, mit seinem krankhaften Hochmute, mit seinem undeutschen Wesen.

Daß die Jungdeutschen mit der äußeren Stellung des Dichters und der Bezahlung seiner Werke nicht einverstanden sind, ist nach dem Gesagten klar. So hören wir denn das alte Lied von den „Bettelhonoraren", die gezahlt werden, und wir sehen, wie man sehnsüchtig hinüber schaut nach den Ländern, wo das Dichten mehr einbringt. Man hat so oft über die Erbärmlichkeit des in Deutschland gezahlten Honorars klagen hören, daß man diese Klage auch ohne weitere Prüfung für berechtigt hält. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß sie eine gewisse Berechtigung hat. Das hängt nun aber damit zusammen, daß die geistige Arbeit überhaupt in Deutschland einen niedrigen Tauschwert hat, und dieser niedrige Tauschwert hat wiederum, volkswirtschaftlich betrachtet, in dem massenhaften Angebote seinen Grund. Im Durchschnitt wird die gute geistige Arbeit eines Schriftstellers nicht schlechter bezahlt, als die Arbeit eines Richters oder Lehrers. Eine Erhöhung des Honorars würde die unausbleibliche Folge nach sich ziehen, daß eine große Menge Unberufener durch Aussicht auf Gewinn die Feder in die Hand nehmen würde, während jetzt die thatsächliche

oder vermeintliche Niedrigkeit des Honorars immer noch das Anschwellen der litterarischen Hochflut in etwas hemmt. Man spricht davon, daß bei den jetzigen Verhältnissen viel große Geister durch die Not des Lebens von ihrer eigentlichen Bahn gedrängt werden oder wohl gar in dieser Not geistig oder physisch zu Grunde gehen. Daß dies möglich ist, soll nicht geleugnet werden; aber es bleibt auch für unsre Zeit wahr, daß das wahre Genie sich Bahn bricht durch alle Hindernisse des Lebens und durch die eisernen Ketten der Not. Auch daran darf und muß erinnert werden, daß oft gerade die Not die Mutter der Künste ist, und daß mancher nur durch die Not zu weiterer Arbeit und zu ernstem Vorwärtsstreben bestimmt wird. Das klingt alles ungeheuer philisterhaft; aber wenn die Honorarfrage einmal berührt wird, so kann man sie nicht erörtern, ohne praktische Gesichtspunkte geltend zu machen. Zweierlei ist richtig und muß den „Jungdeutschen" zugegeben werden, einmal daß ein deutscher Dichter selten klingende Schätze sammeln kann und dann, daß oft minderwertige Erzeugnisse besser bezahlt werden, als solche von hohem, bleibendem Werthe.[1]) Aber weder das eine, noch das andre läßt sich ohne weiteres ändern. Sobald die Dichtung sich bezahlen läßt, wird sie Marktware. Der Preis bestimmt sich dann nicht nach dem inneren Werte allein, sondern nach dem Verhältnisse des Angebots zur Nachfrage und nach dem wechselnden Zeitwerte. Das ist aber nicht nur in Deutschland und nicht nur jetzt der Fall, sondern allerorten und zu allen Zeiten, und wird wohl auch so bleiben, so lange die Welt steht. Normal und vollkommen sind diese Zustände nicht, aber sie haben dies mit allen menschlichen Zuständen gemein, und hohle Deklamationen helfen nichts.

Bleibtreu bringt einige praktische Vorschläge, die freilich so allgemein gehalten sind, daß sie auch nur ganz allgemein besprochen werden können. Vom Schillerpreise und der Schillerstiftung will er nichts wissen; jener befördert seiner Meinung nach die ohnehin blühende „Theaterschmiererei", diese betrachtet er als Pflanzschule des litterarischen Cliquenwesens. Er hat in beiden Fällen nicht ganz unrecht. Der Schillerpreis ist nicht eine Anregung für solche, die sich emporringen wollen, sondern nur eine Anerkennung für die, welche schon emporgekommen sind. Und was

---

[1]) „Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet," Goethe. D. Red.

die Schillerstiftung anlangt, so sind die Klagen über die Verteilung der Unterstützungen allgemein. Freilich würde auch ein Engel vom Himmel die Klagen nicht verstummen machen. Bleibtreu verlangt nun, daß man nur wirklich bedeutende Schriftsteller in die Lage setzen möge, sorgenfrei zu schaffen, und daß man jüngeren, vielversprechenden Talenten Reiseunterstützungen verwillige. Da drängt sich denn nun zuerst die Frage auf: Wer soll dieser unbestimmte „man“ sein? Etwa der Staat? Was würde wohl die Volksvertretung sagen, wenn sie jährlich so und so viel Tausende verwilligen sollte, damit „bedeutende Talente“ „sorgenfrei schaffen“ könnten? Selbst die gewagteste Staatsphilosophie kann eine solche Verpflichtung des Staates nicht herausklügeln. Aber setzen wir den Fall, es würde ein solcher „man“ gefunden, wie sollte dann die Entscheidung getroffen werden, wer wirklich „bedeutend“ und demgemäß der Unterstützung würdig sei und wer nicht? Von den Dichtern würde jeder in erster Linie sich selbst für den Würdigsten halten, und das Ende würde sein, daß es wieder heißen würde: Nur die Mittelmäßigkeit wird unterstützt, das wahre Genie geht zu Grunde. Dieser Tadel würde nur dann verstummen, wenn man jedem zu einem sorgenfreien Leben verhelfen könnte, der sich „Dichter“ oder „Schriftsteller“ nennt. Solchem Gedanken aber weiter zu folgen, sträubt sich die Phantasie.

Es wird endlich einmal Zeit, daß der deutsche Dichter aufhört, über „Bettelhonorar“ und „mangelnde Unterstützung“ zu jammern; er erniedrigt sich dadurch selbst. Wer lediglich durch die Aussicht auf Honorar die Feder in die Hand nimmt, der thäte besser, sie liegen zu lassen. Ernstem Streben aber und tüchtiger Arbeit wird auch der äußere Erfolg nicht fehlen. — Das ist den „Jungdeutschen“ zuzugeben, daß durch unsre Zeit ein materieller Zug geht. Wenn sie aber mit ihrem krankhaften Scheinidealismus, dessen Grundlage der Realismus und Naturalismus eingestandenermaßen ist, diesem Materialismus ein Ende machen wollen, so heißt das nichts anders, als den Teufel durch Beelzebub austreiben. Der Materialismus wird erfolgreich nur von dem Standpunkte des wahren Idealismus aus bekämpft werden können; die Quelle aber des wahren Idealismus ist das lebendige Christentum.

Mit der oben dargelegten Überschätzung der Poesie geht nun eine krankhafte persönliche Eitelkeit Hand in Hand. Es war bisher auch bei den Dichtern Sitte, daß man die „Beurteilung“ seiner

eigenen Leistungen anderen überließ. Die „Jungdeutschen" weisen sich und ihren Werken selbst die ihnen gebührende Stellung in der Litteraturgeschichte an. Das Eigenlob, welches die Einzelnen sich selbst und der Schule spenden, hat dieselbe unangenehme Eigenschaft, die das Sprichwort dem Eigenlob im allgemeinen zuschreibt. Wenn sich die jungen Männer die ersten Geister der Zeit nennen, wenn sie offen aussprechen, daß der Kleinste von ihnen größer sei, als die Größten der sogenannten Tagesgrößen, vermutet man unwillkürlich die Anfänge des Größenwahns. Der eine nennt den andern „Messias" und „Reformator", schreibt ihm lobhudelnde Vorreden, die aus lauter Ausrufesätzen bestehen; der andre vergilt Gleiches mit Gleichem; fürwahr ein ergötzlicher Anblick! Mit 25 Jahren glauben einige schon ihre „Selbstbiographie" schreiben zu müssen, damit der Nachwelt und Mitwelt die Kenntnis dieses Lebensganges nicht etwa verloren gehe; andre geben schon die Erfahrungen ihres Lebens heraus, wenn sie kaum mit Bewußtsein zu leben begonnen haben!

Die ästhetischen Anschauungen der Schule sind zum Teil unmittelbare Folgen der Lebensanschauung der Einzelnen, zum Teil schon oben angedeutet. Das erste Erfordernis des Dichters ist Originalität seines Wesens und seiner Schöpfungen. Nur was neu und eigenartig in Form und Anschauung, in Sprache und Gehalt ist, ist bedeutend. Die Forderung der Originalität ist ohne weiteres anzuerkennen; der Haß gegen die Nachahmerarbeit, die sich überall breit macht, kann nachgefühlt werden. Nun aber verfallen die „Jungdeutschen" in einen doppelten Fehler. Einmal glauben sie, daß nun auch alles Neue und Originale an sich schon bedeutend sei, und dann suchen sie, was ihnen an natürlicher Originalität abgeht, künstlich zu erzeugen. Sie entwickeln einige verworrene, ihnen selbst unverständliche Gedanken, bringen ein paar überkühne, schauderhafte Bilder, reden eine Sprache voll Wustes und Bombastes — und glauben „originell" zu sein. Schlichtheit der Gedanken und Einfachheit der Sprache gilt ihnen gleichbedeutend mit Originalitätsmangel. Das ewige Leiern nach bekannten Weisen wirkt ermüdend und erschlaffend, das Wiederkäuen von stereotyp gewordenen Phrasen und Wendungen ist entsetzlich; aber entsetzlicher und widerlicher noch, ja das Widerlichste überhaupt ist die gesuchte und gemachte Originalität. Sie wirkt nicht nur abstoßend an sich, sondern ekelerregend durch ihre Absichtlichkeit und

Unwahrheit. Daß gewisse Grundanschauungen und Stimmungen wiederkehren müssen, ist bereits oben nachgewiesen worden, und dafür liefern auch die Dichtungen der „Jungdeutschen" den Beweis. Trotz der Originalitätshascherei, mit welcher sie prunken, kehren in den Naturbildern, in den reinen Stimmungsliedern, ganz besonders aber in den Schmerzgedichten bekannte Klänge wieder. Manches grenzt an den Begriff der Nachahmung oder, damit wir uns ihres Ausdrucks bedienen, des Clichés. Das liebliche Gedicht Karl Geroks: Herbstgefühl wird beispielsweise von Arent, was Strophenzahl, Strophenbau und Reim anlangt, direkt nachgebildet, nur mit dem Unterschiede, daß, während dem ursprünglichen Dichter auch Vergehn und Sterben süß zu sein deucht, dem Nachahmer beim Anblick des herbstlichen Welkens „süßes Nichtsbewußtsein" in den Sinn schleicht.

Als zweites Erfordernis eines Kunstwerkes bezeichnet die jungdeutsche Ästhetik Wahrheit und Gegenständlichkeit. Der letztere Ausdruck ist einer von den beliebten, bei denen man sich alles oder nichts denken kann. Man unterscheidet bei einem Kunstwerke eine doppelte Wahrheit, die äußere, reale, und die innere, poetische Wahrheit. Während der Idealismus die Welt darstellt, wie sie sein sollte, stellt sie der Realismus dar, wie sie ist. Beide haben ihre Berechtigung; der große Dichter wird nie einseitig der einen oder der andern Anschauung huldigen; er ist Realidealist, indem er die Darstellung des Lebens, wie es ist, auf eine höhere Stufe hebt und sie dadurch zu einer allgemein gültigen macht. Die Dichtung, welche das gewöhnliche Leben darstellt, ohne eine Erhebung zum Allgemeinen, ohne eine ideale Durchdringung, hat nicht den Wert eines Kunstwerkes, sondern einer Momentphotographie. Wir können die Deutlichkeit der Nachahmung bewundern, wir können die sorgfältige Beobachtungsgabe und das Nachbildungstalent des Dichters anerkennen, als Kunstwerk dürfen wir es ebenso wenig betrachten, wie wir irgend einem Lichtbilde den Wert einer Kunstschöpfung beimessen können. Die Darstellung der Wahrheit hat eine Grenze. Das Häßliche hat nur dann in der Kunst ein Recht, wenn es die Folie, den Hintergrund bildet, von dem das Schöne sich um so wirkungsvoller abhebt; nie und nimmer darf es Selbstzweck einer künstlerischen Darstellung sein. Diese im Begriffe des Kunstschönen liegende Beschränkung nimmt die „jungdeutsche" Schule nicht an; im Gegenteil, sie gefällt sich in der

Darstellung des Niedrigen, Gemeinen und Schmutzigen derart, daß es den Anschein gewinnt, als hielte sie allein den Schmutz und die Gemeinheit für Wahrheit. Wenn Conradi in seinen hingesudelten Novellen, die unter dem Titel „Brutalitäten" in brennend rotem Einbande im Züricher „Verlagsmagazin" erschienen sind, schildert, wie ein Vater sein todkrankes, sterbendes Kind beim Skatspiele vergißt, wie ein Sohn am Sterbebette der Mutter den gemeinsten Verführungskünsten einer Dirne erliegt, so sind das Bilder, die nicht einmal in den hintersten Winkel einer sensationshungrigen Schmutzzeitung gehören, geschweige denn in eine Novellensammlung, die gewissermaßen als Trompetenstoß das Morgenrot einer neuen Zeit verkünden soll. Die innere oder poetische Wahrheit eines Kunstwerkes besteht in der folgerichtigen Entwicklung der Charaktere, in der Übereinstimmung der einzelnen Handlungen mit denselben, in dem sachgemäßen Fortschreiten der Handlung. Nach solcher inneren Wahrheit strebt jeder Dichter, der Idealist sowohl wie der Realist. Gerade den „Jungdeutschen", insbesondere dem großen Vertreter des sozialen Romans, Kretzer, gelingt dies bei ihnen vorauszusetzende Streben so schlecht, daß man beinahe versucht ist, anzunehmen, daß sie auf die innere Wahrheit durchaus kein Gewicht legen. Alles ist gesucht, die Entwicklung sprunghaft, oft zerrissen, die Charaktere verzeichnet und voll innerer Widersprüche, die Handlungen zusammenhanglos und ohne innere Notwendigkeit neben einander gestellt. Das soll auf den urteilslosen Leser den Eindruck der Originalität und Genialität machen, ist aber thatsächlich nichts als künstlerische Unfähigkeit oder bewußte Vernachlässigung der Wahrheit, welche die Herren mit besondrer Betonung als ihr „Kunstprinzip" hinstellen wollen.

Die Wahrheit und Gegenständlichkeit des Kunstwerkes soll sich nun nach Bleibtreu auch in der historisch und geographisch treuen Schilderung der Nebendinge und der Handlung selbst äußern. Diese Forderung ist nicht neu, ihre Berechtigung kann nicht bestritten werden. Nur ist auch hier wieder eine Grenze zu beobachten; wenn die historische und geographische Treue mit solcher Absichtlichkeit betont wird, daß sie die Hauptsache zu sein scheint, beeinträchtigt sie die Wirkung des Ganzen. Bleibtreu geht noch einen Schritt weiter, indem er für die Novelle und den Roman aus der Gegenwart eine bestimmte Lokalfarbe verlangt. Auch hiergegen läßt sich nichts sagen; es gehört zu jeder Erzählung, wenn sie nicht

schattenhaft und unbestimmt sein soll, ein örtlicher Hintergrund, der mit möglichster Treue ausgemalt werden und dem auch die ganze Entwicklung in gewissem Sinne entsprechen muß. Aber das Zuviel schadet auch hier. Wenn das Örtliche vorwiegt, daß seine Darstellung Selbstzweck zu sein scheint, dann verliert sich leicht das Interesse an der Entwicklung des Ganzen, und die Wirkung des Kunstwerkes, die doch eine allgemeine sein soll, kann leicht auf einzelne Kreise beschränkt werden.

Als die einzige den wahren Dichter machende Eigenschaft gilt der „jungdeutschen" Schule die Leidenschaft und die Phantasie. Es ist wahr, daß ohne Phantasie ein Dichter undenkbar ist; es ist aber nicht minder wahr, daß die ungezügelte Phantasie unfähig ist, ein Kunstwerk zu schaffen. Die Formgebung und letzte Vollendung wird immer Sache des ordnenden und fügenden Verstandes sein, ebenso wie die Erfassung und Ausgestaltung der Idee Sache der schaffenden Phantasie ist. Die einseitige Bevorzugung der Phantasie ist nichts Neues; es ist ein alter Irrtum gewisser Genialitätshascher, daß sie der Thätigkeit des Verstandes entbehren zu können meinen. Wir meinen, ein Blick in die Geschichte unsrer Litteratur müsse genügend vor einer Wiederholung des Irrtums warnen; sie hat der Beispiele genug, an denen man lernen kann, wohin eine ungezügelte Phantasie führt. Wir fühlen wohl, daß in den Werken eines Klinger, Lenz und Grabbe ein Reichtum von Phantasie und eine Fülle einzelner poetischer Schönheiten vorhanden ist; aber sie sind keine Kunstwerke, sie lassen nicht die reine, schöne Befriedigung zurück, die eines echten Kunstwerks Wirkung sein soll. Die Leidenschaft ist eines wahren Dichters unwürdig. Sie ist ein krankhafter Zustand des Willens, der den Verstand seiner Schärfe und das Gefühl seiner Reinheit beraubt. Wie kann der Dichter seinen hohen Beruf erfüllen, wenn er nicht Herr seiner selbst ist, sondern fortgerissen wird von einer mehr oder weniger unbewußten Regung? Die glühende Begeisterung für das Hohe und Edle und der damit untrennbar verbundene Haß gegen das Niedre und Gemeine müssen die Seelenregungen des Dichters sein. Solcher Standpunkt erscheint freilich den jungen Neuerern veraltet; ihnen kommt's nur darauf an, daß man die Kraft der Phantasie und die Muskulatur des Geistes in ihren Werken merkt. Die Folge davon ist jenes Kraftprotzentum, das um so widerlicher wirkt, als man bei genauerem Hinsehen merkt, daß alles nur Schein

ist, daß die Centnergewichte, mit denen man um sich wirft, aus Papiermasse sind. Der horazische Spruch: vis consilii expers mole ruit sua gilt auch von dieser Kraftdichtung.

In nahem Zusammenhange mit dem besprochenen Irrtume steht der andre, daß man meint, der Dichter stehe über den Gesetzen der allgemeinen Sittenlehre, oder, wie jene sich ausdrücken, der conventionellen Moral, und man dürfe bei Beurteilung seiner Werke ganz und gar sich nicht beeinflussen lassen durch die Persönlichkeit und die menschlichen Eigenschaften des Dichters. Neu ist auch dieser Irrtum nicht; im Gegenteil, er gehört zu denen, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehren. Wenn der Dichter auf ein andres Sittengesetz Anspruch macht, als die übrige Menge, so müßte dies Sittengesetz strenger und nicht milder sein. So ziemt es denen, die der Menschheit Propheten sein wollen. Das Laster wird dadurch nicht im mindesten liebenswürdiger, sondern noch abscheulicher, wenn es das Gesamtbild eines großen Geistes entstellt. Eidbruch bleibt Eidbruch, und Treulosigkeit bleibt Treulosigkeit, auch wenn sie in eines großen Dichters Entwicklung manchem erklärlich oder notwendig erscheinen. Machen wir uns doch endlich frei von jener unwürdigen und unmännlichen Verehrung der Sünden unsrer großen Geister! Solche Verehrung, solche zarte Bemäntelung, solche falsche Benennung der Sünde stumpft das sittliche Gefühl im allgemeinen ab. Wir sollen uns allerdings nicht durch gewisse Schwächen der menschlichen Persönlichkeit des Dichters unser Urteil über seine Werke trüben lassen, — in diesen Werken steckt wohl ein Teil der Eigenart des Mannes, aber auch ein Teil des göttlichen Geistes, der dieses Gefäß sich erwählt, — aber wir sollen auch umgekehrt uns durch die Größe und Bedeutung der Werke nicht zu einer falschen Beurteilung der Person hinreißen lassen. Dem Normalmenschen wird es schwer fallen, von der Persönlichkeit des Dichters bei der Beurteilung seiner Werke ganz abzusehen. Es ist dies rein menschlich, nicht, wie Bleibtreu sagt, weibisch und knabenhaft. Wenn Bleibtreu fragt: „Wären wir minder verpflichtet, Shakespeare zu bewundern, wenn er der größte Schurke gewesen wäre?" so antworten wir einfach: Bewundern können wir seine Werke trotzdem; ihn selbst werden wir nicht bewundern; von einer Verpflichtung zur Bewunderung kann nicht die Rede sein. Wenn er ferner sagt, daß er von ernstzunehmenden Männern betreffs eines von ihm gefeierten sozialen

Romanschreibers (Kretzer?) gehört habe: „Der Mensch ist mir so unsympathisch, daß ich seine Bücher darum nicht lese", so halten wir diese Worte nicht nur für berechtigt, sondern wir betrachten sie als Zeichen eines Gefühles, dessen möglichst weite Verbreitung wir von Herzen wünschten. Die Herren „Jungdeutschen" haben es ja vollkommen in der Hand, ihr Leben so zu gestalten, daß eine solche Voreingenommenheit nicht eintreten kann. Wenn endlich Bleibtreu sagt: „Wenn Jesus Christus mir schlechte Verse vorlegte, ich würde ihn erbarmungslos vermöbeln", so ist dies Blasphemie. Der Gedanke aber, den das häßliche Beispiel erläutern soll, ist uralt und selbstverständlich. Die Kritik soll sich nicht in erster Linie an den Menschen, sondern an das Werk halten.

Als erste und wichtigste Aufgabe der Poesie wird die Behandlung der Zeitfragen hingestellt. Nun ist aber unsre Zeit eine Zeit unruhigen Wogens und Ringens; die gewaltigen, sozialen Kämpfe, die sie durchkämpfen muß, um zum Frieden zu gelangen, und an denen jeder mehr oder weniger teilnimmt, lassen jene vorurteilslose Ruhe nicht aufkommen, welche die Voraussetzung dichterischer Anschauung ist. Es kann in unsern Tagen eine große soziale Dichtung nicht entstehen, weil der Dichter, der selbst mitten im Kampfe steht, sich nicht über das Getriebe hinweg zu erheben vermag; große Zeitdichtungen wollen aber von einer höheren Warte aus geschaffen werden. Mit Recht also pflegen sich in solchen Zeiten die Dichter in die Vergangenheit zurückzuziehen, um an einem dieser entnommenen Bilde der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten und dadurch die wirren Tageskämpfe gewissermaßen typisch zu machen, in das Allgemeine zu erheben. Die „Jungdeutschen" verlangen nun aber, daß der Dichter hinabsteige in die Kämpfe der Zeit und Partei ergreife in denselben. Die Folge kann nur Tendenzdichtung sein, und ist es auch thatsächlich nur. Die meisten Jünger der neuen Schule sind Vorkämpfer des vierten Standes, Bannerträger der sozialen Revolution. Holz scheut sich nicht von einem „roten Banner" zu sprechen, das er enthüllen wolle; er schildert mit glühenden Farben das Los der Armut, die ihre Groschen zählt, und bedauert das „Volk der Domestiken", denen das Recht ins Antlitz speit. Es ist, als hörte man eine versifizierte sozialistische Brandrede, ebenso hohl und gespreizt, ebenso leidenschaftlich und unwahr. Noch offener spricht Jerschke. Er nennt das Geld die „Weisheit der Welt", beschuldigt

die Reichen, daß sie mit den Armen Spott treiben, erzählt, wie die Hungernden an Schwarzbrodrinden kauen und wie von einer Mark oft 7 Menschen leben und doch „dem Kaiser ihren Groschen geben". Im Geiste sieht er schon die Barrikaden errichtet und die raufenden Massen, die sich erzwingen wollen, was ihnen versagt war. Es ist alles Phrase, leere Phrase. Von einer wirklichen Kenntnis des Lebens und der Armut ist keine Spur vorhanden. Wo kann denn der jugendliche Dichter uns eine Familie aufweisen, in der 7 Personen von einer Mark leben und doch Steuern zahlen müssen? Aber die „sozialen" Dichter halten's mit der Wahrheit gerade so wie die sozialistischen Brandredner. Wenn nur die Leidenschaften erregt werden: auf Übertreibung und Unwahrheit kommt es nicht an. Auch Heinrich Hart, der doch zu den besonneneren Anhängern der Schule zählt, vergleicht Freiheit und Recht mit zwei dahin irrenden, verhöhnten Bettlern. Wenn das Ganze nicht eine inhaltlose, schlecht überlegte Phrase ist, so liegt in dem Worte eine Beschimpfung unsrer Rechts- und Volkszustände, gegen die wir uns mit aller Energie wenden müssen. Glauben denn die Herren im Ernste, daß in Deutschland das Recht gebeugt werde und daß dem Volke und dem einzelnen die Freiheit vorenthalten werde, auf die sie vernünftiger Weise Anspruch machen können? Oder glauben sie vielleicht, mit diesen hohlen Tiraden etwas Volkserlösendes zu sagen? Konkreter noch als Heinrich Hart sprechen sich Hartleben und ganz besonders Henckell aus. Ersterer singt von dem „Maulkorb", den der Staat seinen Bürgern umhänge, von der Feigheit, welche die Zeit beherrsche, von dem Hilferufe der Not, den man nicht hören wolle; letzterer predigt unumwunden die soziale Revolution. In seinem Arbeiterliede, einer poetisch kläglichen Nachahmung des englischen „Liedes vom Hemde" ruft er aus: „Wenn Gott nicht den Ruf versteht, dann stürme herbei, du Weltgericht!" In einem andren Liede, welches die Aufschrift trägt: „Reif ist die Frucht und muß geschnitten sein", heißt es: . . . was sein muß, muß geschehn.

Und flammen tausend Dächer auf in Rauch,
Und bricht zusammen uralt heil'ger Brauch,
Und giebt's ein Jammern, daß die Luft zerbirst,
Laß dich nicht mäßigen, Gewitterfürst!

Ist das etwas andres als ein Sturmlied der Revolution, als eine poetische Aufforderung zur „Propaganda der That?"

Wir wollen zur Entschuldigung der jungen Leute annehmen, daß sie sich des eigentlichen Wesens ihrer Dichtungen selbst nicht klar bewußt gewesen sind. Es ist jedenfalls mehr knabenhafte „Kraft-huberei" und jugendliches Spielen mit Effekten, als durchdachte Entzündung der Volksleidenschaft. Aber frevelhaft bleibt solches Spiel immerhin. Sie machen die soziale Revolution mit ihren Liedern nicht, aber wer weiß, ob nicht hie und da ein Korn auf bereiteten Boden fällt und aufgeht als unheimliche Saat? Ob die soziale Revolution kommen wird, ob sie noch vermieden werden kann, wissen wir nicht; aber eins wissen wir, daß nicht ein „Gewitterfürst", phantasieerzeugt und schattenhaft, sie heraufführen wird, sondern daß der lebendige Gott auch in solchen dunklen Zeiten wogenden Ungestüms die Geschicke unsres Volkes lenken wird nach seinem Willen. Unsre Pflicht ist's, zu arbeiten mit aller Kraft an der innern Erneuerung unsres Volkes und an den großen Aufgaben sozialer Reform, damit dadurch der unheimliche Kampf vielleicht vermieden werde. Wer diese Arbeit vernachlässigt, begeht eine Unterlassungssünde schlimmer Art; wer die unter der Asche glimmenden Funken zur Flamme anbläst oder anzublasen versucht, macht sich einer Begehungssünde schlimmster Art schuldig. Die Geschichte lehrt, daß die litterarischen Bannerträger der Revolution zuerst mit zermalmt werden von dem rollenden Rade, das niemand mehr zu lenken vermag.

Vom ästhetischen Standpunkt sind alle diese „sozialen Lieder" ohne Wert; sie sind nicht einmal neu, vieles erinnert an die deutschen Revolutionsdichter von 1848, manches an englische Vorbilder. Auch die sozialen Romane und Novellen der Schule, insbesondere die Kretzers, stehen auf einer niedrigern Stufe. Kretzer schreibt ein geradezu erbärmliches Deutsch und steht mit der Logik und Grammatik auf gespanntem Fuße. Die Bilder, die er malt, sind fast sämtlich verzeichnet, die Farben zu stark und grell aufgetragen; das Ganze macht den Eindruck einer modernisierten Kolportagelitteratur. Die vornehmen Kreise sind durchgängig die Heimstätten der Sünde und Verkommenheit; Zechgelage und Orgien andrer Art werden wie regelmäßige Vergnügungen behandelt; Verführung und Laster ist in diesen Kreisen zu Hause, während der „vierte Stand" als der an sich edelste geschildert wird, der nur der von oben kommenden Verführung zum Opfer fällt. Den Romanen giebt nun Kretzer noch einen besonderen reizenden Beigeschmack, in-

dem er gewisse Berliner Berühmtheiten unter falschem Namen zwar, aber für den Kenner sofort erkennbar auftreten läßt. Das ist nun der Triumph des „Realismus", oder vielmehr der krankhaften Unnatur, die sich Realismus nennt. Kretzer kennt nur gewisse Auswüchse des Lebens einer Großstadt und behandelt diese Auswüchse, als seien sie die eigentlichen Blüten und Früchte; mit einer gewissen Lust wühlt er im tiefsten Schlamme und meint, dieser Schlamm sei nur die einzige Wahrheit, alles andre „idealistischer Schwindel". Er scheint nur einige unreife Helden, die „goldene Jugend" und einige stadtbekannte abgewirthschaftete Lebemänner zu kennen, und danach beurteilt der ehemalige Maurer die Aristokratie. Wenn das in Aussicht gestellte „soziale Drama" der neuen Schule nichts andres bringen will, so kann man es keinem Menschen verdenken, wenn er im voraus dafür dankt.

Als die zweite Aufgabe der Schule wird die bezeichnet, das alte Thema der Liebe in modernem Sinne, losgelöst von den Satzungen „conventioneller Moral" zu beleuchten. Wir können diesen Satz kürzer fassen: Das reine Erotische soll wieder litteraturfähig gemacht werden. Es hat zu allen Zeiten Dichter und Künstler gegeben, die sich aus eigenem Antriebe oder aus niedrigen Absichten in den Dienst der Venus vulgivaga stellten. Derartige Ware ist ja in gewissen Kreisen von Alters her ein gesuchter nnd gut bezahlter Artikel gewesen. So hat Griechenland seine Pornographen, Rom seine Priapeendichter gehabt; aber diese wollten nichts andres sein, als sie waren; ihre Werke wollten nicht als Kunstwerke wirken und behandelt sein, sondern als Reizmittel für die zotenhungrige, verfaulte Jugend und das reizbedürftige, abgelebte Alter. Heute verlangt die moderne Pornographie, daß man sie als eine ästhetische Neuerung betrachte und daß man ihre schmutzigen Erzeugnisse wie Kunstwerke behandle. Sie will uns glauben machen, daß alle die Bilder gemeinsten Schmutzes, anwidernder Wollüstelei und sinnlichen Reizes lediglich dazu ausgemalt, bis ins Kleinste und Gemeinste ausgeführt werden, um damit den Haß gegen die Gemeinheit zu erregen und durch den Blick in die grauenvollen Tiefen die Sehnsucht nach den reinen Höhen zu erwecken. Glauben denn Conradi, Arent und die andern wirklich, sie könnten uns weis machen, die mit dem äußersten Raffinement ausgeklügelten Wollustprobleme, die sie behandeln, das Schwelgen im Dirnenkusse, die Schilderung der verhülltesten Geheimnisse habe einen höheren Zweck,

als den niedrigen, den die erotische Dichtung allein haben kann und soll? Die Maske der erbärmlichen Heuchelei muß heruntergerissen werden. Man merkt's den neuen Erotikern an der Behaglichkeit, mit der sie im Schmutze wühlen, an der unermüdlichen Breite, mit der sie wollüstige Vorgänge ausmalen, recht wohl an, wie gern sie gerade diese Abart der Poesie behandeln. Bordellszenen sind eine Spezialität Conradis, des Meisters in dieser Art. Und solche Poesie soll die neue Dichtung des „neuen Reiches" sein? Auf diesen Bahnen soll eine neue Blüte unsrer nationalen Litteratur heraufgeführt werden? Man wäre versucht, zu lachen, wenn die ganze Sache nicht so grauenhaft ernst wäre. Die ganze Zotendichtung ist durch und durch undeutsch, ein Stück französischer Äfferei. Wir verzichten gern auf den traurigen Ruhm, in diesem Punkte originell zu sein; wir wollen aber auch nichts von dieser Einfuhr französischen Schmutzes wissen. Sacher-Masoch, in diesem Sinne ein Vorläufer der „Jungdeutschen", hat sich in gerechter Würdigung seiner Eigenart und der Eigentümlichkeit der Völker, nach Paris gewandt; wir geben den neuen Erotikern den wohlgemeinten Rat, das Gleiche zu thun, weil wir fest überzeugt sind, daß sie dort ein dankbareres Publikum und Verehrer mit mehr Verständnis finden werden. Die Behandlung rein geschlechtlicher Verhältnisse gehört nicht in die Poesie, weil diese Verhältnisse etwas Tierisches sind und bleiben, auch wenn wir sie noch so zu verklären suchen. Und zu solcher Verklärung eignet sich die französische Sprache weit besser, als unsre harte ungelenke Muttersprache. Verzichten wir daher auf diese Versuche und erhalten wir unsre Dichtung rein!

Wie alle gleichartigen Schulen trägt auch die jungdeutsche eine hochmütige Verachtung der Sprachgesetze und der dichterischen Form zur Schau. Während die meisten Schriftsteller alter Schule durch die neuerliche Bewegung zu Gunsten der Reinheit und Richtigkeit der Sprache bestimmt worden sind, auf die Gesetze der Sprache zu achten, werden dieselben von den „Jungdeutschen" mit voller Absichtlichkeit ignoriert und durchbrochen. Gegen die einfachsten Regeln der Satz- und Wortbildung wird gesündigt, weil man solche Sünde für ein Vorrecht des Genies hält. Worte werden gebildet, die an die Wortungeheuer der zweiten schlesischen Schule erinnern. So hat, um nur einige Proben zu geben, Gradnauer die Worte „moospelzumflossen" und „stumpfumzirkend", Henckell „blattblütenumschlingend",

Hugenberg „Kargerin", Conradi „Bronne" gebildet. Soll darin sich etwa auch Kraft und Originalität äußern? Man sollte doch meinen, daß, wer ein deutscher Dichter sein will, sich zunächst fleißig und eifrig mit dem Studium der deutschen Sprache beschäftigen müsse. Das Gesetz mag für kleine Geister gelten, die großen „schildleuchtenden Helden" der neuen Zeit scheinen über demselben zu stehen. Wir wollen aber unsre Sprache nicht mißhandeln lassen, am allerwenigsten von solchen, die noch dazu solcher Mißhandlung sich rühmen. Mit Rhythmus, Vers und Reim verfahren sie in gleicher Weise. Ganz besonders beliebt sind die „freien Rhythmen," eine neue Erfindung der Jungdeutschen, die ihnen die meiste Freiheit gestattet. Ein bestimmtes metrisches Gefüge dieser „freien Rhythmen" ist nicht zu erkennen; sie werden vollkommen frei behandelt, mit einer Silbenmessung, die an den bekannten Spottvers über die Weimarischen Hexameter erinnert. Auf Reinheit des Reimes braucht ein „Jungdeutscher" nicht zu achten, nur Pedanten und tote Formkrämer legen auf solche Äußerlichkeiten Wert. So finden wir denn Reime, wie: Gotte — Tode, Fluch — Flug, hin — Brünn', kam's — Wams nicht nur vereinzelt, sondern in Menge vor. Auch von dem rein sprachlichen Gesichtspunkte aus gewährt die neue Schule kein erfreuliches Bild.

Wir verhehlen uns am Schlusse unsrer Ausführungen über die „Jungdeutschen" nicht im mindesten, daß uns der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht werden kann, falls man unter Einseitigkeit die Betrachtung unter einem bestimmten Gesichtspunkte versteht. Wir geben offen zu, daß wir die Litteratur ebenso, wie alle andren Erscheinungen des Volkslebens vom nationalen, christlichen und conservativen Standpunkte aus betrachten und beurteilen. Wir können uns dieser unsrer Grundanschauungen nicht beliebig entäußern; sie bestimmen unser Wesen und damit auch unser Urteil. Den Vorwurf der Ungerechtigkeit weisen wir aber mit aller Entschiedenheit zurück. Wir haben anerkannt, was anzuerkennen war. Wenn dies wenig war, so ist es nicht unsre Schuld. Wir gehen noch weiter und sprechen offen aus, daß einige jener Jünglinge ein schönes Talent haben und vielleicht noch Treffliches leisten werden, wenn sie tüchtig gearbeitet und die Knabenthorheiten überwunden haben. Die Schule im ganzen ist aber eine vorübergehende unklare Strömung, das Zeichen eines Krankheitszustandes, aber nicht im entferntesten der Ausgangspunkt einer Erneuerung unsrer National-

litteratur. Welche Bahnen die Entwicklung derselben einschlagen, ob sie sich zu einer neuen Blüte durchringen wird, wissen wir nicht. Eins aber wissen wir, daß sie, wenn sie anders Nationallitteratur sein will, deutsch sein muß in ihrem Wesen und ihrer Art, ihrer Auffassung und ihren Formen. Das Christentum ist aber so mit dem Deutschtum verbunden, daß das letztere ohne das erste vollkommen undenkbar oder nur als Zerrbild denkbar wäre. Deshalb muß der deutschen Dichtung Kern und Stern der sein und werden, der aller Schönheit Urquell und Vollendung ist,

Jesus Christus.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XIII. Heft 4.

Die Verfassung

der

evangelischen Kirche

und

die neuesten Versuche zu ihrer Verbesserung in Preußen.

Von

Martin von Nathusius,

Pastor in Barmen-Wupperfeld.

Heilbronn.

Verlag von Gebr. Henninger.

1888.

Niemand wird daran zweifeln, daß die Veranlassung zu der Behandlung des angekündigten Gegenstandes in den Zeitfragen zu der gegenwärtigen Zeit in dem sogenannten Hammersteinschen Antrage liegt, ein Name, der heutzutage zur viel umstrittenen Losung für die Scheidung der Parteien geworden ist. Derselbe hätte auch dieser Schrift vorgesetzt werden können. Allein es sollte schon durch die Wahl des Titels Widerspruch erhoben werden gegen den Irrtum, als ob die durch jenen Antrag hervorgerufene Bewegung nur einem politischen Schachzug ihr Entstehen verdanke, und als ob es sich überhaupt bei der Erregung der Gemüter für oder gegen das, was die Herren von Hammerstein und von Kleist-Retzow neuerdings für die evangelische Kirche gefordert haben, um etwas Neues, willkürlich und grundlos vom Zaune Gebrochenes handele. Die Erregung hätte nicht so groß und die Bewegung nicht so umfangreich werden können, wenn nicht die Frage, welche dadurch angeregt ist, nämlich die nach der Verfassung der evangelischen Kirche, die Frage des Jahrhunderts wäre, die in den letzten Jahrzehnten — sowohl in Bezug auf die Theorie, als auf die Praxis — die tiefgreifendsten Kämpfe hervorgerufen hat. Die heutige Hammersteinsche Bewegung hat in gerader Linie die Erbschaft angetreten aller der Kämpfe, welche seit den dreißiger Jahren in theologischen Lehrbüchern, Zeit- und Streitschriften, aber auch in schlesischen und pommerschen Gefängnissen, auf der Lüneburger Heide und in den Thälern des Rheins und der Wupper, oder auch in Sachsen und Bayern geführt sind, — geführt über das Wesen und die Verfassung der evangelischen Kirche, über ihre größere Freiheit und Selbständigkeit gegenüber der staatlichen Gewalt.

Man weiß dies in allen kirchlichen Kreisen, auch da, wo man gegen die Bewegung Partei ergriffen hat und sich den Anschein

giebt, als hielte man die Sache für das Ränkespiel einer politischen Partei. Die eben erwähnten Kämpfe können nicht so bald vergessen werden von denen, welche sie selbst zum Teil noch mit durchgemacht. Sie gehören in die theologisch-kirchliche Entwicklung, in der wir stehen. Haben dies einzelne kirchliche Parteigänger und Parteiversammlungen bisher verkannt, — die preußischen Provinzialsynoden haben es anerkannt.

Anders stehen dazu die Vertreter der staatlichen Gewalt. Man ist in kirchlichen Kreisen erstaunt und wohl auch erzürnt gewesen über die schroffe Ablehnung, welche auf dieser Seite die Bewegung erfahren hat. Allein auch diese Ablehnung und Verstimmung gehört mit zu der Erbschaft der letzten Jahrzehnte und muß verstanden und gewürdigt werden. Es liegt mir daran, ehe wir näher auf unsern Gegenstand eingehen, den Vertretern der kirchlichen Forderungen — denn als solche werden zumeist unsere Leser vorauszusetzen sein, — den Standpunkt anschaulich zu machen, von dem die Politiker gegenwärtig die Bewegungen und Ansprüche der evangelischen Kirche ansehen werden. Wir dürfen nicht unbillig über sie urteilen.

Der Politiker rechnet überall nur mit solchen Größen, die sich in der Gegenwart wirksam erweisen, sei es in der Kraft einen Druck auszuüben, oder ihm zu widerstehen. Für das Auge des Glaubens ist auch in der Kreuzesgestalt der siegreiche Christus zu erkennen, und die Zukunft berechnet es nicht nach den sichtbar wirkenden Mächten der Gegenwart. Aber das Auge des Glaubens ist nicht das Auge des Politikers. Für ihn gilt nur das Greifbare, das sich über seine Lebensfähigkeit und über seine Erfolge in der Gegenwart ausweisen kann. Es ist deshalb zu verstehen, daß für den Politiker die römische Kirche etwas vollständig anderes ist als die evangelische. Daß sie beide unter dem gemeinsamen Namen einer Kirche gehen, ist für ihn geschichtlich zu erklären, hat aber keine weitere Bedeutung. Zunächst ist das, was sich evangelische Kirche nennt, für den Politiker gar nicht greifbar. Während er auf römischer Seite überall ein festes Gefüge vorfindet, das so gut organisiert ist, daß jede Berührung mit ihm sofort auf einen Mittelpunkt hinleitet, auf die Kurie, mit der — wie mit andern politischen Mächten — diplomatische Verhandlungen geführt werden können, — so hatte die evangelische Kirche zumeist bisher nirgends eine für den Realpolitiker greifbare Gestalt. „Sie sprechen immer

von einer evangelischen Kirche," hieß es vor 15 Jahren im Herrenhause, „ich sehe sie nirgends; die evangelischen Geistlichen merkt man immer nur, wenn es eine patriotische Begeisterung giebt, oder wenn sie als Staatsdiener irgend eine Sache mit Eifer verfolgen."

Was aber weiter dem Politiker an der evangelischen Kirche unangenehm auffällt, sind hauptsächlich zwei Stücke: erstlich vermißt er eine Gesamtwirkung von Erfolgen, die auf das Dasein der Kirche zurückzuführen wären, und zweitens fürchtet er die große Gespaltenheit, welche aus der Streitsucht der Theologen herkommt, die ja sprichwörtlich geworden ist. Nun hat sich freilich, was die Erfolge betrifft, die evangelische Kirche zusehends gehoben, und an verschiedenen Stellen des Gebietes der inneren Mission haben sich die politischen Gewalten den kirchlichen Bestrebungen gern angeschlossen und ihre Dienste dankbar angenommen. Allein wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Sauerteigskraft des Evangeliums gegenwärtig in unserem Volke wesentlich in ihrer aufhaltenden Kraft zu bemerken ist. Von einem siegreichen Vordringen gegen den Verderbensstrom der Zeit dürfte höchstens an einigen Orten geredet werden, im ganzen ist ein solches Vordringen kein Kennzeichen unserer öffentlichen Entwicklung. Noch weniger ist davon freilich in dem Herrschaftsgebiet der römischen Kirche zu sehen, nicht einmal die aufhaltende Kraft hat sie in den romanischen Völkern zu entfalten vermocht. Doch ist nicht zu leugnen, daß das Eintreten für die römischen Ideen, die geschlossene Einheit, in der Klerus und Geistlichkeit während des Kulturkampfes aushielt, den Eindruck einer Macht gab, mit der der Politiker rechnen muß. Auf evangelischer Seite ist dergleichen nur in ganz vereinzelten Zügen zu bemerken. Der Politiker mußte zumeist den Eindruck haben: die lassen sich alles gefallen.

Noch schlimmer ist freilich die Zerrissenheit der Parteien, der theologische und kirchliche Individualismus, auf den das Vorgehen eines Staatsmannes, der sich mit der Kirche beschäftigen will, allemal stößt. Und besonders verhängnisvoll ist dieselbe gerade bei der jüngsten Angelegenheit, von der wir hier reden, hervorgetreten. Die prinzipiellen Gegner dessen, was Herr von Hammerstein in seinem ersten allgemeinen Antrag auf Gewährung einer größeren Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche forderte, hätten zunächst nur auf der äußersten Rechten

gesucht werden müssen. Dort, bei den alten absolutistisch gerichteten Konsistorial-Lutheranern, war jahrzehntelang ein heftiger Kampf gegen die synodalen und presbyterialen Bestrebungen geführt worden, während die unionistisch gerichteten Kreise für diese letzteren eintraten. Und vor allem war es der kirchliche Freisinn, der es als seine Hauptforderung für das Leben der Kirche hingestellt hatte: eine freie Verfassung. Als nun von der Rechten her eben dieser Ruf nach größerer Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche erklang, hätte man meinen sollen, die Einigkeit sei nunmehr in der evangelischen Kirche hergestellt. Allein weit gefehlt! Nicht nur die Männer der Linken, die vor einigen Jahren auf dem Protestantentage in Leipzig eine ziemlich gleichlautende Resolution gefaßt hatten, sahen wir als Gegner des Antrages Hammerstein, sondern vor allem die sog. Mittelpartei, deren eigentlich zusammenhaltenden Gedanken die Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche gebildet hatte, verschmähte für dieselbe einzutreten, um nicht in der Gefolgschaft der Rechten zu erscheinen. Dr. Fabri hat wahrlich recht, wenn er den Deutschen den Vorwurf macht, daß sie eine Frage nie sachlich behandeln könnten, sondern sie stets zur Parteiangelegenheit mißbrauchten, indem bei jedem Vorgehen einer andern Partei die erste Frage wäre: was können sie damit wohl für Nebenabsichten haben? Nur schade, daß auch Dr. Fabri selbst, der um die Gedanken, welche die viel genannten Anträge verwirklichen wollen, mit das größte Verdienst hat, — die Anträge selbst jetzt verfehlt findet. Und wie viele andere prinzipielle Freunde des Antrages haben wir an ihnen herumnörgeln sehen, weil dies und das nicht nach ihrem Sinne, oder der Zeitpunkt verfehlt oder sonst etwas dabei verfahren sei. Kann man es einem Politiker, wie der Fürst Bismarck ist, verdenken, wenn er mit einer Sache nichts zu thun haben will, welche in seinen Augen keinen andern Erfolg haben kann als die rabies theologorum zu erregen? Die Staatsregierung muß geradezu ein Interesse daran haben, daß von den Sachen der evangelischen Kirche möglichst selten etwas auf die Tagesordnung komme, denn erfahrungsgemäß ist für sie eine Behandlung dieser Fragen gleichbedeutend mit theologischen Zänkereien. Ihr habt zu viel Parteien! ruft man uns zu. Und es läßt sich nicht leugnen, daß an diesen Parteiungen schon vieles zu Grunde gegangen ist. Wir können mit dem 16. Jahrhundert beginnen,

mit den Frankfurter Verhandlungen von 1557, und allem, was folgte, bis den Fürsten auf dem Naumburger Fürstentage 1561 die Geduld riß. Und in den siebenziger Jahren jenes Jahrhunderts ist es nicht besser gegangen. An was für Kleinigkeiten scheiterte z. B. der Anschluß Pommerns oder Holsteins an die Konkordienformel. Schon damals bildete sich die Vorstellung von dem Begriff der evangelischen Kirche als einer „Gelehrtenrepublik"; — und daß es in einer solchen nicht friedlich hergehen kann, wird jeder Kenner der Republiken sowohl als der Gelehrten zugeben.

In unseren Tagen kommt nun noch ein besonderes Verhängnis hinzu, daß nämlich durch unsere Landeskirchen ein Riß geht, der nicht mit den gewöhnlichen theologischen Parteiungen zu vergleichen ist, nämlich der zwischen Glauben und Unglauben. Dies ist etwas Neues; denn die Unterschiede, wie z. B. zwischen Lutherischen und Reformierten, Orthodoxen und Pietisten und Herrnhutern u. s. w., bewegten sich alle auf dem gemeinsamen Grunde des Bekenntnisses zu der göttlichen Offenbarung. Später war dieser Glaube ganz abhanden gekommen. Jetzt ist er zum Teil wieder vorhanden und zum Teil nicht, und der Staatsmann ist in die unangenehme Lage versetzt, entweder auch diesen Gegensatz für einen innertheologischen zu erklären und den Grundsatz von der Gleichberechtigung der Richtungen zu vertreten, oder aber über die Berechtigung einer der Richtungen ein selbständiges Urteil zu fällen. Es leuchtet ein, wie ungeheuer erschwert der Staatsregierung durch diesen Umstand eine Inangriffnahme der kirchlichen Dinge ist, und wie unbequem ihr dieselbe ist, wenn sie — wie es jetzt geschehen — als das Vorgehen einer Partei erscheint, durch welche sich eine oder mehrere der anderen „gleichberechtigten Richtungen" in ihrem Dasein für bedroht erklären.

Wir wünschen also, daß diejenigen, welchen eine gedeihliche Weiterentwicklung auch der äußeren Angelegenheiten der evangelischen Kirche am Herzen liegt, alle Gereiztheit fahren lassen, die sich ihnen angesichts der schroff ablehnenden Haltung der preußischen Regierung aufdrängen will, — daß sie sich vielmehr hineinversetzen in die Anschauung der Verhältnisse, aus der solche Ablehnung leicht zu erklären ist. Arbeiten wir hin auf eine Änderung dieser Verhältnisse, und suchen wir das Verständnis für die Notwendigkeit dessen, was für unsere Kirche angeregt ist, zu ver-

breiten und zu vertiefen. Wir dürfen annehmen, daß das Eintreten der Provinzialsynoden in dieser Richtung den wirksamsten Erfolg haben wird.

Denn das ist auf der anderen Seite gewiß. Wir stehen mit den Verhandlungen über den Hammersteinschen Antrag, über die Forderungen einer größeren Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche in einer kirchlichen Entwicklung, welche bereits mit der Reformation ihren Anfang genommen hat, welche schon verschiedene Stufen durchgemacht hat und in unserem Jahrhundert gerade dadurch zu weiterem Vorgehen drängt, daß die allgemeinen Bedingungen und das Verständnis dafür in erhöhtem Maße gegen frühere Zeiten vorhanden ist.

Unmittelbar mit der Reformation mußte auch die Frage nach der Verfassung der evangelischen Kirche zur Verhandlung kommen. Denn nachdem sich weite Landstrecken von der alten kirchlichen Organisation losgesagt hatten, fragte es sich, ob und wie sie sich neu organisieren würden. Man machte den Versuch dazu, indem man die bereits vorhandene Gewalt der Staatsregierung, eine auf dem Boden des Christentums stehende Autorität, aufforderte, auch die gemeinsamen kirchlichen Angelegenheiten zu leiten. Dabei war aber die Anschauung von der Verschiedenheit der Aufgabe einer Staatsregierung und eines Kirchenregimentes keineswegs klar. Die Reformation hatte zwar die Voraussetzung dieser Klärung geliefert in einer richtigen Lehre über das weltliche Regiment, das unter römischem Einfluß nicht zu seinem Rechte gekommen war. Allein es dauerte über zweihundert Jahre, bis die richtigen Folgerungen daraus gezogen wurden. Heute aber ist der Grundsatz der Duldung zum Durchbruch gekommen, und wo nicht direkter Einfluß der griechisch- oder der römisch-katholischen Kirche oder des fanatischen Religionshasses obwaltet, erkennen die Regierungen es an, daß sie den religiösen Angelegenheiten ihrer Unterthanen einerseits nicht beikommen können, andererseits ihnen ein Maß von Freiheit gewähren müssen, wenn die Religion und die Religionsgemeinschaft ihre Aufgabe auch im Gemeinschaftsleben des Staates erfüllen soll.

Diese Anschauungen der Duldung sind schrittweise zur Herrschaft gelangt. Gleichzeitig sind innerhalb der Kirche die Ansichten über die Ordnungen ihrer inneren Angelegenheiten immer mehr geklärt, nämlich über das Verhältnis von Amt und Gemeinde,

von der Einzelgemeinde und der größeren Provinzial- oder Landeskirche, der Kirchenordnungen, der hl. Schrift, der Bekenntnisse, so daß der Trieb nach einer reineren Ausgestaltung der gemachten Erfahrungen in einer Verbesserung der Verfassung immer mächtiger geworden ist.

Dazu kommt als ein fernerer sehr wichtiger Umstand, daß die Kirche es empfindet, wie die Autorität, der einst die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten anvertraut wurde, eine völlig andere geworden ist. Aus den Fürsten, welche in Gemeinschaft mit ihren Ständen, auf der Grundlage ihrer Gebundenheit an die Beobachtung und den Schutz der göttlichen Gebote nach beiden Tafeln, das Kirchenregiment führten, wurden zunächst absolute Willkürregenten und aus ihnen mehr und mehr verfassungsmäßig eingeschränkte Herrscher; die mitsprechenden Volksvertretungen aber fühlten sich gar nicht mehr an die zwei Tafeln der göttlichen Gebote gebunden und sind vielfach nicht einmal äußerlich mehr mit dem christlichen Bekenntnis verknüpft.

Dieser Umstand muß den Trieb nach einer Unabhängigkeit der wesentlichsten kirchlichen Angelegenheiten von einer solchen staatlichen Gewalt immer mächtiger und unwiderstehlicher machen. Derjenige Staatsmann, welcher sich demselben dauernd widersetzen wollte, würde nicht nur die Kirche schädigen, sondern seinem Lande die tiefsten Wunden schlagen. Denn von dem Gedeihen der Kirche, von ihrer Lebenskraft und der Art ihrer Entwicklung und ihres Baues hängt das Wohl der Völker und Staaten ab.

Das Ziel der Menschheitsentwicklung ist das Reich Gottes. Beide, Staat und Kirche, sollen an diesem Ziele arbeiten. Auch der christliche Staat soll seine Ordnungen der Durchdringung des Volkes mit dem Sauerteig des Evangeliums in Anschauung und Sitte dienstbar machen. Er kann zwar dessen innerlich aufklärende und befreiende Wirkung nicht ausüben, doch kann er sie fördern und schützen. Aber der Staat, der nicht nur selbst dieser seiner Aufgabe nicht dient, sondern auch die Kirche hindert, die ihrige zu erfüllen, verliert die Berechtigung seines Daseins; das sollte auch der Staatsmann aus der Geschichte lernen. —

Aus diesen einleitenden Betrachtungen ersehen wir, daß, wenn wir zu einer verständigen Beurteilung der gegenwärtigen kirchlichen Zeitlage und ihrer Anforderungen gelangen wollen, zuerst eine Verständigung über das Wesen der evangelischen Kirche, einschließ-

lich ihrer Verfassung, wie es sich aus der Reformation selbst ergiebt, nöthig ist, — zweitens haben wir zu betrachten, wie sich geschichtlich das staatliche Kirchenregiment bis in die Gegenwart entwickelt hat, — und dann können wir drittens die heute aufgestellten Forderungen beurteilen.

I. Das Wesen der evangelischen Kirche und ihrer Verfassung.

Nach Vilmars tiefsinnigem Wort besteht die ganze Kirchengeschichte in dem Erleben der Dogmen durch die Kirche. Den ersten Jahrhunderten lag es auf, Erfahrungen zu machen über die Gottheit Christi, die Dreieinigkeit und die Erlösung. In der Reformation wurde ohne Zweifel das Dogma von der Rechtfertigung erlebt, und unserm Jahrhundert fällt das Lehrstück von der Kirche zu. Dann bleibt nur noch das Lehrstück von den letzten Dingen übrig; ist auch das erlebt, so ist die Weltgeschichte zu Ende gebracht.

Die Aufgabe, welche danach unserer Zeit gestellt ist und welche auch in der That mit ihrem vollen Drucke auf ihr lastet, ist die, daß wir die Erfahrungen, welche uns der Herr der Kirche hat machen lassen, sammeln und zum Bewußtsein bringen, damit daraus eine klare Anschauung entstehe von dem Wesen der Kirche. Nur durch Verständigung über gemachte Erfahrungen kann eine übereinstimmende Lehre von der Kirche innerhalb der Christenheit erwachsen, — und zwar nur soweit, als dieselbe für Lernen und Erfahren zugänglich ist. Für die römische Kirche ist es durch ihre Grundsätze ausgeschlossen, Erfahrungen zu machen oder etwas zu lernen; sie besitzt die Wahrheit im Schrank, aus dem sie einfach entnommen wird durch die bestimmten Kirchenbeamten, die den Schlüssel dazu haben. Wir Evangelischen aber wollen lernen, wollen mit Bewußtsein erleben das Dogma von der Kirche.

Der Reformationszeit lag zunächst eine andere Aufgabe ob. Zwar schlug die Frage nach dem Wesen der Kirche mit Gewalt in die Bewegungen des 16. Jahrhunderts ein. Allein es waren die Erfahrungen darüber nicht von der abschließenden Art, daß sich schon eine klare Lehre von der Kirche daraus hätte bilden können.

Anders war es mit der damals im Mittelpunkte stehenden Frage, d. i. der nach der Rechtfertigung. Luther hat dies Lehrstück in seinen persönlichen Erfahrungen gleichsam für die ganze Kirche durchgemacht. Welcher Theologe mit seiner Lehre von der Rechtfertigung und der Heilsaneignung überhaupt außerhalb der Erfahrungen Luthers steht, wird sich unbrauchbar erweisen für die Erhaltung oder die Herausbildung der gesunden Lehre. Und umgekehrt, wer in dem Lehrpunkt der Rechtfertigung und Heiligung auf irgend einem kirchlichen Gebiet, und sei es auch auf reformiertem, anglikanischem oder römischem, einen besonders anregenden Einfluß auf seine Zeit übt, wird immer irgendwie auf einen besonderen Gedanken Luthers zurückgehen, selbst wenn er es nicht weiß.

Anders steht es mit der Lehre von der Kirche. Auch auf diesem Gebiete hat Luther seine tief greifenden Erfahrungen gemacht und die Kirche seiner Zeit mit ihm. Allein dieselben waren wohl von grundlegender Bedeutung, aber nicht von abschließender. Ganz unzweideutige Aussagen über das, was die Kirche nicht sei, waren wohl gegeben. Aber nach den ergänzenden positiven Bestimmungen schaute man noch tastend aus. Und die Ausführung der damals gewonnenen Umrisse ist auch seit jener Zeit noch nicht bewirkt worden, weder in der Zeit der landesherrlichen Orthodoxie, noch des Pietismus und der Brüdergemeinde, noch in der Zeit der Aufklärung. Der wiedererwachende Glaube im Beginn unseres Jahrhunderts befand sich sofort wieder vor dem ungelösten Rätsel des Lehrstückes von der Kirche.

Doch machen wir uns die grundlegenden Erfahrungen Luthers klar, die bei keiner evangelischen Lehre von der Kirche umgangen werden dürfen.

Im Beginn seines Auftretens dachte Luther gar nicht daran, an dem herrschenden Kirchenbegriff irgendwie zu rühren. Durch die ganzen Jahrhunderte bis auf Luther war es übereinstimmende Kirchenlehre gewesen, daß die Gesamtheit der kirchlichen Organe, vertreten in den allgemeinen Konzilien, von der göttlichen Wahrheit nicht irren könne. Wenn die Väter auch in der hl. Schrift die höchste oder einzige Norm des Glaubens sahen, so galt ihnen doch die Kirche, wie sie durch die Bischöfe (sei es nun mit oder ohne päpstliche Spitze) ver-

treten war, als die geschichtliche Trägerin der reinen Lehre. Und wie sollten sie auch anders denken, da sie es in der Wirklichkeit nicht anders kannten? Es war nur ein Ausdruck der wirklichen Zustände in den ersten Jahrhunderten, wenn die Lehre galt, daß die Einheit der Kirche in der Übereinstimmung ihrer amtlichen Vertreter liege, und daß ihre, der Bischöfe, Autorität auf ihrem geschichtlichen Zusammenhang mit den Aposteln beruhe. Dies ist die sogenannte Apostolische Succession, die Vererbung der apostolischen Autorität in den Bischöfen durch das Mittel der Handauflegung. In dieser Ansicht stand Luther noch im Jahre 1519, wo er z. B. am 3. März auf die Veranlassung von Miltiz an den Papst schrieb: „Ich bezeuge vor Gott und allen Kreaturen, daß ich nie willens gewest noch heutiges Tages bin, daß ich mir im Ernst hätte vorgesetzt, der römischen Kirche und Ew. Heiligkeit Gewalt auf irgend eine Weise anzugreifen oder mit irgend einer List etwas abzubrechen. Ich bekenne frei, daß dieser Kirchen Gewalt über alles sei, und ihr nichts weder im Himmel noch auf Erden möge vorgezogen werden, denn allein Jesus Christus, der Herr über alles.“ — Weitere Belege für diese seine damalige Stellung ließen sich in Fülle beibringen.

Dagegen schon am 18. April 1521 sprach er in Worms die denkwürdigen Worte: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der hl. Schrift oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Papst, noch den Konzilien allein nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst widersprechend gewesen sind) und ich also mit den Sprüchen, so von mir angezogen und ausgeführt sind, überzeuget und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun.“ — Damit stellte er sich lediglich auf sich selbst, auf sein Verständnis des Wortes Gottes. Auch die Konzilien erkannte er nicht mehr als Autorität an und gab damit die rein gedachte Möglichkeit zu, daß einfältige Christen für sich allein — im Widerspruch mit der gesamten Namen-Christenheit auf Erden — die Wahrheit haben und damit also die wahre Kirche Christi darstellen könnten.

Wie war Luther zu dieser vollständigen Aufgabe des früheren Standpunktes gekommen? — zu der Verwerfung der Lehre von

der Irrtumslosigkeit der Kirche in ihrer amtlichen Vertretung? — Zwischen die beiden genannten Daten fällt die Leipziger Disputation und die sich daran knüpfende Fehde mit Emser und Augustin von Alfeld. Diese hatten's ihm zur Klarheit gebracht, daß seine Bekämpfung der organisierten Kirche in der Heilslehre von weittragender Folgerung sei für den Begriff der Kirche selbst. Dieser Streit bezeichnet also recht eigentlich die Geburtsstunde der evangelischen Kirche. Luthers Kampf ruhte auf innerster Lebenserfahrung. Es war ihm so gewiß geworden als sein eigenes Leben, daß die Lehre der Kirche seiner Zeit über die Rechtfertigung und Heiligung die beseligende Lehre der hl. Schrift nicht sei. Und als ihm im Gespräch mit Eck von diesem die Autorität eben dieser Kirche, des römischen Stuhles und sogar der anerkannten Konzilien schlagend entgegengehalten, Luther selbst aber mit Ketzern, den von der ganzen Kirche verworfenen Hussiten, in eine Linie gestellt wurde, war er gezwungen, dazu fortzuschreiten und es auszusprechen: sogenannte Ketzer sind oftmals ohne Grund verdammt und auch die Konzilien können irren. Die Tragweite dieser Behauptung war sofort der Versammlung klar, vor der sie ausgesprochen wurde. Bekannt ist die Erzählung, daß Herzog Georg voll Entrüstung die Arme in die Seite gestemmt und ausgerufen habe: das walt die Sucht! — In diesem entsetzten Ausruf lag das Gefühl, daß das ganze alte Kirchengebäude mit diesem Ausspruch Luthers zusammenstürzte, lag die Vorahnung der ganzen Schwierigkeit, welche noch heute auch als Aufgabe auf unserer Zeit lastet, die Frage nämlich: wenn in der geschichtlichen Gestalt der Kirche die Autorität und Sicherung der Wahrheit nicht liegt, wo ist sie dann zu suchen? Wenn den Überlieferungen und den bestehenden Einrichtungen gegenüber die Subjektivität solches Recht erhält, wo ist dann die Grenze? wie sind Freiheit und Gebundenheit in der Kirche zu vereinen? Wie ist die Einheit der Kirche dann noch zu retten und worin ist sie zu setzen?

Die Antwort darauf war weder Luther sofort klar, noch seinen Zeitgenossen. Es haben die Erfahrungen von Jahrhunderten dazu gehört, um an dieser Antwort zu arbeiten. Aber festgesetzt war doch nun wenigstens das Eine, was die Kirche nicht ist. An der persönlichen Erfahrung der Rechtfertigung vor Gott hatte sich ihm eine Autorität aufgedrängt, mit der sich keine menschliche Autorität irgendwie messen oder vergleichen kann. Die Kirche konnte darum

nicht sein eine Gesellschaft, in der durch einfaches korrektes amtliches Handeln von Menschen die Wahrheit unfehlbar überliefert wird, — eine Gesellschaft, die sich auf diesem Wege zwischen die gläubige Seele und ihren Gott drängt. Scheint der Ertrag dieser Erfahrung zunächst also nur ein negativer zu sein, so ist doch damit der Fortschritt gegeben, daß bei dem Suchen nach dem richtigen Kirchenbegriff alle die Wege nicht beschritten werden können, welche der christlichen Gesellschaft als solcher oder einem Theil derselben, den Priestern, den Theologen, den Konzilien, eine Autorität beilegen, der sich der Glaube hingeben soll.

Man hat von gewisser Seite her den Trägern und Förderern der heutigen kirchlichen Selbständigkeitsbewegung „hierarchische Tendenzen" vorgeworfen. Es ist hier der Ort, um darüber zu entscheiden. „Hierarchisch" würde mit Recht das Streben genannt werden müssen, das Ordnungen und Lehren festsetzen wollte, an welche die Seele um ihrer Seligkeit willen gebunden sein solle, wenn also der Besitz des Heils für abhängig gelten sollte von dem, was die selbständig gemachte Kirche lehrt. Wir sind aber gewiß, daß ein solches Bestreben in keinem einzigen der Vertreter jener Bewegung lebt. Wir sind heutzutage sämtlich viel zu sehr Söhne der Reformation, als daß wir je das heilige Recht der Subjektivität, das uns Luther in Worms erkämpft hat, preisgeben würden.

Es hat in unserm Jahrhundert nicht an Versuchen gefehlt, die Kluft zwischen der katholischen Auffassung von der Kirche und ihrem protestantischen Gegensatz zu überbrücken. Man hat etwa so gesagt: es ist richtig, daß nur der Geist Gottes selbst in lebendiger Erfahrung die Gewißheit der Gnade im Menschen erzeugen kann. Allein eben in der geschichtlich gewordenen Kirche wirkt dieser Geist. Der Herr hat gewollt, daß seine Wahrheit immer bewahrt werde in einer geordneten Gemeinschaft. Und diese Gemeinschaft soll die von den Aposteln her in bischöflicher Verfassung fortgepflanzte Kirche sein. Die in dieselbe eingeschlichenen Mißbräuche müssen entfernt werden, aber als solche kann die historische Kirche nicht verworfen werden, und ist nun der Riß geschehen, so muß man suchen, an die unterbrochene „apostolische Succession" irgendwie wieder anzuknüpfen.

Doch die Erfahrungen, die vor 300 Jahren gemacht sind, sind noch nicht widerlegt. Und dieselben führten und führen immer vor das Entweder — Oder. Sind die Ansprüche Roms auf Autorität

der geschichtlichen Kirchenordnungen begründet, so können die Erfahrungen Luthers in der Heilslehre nicht vom Geiste Gottes gezeugt und geleitet sein. Sind sie dies aber, d. h. sind sie wahr, — so können jene Ansprüche Roms nicht auf göttlichem Rechte beruhen. Eins ist nur möglich. Der Herr selbst hat jenen Riß damals bewirkt, und damit die äußere „apostolische Succession" unterbrochen, indem er es zuließ, daß die ganze organisierte Kirche Luther mit seinem reinen apostolischen Evangelium von sich ausstieß. Damit war ihm gezeigt, daß die wahre apostolische Tradition nicht in der äußerlichen Vererbung eines Amtes von Mensch zu Mensch, Bischof zu Bischof u. s. w. liegt, sondern einzig und allein in der Bewahrung des apostolischen Wortes und der apostolischen Ordnungen, die in diesem Worte gegründet sind. Es besteht keine verschiedene Ansicht darüber, ob der Herr ein Amt gestiftet habe zur Bewahrung und Verkündigung seiner Heilswahrheit, — auch nicht darüber, daß ja doch dies Amt immer von Menschen bekleidet werden muß. Die Meinungen gehen erst darüber auseinander, ob diesem Amte die Kraft eingestiftet ist, seinen Träger allemal (sakramental) zu seiner Aufgabe fähig zu machen, so daß wir schon darin, daß jemand ein rechtmäßiger Träger des kirchlichen Lehramtes ist, die Sicherheit hätten, daß er auch richtig lehrt. Und weil hiermit doch die Erfahrung aller Zeiten gar zu grell in Widerspruch steht, so wird von jener Seite nur verlangt, daß die Gesamtheit aller Amtsträger (auf den Konzilien) oder ihr Haupt (der Papst) unfehlbar im Besitz der Wahrheit bleibe. Luther und die Seinigen erfuhren es aber, daß nur die Ordnungen der Apostel in dem Worte des Herrn selbst den Maßstab bilden können für das, was zur Kirche gehört, die Norm, nach der auch die Mitglieder der Kirche, die leitenden und die geleiteten, zu messen sind, und nicht umgekehrt sollen die Glieder der Kirche, auch die Amtsträger (Papst, Konzilien, Bischöfe) nicht, der Maßstab für die in der Kirche geltende Wahrheit sein. Weil dieser Anspruch erhoben wurde, und Luther doch von seiner Erfahrung nicht weichen konnte, darum kam es zum Bruch, — ein Bruch, der durch keine nachfolgende Erfahrung geheilt werden kann, als daß entweder jene Ansprüche oder diese Erfahrungen vom Schauplatz abtreten.

Auch die neuesten Entwicklungen haben das wieder bestätigt. Die Versuche der Annäherung zwischen gläubigen Katholiken und

Protestanten, wie wir sie in den Erfurter Konferenzen, den Bestrebungen Heinrich Leos u. a. erlebt haben, sind gescheitert. Die Bestrebungen Friedrich Wilhelms IV. nach Herstellung einer Leitung der evangelischen Kirche durch Bischöfe, die in der „apostolischen Succession“ stehen, sind Träume geblieben. Die römische Kirche hat durch ihre Entwicklung, mit den Stufen von 1857 und 1870, von neuem gezeigt, daß eine Annäherung an den protestantischen Standpunkt ihr durchaus unmöglich ist, und Wiedervereinigung bei ihr nur Unterwerfung heißt. So hat damit der Herr der Kirche uns bewiesen, daß wir auch für die Aufgaben unserer Zeit in dem Ringen nach der von ihm gewollten Einheit, Sichtbarkeit und Verfassung der Kirche keinen Schritt vorwärts kommen, ohne voll und ganz die Konsequenzen zu ziehen von Luthers Erfahrungen in der Reformation. Und wenn heutzutage in manchen Kreisen das Streben nach größerer Selbständigkeit der evangelischen Landeskirchen in Verbindung gebracht wird mit dem Wunsche nach bischöflicher Leitung derselben, so hat derselbe ganz und gar nichts zu thun mit jenem Gedanken an die Wiederherstellung der „apostolischen Succession“, wie sie z. B. noch Friedrich Wilhelm IV. und manche seiner Freunde in den fünfziger Jahren hegten. Sondern dieser Name bedeutet in dem Munde seiner heutigen Vertreter lediglich eine größere Unabhängigkeit der kirchlichen Oberen von weltlich-irdischen Rücksichten, sei es auf Staatsbehörden, sei es auf bureaukratische Hemmschuhe, und eine größere Freiheit für sie, nach rein religiösen Gesichtspunkten die Sachen und die Personen zu behandeln. Ich bin gewiß, daß ich mit dieser Erklärung den Sinn aller derer treffe, die jetzt in Verbindung mit den Hammersteinschen Anträgen — von bischöflichem Regiment geredet haben. Und wir können denen, welche den Vorwurf einer romanisierenden, antireformatorischen Tendenz damit verbinden, nicht mehr die Anerkennung der bona fides gewähren.

Wir haben bisher als zum Wesen der evangelischen Kirche gehörig die eine grundlegende Bestimmung kennen gelernt, daß sie eine Gesellschaft sei, in der es keine höhere Autorität giebt, und zwar für die leitenden sowohl als für die geleiteten, also für jede einzelne Seele, — als das Wort Gottes. — Es fragt sich aber nun: wird das Wort Gottes nicht sehr verschieden verstanden? Bedarf es nicht einer dasselbe erklärenden Autorität?

wo bleibt sonst die Einheit der Kirche? — Wir werden deshalb Antwort darauf zu geben haben, worin denn die evangelische Kirche den Begriff und die Erscheinung der Einheit der una sancta ecclesia setze?

Man hört auch auf evangelischer Seite öfter beklagen, daß die Einheit der Kirche mit der Reformation verloren gegangen sei. Allein es beweist dies nur, daß man die Bedeutung und den ungeheuren Segen der Reformation gerade für das Verständnis der Kirche nicht begreift. Wir können die sogenannte Kirchenspaltung nicht beklagen. Zu beklagen sind die Ursachen, aus denen sie entsprungen ist, nämlich die eingerissenen Mißbräuche, zu beklagen ist im weiteren Verlaufe noch manches auf beiden Seiten, besonders, daß sich Rom je länger je mehr in dem unheilbaren Irrtum der Irrtumslosigkeit verhärtet hat. Allein sehen wir die Spaltung an und für sich als eine geschichtliche Thatsache an, so können wir sie durchaus einordnen in die Reihe der Thaten des Herrn, durch die er den mannigfaltigen Reichtum seiner Herrlichkeit und seines Werkes auf Erden offenbart. Der Herr mußte den stolzen Einheitsbau der Papstkirche zertrümmern, um die Kirche, welche die Einheit in etwas ganz Falschem suchte, auf den richtigen Weg zu leiten. Vor der Reformation fehlte der Kirche geradezu ein Bestandteil zu der ihrer Idee entsprechenden Erscheinung, — nämlich die Mannigfaltigkeit der Form, in welcher der göttliche Schatz ausgestaltet werden kann.

Die römische Kirche verlangte zur Darstellung der Einheit eine einheitlich verfaßte Weltmonarchie. Bis zu der Unnatur einer Verbannung der Volkssprache aus dem Gottesdienste wurde sie zugespitzt. Die lateinische Sprache und die lateinische Liturgie wurde mit Waffengewalt an die Stelle der irischen, gallischen, böhmischen u. s. w. gesetzt. Man denke sich diese Entwicklung zur Vollendung gebracht, die Völker der Erde sämtlich christianisiert, und alle mit lateinischer Liturgie und römischen Nuntien begabt, — ist das der Gedanke Christi gewesen bei der Stiftung seiner Kirche, bei der Forderung der Einheit seiner Jünger? Wäre dem so, so würde jedenfalls der Plan vollkommen mißlungen sein. Schon durch die Trennung zwischen Orient und Occident hatte diese Einheit einen Riß bekommen. In der Reformation fügte der Herr einen noch viel tiefer gehenden Riß hinzu. Der Herr ließ die Verfassung zertrümmern gelegentlich eines Streites über das innerste Glaubens-

leben der Erlösten. Er hat dann den Protestantismus in einer 300jährigen Geschichte beweisen lassen, daß er lebensfähig ist, daß er ohne die „apostolische Succession“, ohne die überlieferten Mittel der Autorität, dennoch die Kraft besitzt, neue kirchliche Formen aus sich zu entwickeln, in ursprünglicher Kraft die Früchte des Geistes zu zeitigen in zahllosen Werken der Liebe, in der Erhaltung und Erweckung des Glaubens unter den Völkern. Damit ist der Beweis geführt, daß die äußere Verfassung der Kirche, wie sie sich bis auf die Reformation vererbt hatte, etwas Minderwertiges ist. Daraus folgt aber weiter, daß die Einheit, die vornehmste aller Eigenschaften der Kirche, in diesen minderwertigen Dingen, den Formen der Verfassung nicht liegen kann. Und weiter folgt, daß für uns die Kirchenspaltung kein Gegenstand der Klage sein darf. Denn wenn die Einheit in dem äußern Bande der Verfassung nicht liegt, so muß sie in irgend etwas anderem liegen. Ist dies andere aber der Kirche unbekannt, hält sie sich allgemein an jenen falschen Einheitsbegriff, so mußte diesen der Herr zerstören, um der Kirche zu einer tieferen Erkenntnis seines Willens zu verhelfen.

Der biblische Beweis für diese Anschauung der Einheit der Kirche ist nicht schwer zu führen. Wohl hat Paulus bestimmte Ordnungen, die er „in allen Gemeinden“ gehalten wissen will, wohl tadelt er die Spaltungen in Korinth; allein was er an ihnen straft, das ist der „Eifer, Zank und Zwietracht“. Und indem er diese verfolgt, verfolgt er keineswegs alle Verschiedenheiten in der Kirche. Mit welcher großartigen Duldung stellt er sich zu dem tief durch alle Gemeinden hindurch gehenden Unterschied zwischen Juden- und Heidenchristen. Zwiespältige Auffassungen sind wohl vorhanden, aber sie gerade geben die beste Gelegenheit, innerhalb der Einzelgemeinde Liebe, Geduld und Selbstverleugnung zu üben und auch über den Kreis der kirchlichen Provinz hinaus, zwischen den „Gemeinden in Achaja“ und den „Gemeinden in Judäa“, durch Kollekten und Gastfreundschaft, die dennoch vorhandene Einheit der Jünger Jesu zum Ausdruck zu bringen. Wenn nur — innerhalb der unzweifelhaften apostolischen Lehre — ein jeder seiner Meinung gewiß ist! Wenn nur alles in der Liebe geschieht! Wenn nur Christus gepredigt wird! Wenn nur auf dem einen Grunde gebaut wird, — ob es Heu, Holz, Stoppeln, Silber, Gold oder Edelstein ist, das „wird der Tag offenbaren“, d. h. über eine ganze

Reihe von Lehrweisen, näheren Ausführungen und Anwendungen der offenbaren Heilswahrheit giebt es keine menschliche unfehlbare Entscheidungsinstanz. Der Herr hat selbst seiner Macht vorbehalten, darüber zu entscheiden. In dem Hängen der Glieder am Leibe Christi liegt also die Einheit. Wenn dieselben die Art und Weise, wie sie ihn durch Wort und That bekennen, verschieden ausgestalten, — so kennt der Herr die Seinen und es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt.

Ganz dieselben Grundsätze über Eintracht und Gemeinschaft vertritt Luther. Er sieht die Einigkeit der Kirche gewahrt durch „Taufe, Sakrament und das Evangelium", sowie durch die übereinstimmende christliche Lebensführung. Jene Moskowiter, Preußen, Griechen, Böhmen und viele andere große Länder in der Welt sind nicht Ketzer, sagt er, „denn diese alle glauben wie wir, taufen wie wir, predigen wie wir, leben wie wir". So hat er auch von der Gleichheit der Ceremonieen den Ausspruch: „so manches Land, so manche Sitten". Diesen Grundsatz bezieht er im Jahre 1520 sogar noch auf die Austeilung des Abendmahls unter einerlei Gestalt. „Die Böhmen thäten nicht recht, sich daran nicht genügen zu lassen, wir aber auch nicht, wenn wir sie darum Ketzer schelten. Doch ist's auf keiner Seite Ketzerei. Es ist aber ein Schisma, eine Zwietracht, da sollten beide Part sich freundlich vertragen, oder wo das nicht möchte sein, ein jeglich mit des andern Fried und Willen in seiner Weise wandeln; wie vorzeiten des Ostertags Feier gehalten ward zwieträchtig, und doch mit Fried und Einigkeit. Und noch heutiges Tages keine Stiftkirchen oder Orden mit dem andern übereinstimmt in allen Stücken, und doch Einigkeit unter ihnen bleibet."

Wir haben hier den Gedanken der einen christlichen Kirche, die in verschiedenen Kreisen eine verschiedene Auffassung gewisser Lehr- und Lebensfragen hat, aber wo alle diese Kreise (Bekenntniskirchen) in gegenseitiger Anerkennung sich tragen. „Ist es möglich, soviel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden." Das gilt auch für die Kirchen, die sich gemeinsam unter den Gehorsam des Wortes Gottes beugen wollen. Der allgemeine Grundsatz der Augsburgischen Konfession in Artikel VII bleibt bestehen: „Dies ist genug zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Worte gemäß gereicht werden." —

Was aber, um zu gemeinschaftlichem Handeln und Lehren sich zu organisieren, an einträchtigem Verständnis der Schrift nötig sei, das wird oft allein durch die geschichtliche Entwicklung gezeigt werden. An der Stellung Luthers zu den Calvinisten ist die Bedeutung der geschichtlichen Erfahrung zu erkennen. Müssen nicht nach 300jähriger Erfahrung die Lutheraner sagen, daß der Calvinismus „zu Gottes Verachtung, Lästerung, Schande und uns zu ewigem Tod und Verderben“ nicht gereicht, wie Luther fürchtet? Wenn wir auch gesehen haben, daß falsche Einigungen nur den Frieden und die Einigkeit stören, so haben wir doch auch gelernt, daß die Kirchenbildungen des calvinischen Bekenntnisses auf dem einen Grunde mit den lutherischen gebaut sind, und daß der Herr auch bei ihnen „wohl auf dem Plan ist mit seinem Geist und Gaben“. Die Geschichte muß also mit gefragt werden, wenn wir eine nähere Erklärung haben wollen über die notwendige Scheidung, die zwischen den Glaubensartikeln gemacht werden muß, nämlich zwischen solchen, ohne welche keine Kirche ihren christlichen Charakter bewahren kann, und solchen, deren verschiedene Auffassung und Formulierung zwar eine getrennte kirchliche Organisation erfordert, aber nicht die brüderliche Anerkennung der gliedlichen Gemeinschaft am Leibe Christi verhindert.

Freilich haben wir mit alledem für den Begriff der Einheit, wie ihn die evangelische Kirche faßt, keine Formeln aufgestellt. Aber wir können solche auch nicht geben, wenn wir nicht in Widerspruch geraten wollen mit der einen Haupt- und Grundformel: wo der lebendige Jesus Christus ist, da ist die Kirche. Und bei jeder Organisation der Kirche gehören darum als wesentliche Paragraphen hinein die Forderungen der Demut, der Friedensliebe und des aufrichtigen Gehorsams unter den Glauben. Denn der Herr hat seine Kirche nicht so gegründet, daß sie ohne diese Tugenden erbaut werden könnte. Sie soll nicht ohne dieselben fertig werden, sie wäre sonst nicht der Leib des Herrn. Es müssen darum alle „Kirchbaupläne“ durch den Herrn selbst zerscheitert werden, welche auf irgend welche Organisation ausgehen, die ohne jene persönlichen Bedingungen, die Sicherheit des Bestandes in sich selber tragen, sei es nun im historischen Amt, oder in statutarischen Bekenntnissen oder in einem paragraphierten Synodalapparat. Es wird mit all diesen Kunstwerken nur desto mehr Zank und Streit, Zerfall

und Zersetzung geben. Sind aber jene persönlichen Bedingungen vorhanden, so wird auch die Einheit der Kirche hell in alle Lande leuchten, hindurch durch die verschiedenen Ceremonieen, Verfassungs- und Lehrweisen. Es wird sich eine Einigkeit des Glaubens, Bekennens, Hoffens, Liebens und Duldens, eine Gemeinsamkeit christlicher Lebensordnungen herausbilden, an der die Welt erkennt, daß Jesus Christus vom Vater gesandt ist, und daß Er im Vater ist und der Vater in Ihm.

Wir haben bisher die evangelische Kirche betrachtet in ihrer Stellung zur Autorität und zur Einheit. Für die römische Kirche war beides eins, denn der Sitz der kirchlichen Autorität in Rom ist eben der alle verbindende Punkt. Für die evangelische Kirche tritt durchweg an die Stelle der Autorität des römischen Stuhles das Wort Gottes. In ihm haben wir die Autorität, welche die Kirche bedarf, in dem Gehorsam gegen das Wort Gottes haben wir nun auch die Einheit gefunden, — nicht in der gleichklingenden Erklärung jeder einzelnen Stelle, wohl aber in der gleichartigen Gebundenheit in Bezug auf das Ganze.

Wir können nun der Frage näher treten: wie gestaltete sich für die reformatorischen Kirchen die Anwendung dieser Autorität auf alle Teile des kirchlichen Handelns im Leben? Wenn überhaupt eine solche Autorität nötig ist, so muß es doch Fälle geben, in denen sie zur Anwendung kommt, und es muß eine Fülle von äußeren Geschäften geben, welche sich damit befassen. Wer sollte an die Stelle der Bischöfe treten in der Besorgung dieser äußeren Geschäfte, welche sie bisher geübt hatten, oder die ihnen wenigstens oblagen, d. h. die Pfarrer zu senden, auszubilden, zu überwachen u. s. w.? — Diese Frage trat den Reformatoren nicht so schnell entgegen als jene mehr theoretische nach den Grundsätzen der Einheit. Denn sie wußten ja noch gar nicht, wie sich die Sachen in Deutschland weiter entwickeln würden, ob sich nicht die offizielle Kirche in der Masse ihrer bestehenden Organe, den Bischöfen und Priestern, der Sache des Evangeliums anschließen würde. Erst allmählich schwand diese Hoffnung. Und nachdem es eine Reihe von Jahren ohne jede Ordnung hergegangen war, machte sich das Bedürfnis nach einem neuen evangelischen Kirchenregiment geltend.

Daß ein Kirchenregiment überhaupt vorhanden sein müsse, darüber ist keiner der Reformatoren je in Zweifel gewesen. Von

den Ausartungen der Betonung des allgemeinen Priestertums, wie wir sie jetzt in manchen Sekten haben, daß nämlich niemand ein leitendes Amt in der Gemeinde habe, sondern in den freien Zusammenkünften jeder reden solle, wozu ihn der Geist treibt, — waren jene weit entfernt. Nicht nur hielten sie fest an der göttlichen Stiftung des Hirtenamtes für die Gemeinde, sondern es war vor allem Luther ganz klar darüber, daß noch ein anderes Amt über den Gemeinden da sein müsse. Bezeichnend dafür ist seine Vorrede zu dem „Unterricht der Visitatoren — an die Pfarrherren im Kürfürstentum zu Sachsen" von 1528. Er sagt dort: „Eigentlich heißt ein Bischof ein Aufseher oder Visitator, und ein Erzbischof, der über dieselbigen Aufseher und Visitatoren ist. Darum daß ein jeglicher Pfarrherr seine Pfarrkinder besuchen, warten und aufsehen soll, wie man da lehret und lebet; und der Erzbischof solche Bischöfe besuchen, warten und aufsehen soll, wie dieselbigen lehren." — Es folgt eine Beschreibung der Verderbnis dieses „Besuchsamtes" unter dem Papsttum, und er fährt dann fort: „Wer kann erzählen, wie nütze und not solch Amt in der Christenheit sei? Am Schaden mag man's merken, der daraus kommen ist, seit der Zeit es gefallen und verkehrt ist . . . . . Demnach, so uns jetzt das Evangelium durch überreiche, unaussprechliche Gnade Gottes barmherziglich wiederkommen und helle wieder aufgegangen ist, hätten wir auch dasselbe Bischof- und Besucheamt, als aufs höchste vonnöten, gerne wieder angerichtet gesehen. Aber weil unser keiner dazu berufen oder gewissen Befehl hatte, und St. Petrus nicht will in der Christenheit etwas schaffen lassen, man sei denn gewiß, daß es Gottes Geschäft sei (1 Petr. 4, 11), hat sich keiner vor dem andern dürfen unterwinden."

So stand die Sache vor der förmlichen Uebertragung der Geschäfte des Kirchenregimentes an die Staatsgewalt, zu der wir nun im zweiten Abschnitt übergehen. Vorher dürfen wir nur noch zusammenfassend bemerken: So bewußt die Reformatoren mit dem alten Kirchenregiment gebrochen hatten, weil dasselbe eine Verkehrung der christlichen Autorität vorgenommen hatte, so klar waren sie sich darüber, daß etwas anderes an die Stelle desselben zu setzen sei. Über die Formen des evangelischen Kirchenregimentes, oder derjenigen Behörde, welche die Geschäfte der Sendung, Ausbildung und Leitung der Hirten für die Gemeinden

besorgte, — haben sie keine Festsetzungen gemacht, fanden darüber auch keine göttlichen Ordnungen in der Offenbarung vor. Der eigentliche Herr und Regent seiner Kirche will Christus sein, also auch der Inhaber und Einsetzer jenes Besucheamtes. Und wir können die Forderungen, die vom Begriff der evangelischen Kirche aus an das Kirchenregiment gestellt werden, dahin zusammenfassen, daß die Verfassung, die sie bekommt, die Organe, die mit ihrer Erhaltung, Aufsicht und Leitung betraut werden, so eingerichtet seien, daß die Autorität der hl. Schrift durch sie festgehalten werde, — daß nicht eine andere an deren Stelle gesetzt werde, aber auch keine fremden Rücksichten hindernd in die Durchführung der göttlichen Ordnungen und Forderungen eingreifen können. Das evangelische Kirchenregiment soll so beschaffen sein, daß durch dasselbe die evangelische Predigt und das Weiden der Gemeinden nach evangelischen Grundsätzen am wirksamsten gefördert wird.

II. Die geschichtliche Entwicklung des staatlichen Kirchenregiments.

In dem oben mitgeteilten Stück aus der Vorrede zu dem Unterricht der Visitatoren von 1528 hatten wir die Reformatoren vor der offenen Frage gesehen, was für eine Behörde die Stelle der Bischöfe in der Beaufsichtigung und Leitung der kirchlichen Angelegenheiten einnehmen solle. Wir wissen, daß sie die weltliche Obrigkeit um die Übernahme dieses Amtes angingen.

Man könnte die Frage aufwerfen, was die Reformatoren wohl gethan hätten, wenn kein einziger von den deutschen Fürsten und Obrigkeiten ihrer Sache zugethan gewesen wäre? Ob die lutherische Kirche dann nicht sofort zu einem selbständigen Kirchenregiment gekommen wäre? Es sind das aber überflüssige Fragen, denn thatsächlich war der Kurfürst von Sachsen ein evangelischer Fürst, bei dem der Rat seiner Theologen in kirchlichen Dingen Geltung hatte. Und so kam es denn, daß sie — wie Luther in der angezogenen Schrift weiter berichtet — „diesen gnädigen Herrn, als des Landes Fürsten und unsere gewisse weltliche Oberkeit von Gott verordnet“ baten, daß Se. Kürfürstl. Gnaden aus christlicher Liebe (denn sie nach weltlicher Oberkeit

nicht schuldig dazu sind) und um Gottes willen, dem Evangelio zu Gut und den elenden Christen in Sr. Kurfürstl. Landen zu Nutz und Heil gnädiglich wollten etliche tüchtige Personen zu solchem Amt fordern und ordnen." Der Kurfürst hat diese Bitte erfüllt, und es ist nun das Gebet Dr. Luthers, „daß es ein selig Exempel sei und werde, allen andern deutschen Fürsten fruchtbarlich nachzuthun; welches auch Christus am letzten reichlich vergelten wird".

Hier haben wir den Akt, an den alle modernen Bestrebungen nach größerer Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche rechtsgeschichtlich anknüpfen müssen. Um aber den Sinn, in dem diese Übertragung geschah, und die Richtung, in der sie sich weiter entwickelte, zu verstehen, müssen wir weit in die Geschichte zurückgreifen, so skizzenhaft ein solcher Blick, dem Charakter dieser Blätter gemäß, auch ausfallen mag.

Eine doppelte Quelle giebt es, aus der der Gedanke an eine Verbindung der Kirchenleitung mit der weltlichen Obrigkeit herkommen konnte. Einerseits lag in der Theokratie des Alten Testamentes ein Vorbild vor und andererseits in den Zuständen der heidnischen, zuletzt also des römischen Reiches. Ich glaube, man kann sagen, daß die theokratischen Gedanken des Alten Testamentes ohne wirklich bildenden Einfluß auf die Gestaltung des landesherrlichen Kirchenregimentes gewesen sind; sie gaben nur mehr die Ausschmückung für die nachfolgende Theorie. Die eigentliche geschichtliche Wurzel lag vielmehr in den Verhältnissen des römischen Reiches. Im Alten Testament war in der Verfassung des jüdischen Volkes zunächst überhaupt kein Raum für das eigentliche Verwaltungsamt. Gott selbst hatte sich dasselbe vorbehalten, um über seinen Gesetzen und Ordnungen zu wachen. Er war thatsächlich der König seines Volkes. Als ein menschliches Königsamt in das Verfassungsleben eintrat, war das nur eine sichtbare Stellvertretung des unsichtbaren Königs, — eine ähnliche That des Unglaubens, wie die Einrichtung eines Stellvertreters Christi im Papsttum. Von einem gesonderten staatlichen Leben neben der Ordnung des Religionswesens konnte also im Alten Testament nicht die Rede sein. Eine weltliche Obrigkeit gab es nicht. Das, was so aussah, sollte seiner Idee nach, nur die Ausführungsmacht der Kirche sein. Wo aber die Obrigkeit sich diesem Beruf entzog, wie in dem Zehnstämmereich, da trat sofort die Religion in die Abhängigkeit von dem politischen Interesse.

Jerobeam gründete, zum Schutz seiner gesonderten Herrschaft, durch die Aufrichtung der Gottesdienste in Dan und Bethel, eine nordisraelitische „Landeskirche", — die erste ihrer Art.

Bei Jerobeam trat also ein ganz anderer Gesichtspunkt auf, unter dem die Verbindung von staatlicher und kirchlicher Gewalt betrachtet wurde. Es ist der politisch-nationale und darum der dem eigentlichen Gedanken des Alten Testaments entgegengesetzte Standpunkt, der uns auf den Boden des Heidentums führt. Denn auch auf diesem Boden war, aber eben unter anders wirkenden Ursachen, gleichfalls eine Verbindung zwischen staatlicher und religiöser Autorität entstanden. Im Familienhaupt war von Anfang an das Amt des Herrschers und des Priesters vereinigt. In den späteren Königen trat diese Vereinigung nur in erweiterter und mehr geregelter Form hervor. Und daß im Bewußtsein jener Zeiten die Vertretung der Religion dem König nicht als einzelner Person, sondern als Inhaber der obrigkeitlichen Gewalt überhaupt oblag, geht daraus hervor, daß auch in Republiken die oberste regierende Instanz dieselben religiösen Befugnisse hatte. In Rom ging die Priesterwürde auf den Senat über, und in Athen hatte die Volksversammlung die oberste Entscheidung auch in religiösen Angelegenheiten. Da war es durchaus den bis dahin herrschenden Anschauungen entsprechend, daß der neue römische Cäsar sofort auch wieder als Pontifex maximus angesehen wurde, als religiöses Oberhaupt, was ja dann bald zu göttlicher Verehrung weiterführte.

Eine ganz andere Stellung nahm nun aber das Christentum zur Obrigkeit ein. Zunächst dadurch, daß es die erste internationale Religion war. Da konnte sich die nationale staatliche Verfassung mit der Leitung der religiösen Angelegenheiten gar nicht mehr befassen, bis die ganze Nation eine christliche geworden war. Und auch dann noch konnte das die Welt umspannende religiöse Interesse im nationalen nicht aufgehen. Dann aber auch dadurch, daß die „Welt" das Christentum nicht annahm, und die weltliche Obrigkeit sich in den schroffsten Gegensatz dazu stellte. Dennoch blieb die Absicht des Christentums darauf gerichtet, auch das Staatswesen mit seinem Sauerteige zu durchdringen. Nicht nur die Seelen, sondern die Völker zu lehren waren die Apostel gesandt; und ehe nicht die Volksordnungen dem Geiste Christi gemäß eingerichtet sind, ist ihre Sendung nicht vollendet.

Nach dreihundertjährigem Kampfe war die weltliche Obrigkeit besiegt, und das Christentum hielt seinen Einzug in den Kaiserpalast und die römischen Gerichte.

Auch hier wieder ist die Frage aufzuwerfen: was wäre wohl aus der Kirche geworden, wenn ein wahrhaft evangelischer Christ, mit tiefem Verständnis der neuen Religion und ihres Weltberufes, auf dem Throne der Cäsaren gesessen hätte? Allein auch diese Frage ist müßig, denn der thatsächliche Inhaber jenes Thrones war Konstantin. Und dieser Konstantin war und blieb der Pontifex maximus des römischen Reiches. Erst Gratian legte die Insignien dieses Amtes ab und behielt auch dann noch den Titel bei. Konstantin, indem er das Christentum zur äußeren Anerkennung brachte, zog es in derselben Weise in die politischen Angelegenheiten hinein, wie die bis dahin allein anerkannte heidnische Staatsreligion, und sah sich als den Pontifex maximus auch für die christliche Kirche an. Er berief Synoden und griff in die kirchlichen Angelegenheiten ein (*οἱα τις κοινος ἐπισκοπος ἐκ θεου καθεσταμενος*), wie ein von Gott bestellter allgemeiner Bischof, wie Eusebius es ausdrückt. Ob er selbst sich dafür gehalten habe, mag dahingestellt bleiben. Charakteristisch ist jedenfalls des genannten Geschichtsschreibers Erzählung, der Kaiser habe auf einem Gastmahle den Bischöfen eröffnet, daß sie nicht allein diesen Titel trügen, sondern daß auch er — wenn auch in anderem Sinne — darauf Anspruch hätte.

Im Morgenlande entwickelte sich diese Herrscherstellung des Kaisers in der Kirche schnell. Die letztere trug auch keine Bedenken, sowohl die kaiserlichen Wohlthaten anzunehmen als auch den kaiserlichen Anordnungen sich zu fügen. Die letzte Ausartung dieser Entwicklung ist die Stellung des Zaren in der „orthodoxen" griechischen Kirche als obersten Kirchenhauptes, womit die völlige Vermischung politischer und kirchlicher Angelegenheiten verknüpft ist, so daß der Übertritt aus der Religion des Zaren als ein politisches Verbrechen gilt.

Anders entwickelte sich die Sache im Abendlande unter dem wachsenden Einflusse des Bischofs von Rom. Auch hier freilich blieb der Einfluß des Kaisers lange ein entscheidender. Oft wurde von den römischen Bischöfen die Entscheidung und die Vermittlung des Kaisers angerufen, oder von dem letzteren selbständig gewährt. Auch die in Italien abwechselnd herrschenden ger-

manischen Fürsten, Odoaker, Athalarich u. s. w., ließen es sich nicht nehmen, selbständige Verordnungen über kirchliche Angelegenheiten zu erlassen. Allein immer mächtiger und selbstbewußter trat von Rom aus die Forderung auf: non licet laicum statuendi in ecclesia praeter Papam Romanum habere aliquam potestatem, kein Laie hat die Macht, in der Kirche etwas festzusetzen, sondern der römische Papst allein.

Doch dieser Grundsatz blieb lange Zeit, man kann wohl sagen: den größten Teil des Mittelalters über, eine rein theoretische Forderung. Und besonders in Deutschland haben eigentlich niemals die Könige und Kaiser auf ein gewisses Maß von kirchlicher Gewalt verzichtet. Grundlegend dafür waren die Zustände im Frankenreiche. Es mag dahingestellt bleiben, ob bei der Bildung der fränkischen Landeskirche und der Entwicklung der Ansichten über die königliche Gewalt in kirchlichen Dingen schon von vornherein römische Reichsideale von Einfluß waren oder ob dieselben erst mit Karl dem Großen auf den Schauplatz traten. Immerhin waren es auch im letzteren Falle nicht evangelisch-christliche Beweggründe, welche bei der Ordnung der staatlichen und kirchlichen Dinge den Ausschlag gaben, sondern — ähnlich wie bei Konstantin — trat auch in Chlodwig ein früher heidnischer Fürst auf, dessen Plan auf eine innere Befestigung und straffe Ordnung seines nationalen Reiches ausging, und der nach seiner Annahme des Christentums auch die kirchlichen Angelegenheiten als Mittel zu diesem Zwecke gebrauchte.

Bei den Bischöfen, die den Ansprüchen der merowingischen Könige freundlich entgegenkamen, willig sich auf den vom König berufenen Synoden versammelten und sich seinen Anordnungen fügten, waren die römischen Erinnerungen und auch die alttestamentlichen Vorbilder entschieden von Mitwirkung. Die unbeschränkte Gewalt des Kaisers in geistlichen und weltlichen Dingen war seit Konstantin vom Episkopat kaum bezweifelt worden. Die Ausdrücke des Eusebius über Konstantin wiederholen sich in der Sprache der Synoden, die sie gegenüber Chlodwig führten[1]). Und

[1]) „Weil Euch eine so große Fürsorge um den Kultus der katholischen Religion bewogen hat, daß Ihr von priesterlichem Sinn bewegt, die Priester zu einer Versammlung zu kommen befohlen habt ꝛc.“ Vgl. bei Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands I, 143.

er und seine Nachfolger ließen sich dieselben gern gefallen, wie die Urkunden von Childebert, Guntram u. a. beweisen. Das ergab natürlich eine Förderung der Vorstellungen, welche die Könige von ihrer kirchlichen Aufgabe hatten. „Die Bischöfe mochten, so oft sie wollten, den Satz wiederholen, daß die Herrscher der Kirche gegenüber durch die kirchlichen Satzungen gebunden seien, daß sie ihr Amt zum Besten der Kirche zu führen hätten, — die Könige bestritten das nicht, sie erkannten diese Verpflichtungen feierlich und ausdrücklich an, aber sie fühlten sich als unumschränkt auch der Kirche gegenüber; nicht durch irgend ein Recht, sondern nur durch ihr Gewissen achteten sie sich gebunden. Ihr Gewissen aber war weit genug, um ihnen alles Mögliche zu gestatten." (Hauck, a. a. O.)

Diese Anschauungen mußten aber um so eingreifender wirken, wenn der Regent des Landes wohlwollende und der Kirche freundliche Gesinnungen hegte. Das Verfahren eines Karl Martell, der seine Kriegsgefährten auf die Bischofsstühle beförderte, konnte nicht geeignet sein, den Gedanken des landesherrlichen Kirchenregimentes zu unterstützen. Anders war es, als sein frommer Sohn Karlmann in Deutschland, dem östlichen Theil des Frankenreiches, zur Herrschaft kam. Sein Zusammengehen mit Bonifaz in der Reform der fränkischen Kirche der alten Gebiete und in der Organisation der durch die Missionsthätigkeit dieses Mannes neu gewonnenen Bistümer bezeichnet eigentlich den Zeitpunkt, in welchem die fränkische Landeskirche gegründet wurde. Er berief Synoden, die gewissermaßen Reichsversammlungen waren, auf welchen er sich und seine Großen durch die Bischöfe in allen das kirchliche Leben betreffenden Angelegenheiten beraten ließ. Die Beschlüsse der Synoden verkündete Karlmann als seine landesherrlichen Verfügungen [1]).

---

[1]) Das Vorwort zum Dokument über die erste Synode beginnt: „Im Namen des Herrn Jesu Christi. Ich, Karlmann, Herzog und Fürst der Franken, habe im Jahre der Menschwerdung des Herrn 742 am 21. April auf den Rat der Diener Gottes und meiner Optimaten, die Bischöfe, die in meinem Reiche sind, samt den Presbytern, zu einem Konzil und einer Synode in der Furcht Christi zusammenberufen, daß sie mir Rat erteilen, wie das Gesetz Gottes und das kirchliche Leben, welches in den Tagen der früheren Fürsten gänzlich verfallen ist, wieder hergestellt werde, das christliche Volk zum Seelenheil gelangen und durch falsche Priester nicht zu seinem Untergang getäuscht werden könne." Ähnlich lautet der Anfang der ersten Bestimmung: „Auf den

Wir brauchen auf eine nähere Schilderung dieser landesherrlichen Verhältnisse nicht einzugehen, um schon zu erkennen, wie in ihnen die Wurzel lag für die späteren Ansprüche, welche die Kaiser von Karl d. Großen an in kirchlicher Beziehung machten. Bekannt sind die nun entbrennenden jahrhundertelangen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst. Auch sie lagen schon keimartig in der Zeit, wo unter Bonifaz und Karlmann die Kirche in Deutschland ihre nationale Organisation erhielt. Denn auch damals hatte der Papst in seinen schriftlichen Verhandlungen mit Bonifaz Ansprüche gemacht, welche von Karlmann in keiner Weise berücksichtigt wurden. Dieser erklärte, daß er den Bonifaz zum Erzbischof von Mainz und die von diesem bereits bestellten Bischöfe in Deutschland zu Inhabern ihrer Stühle gemacht habe, und so behielt er sich auch für die Zukunft das landesherrliche Recht der Bischofsbestallung vor.

Wenn nun auch in den folgenden Kämpfen mehr und mehr die päpstlichen Ansprüche die Oberhand gewannen, so ist nie der Widerspruch verstummt, der sich auf das Recht des Fürsten, für die Kirchen in seinen Landen als Schutz- und Schirmherr zu sorgen und dagegen gewisse Vollmachten auszuüben, gründete. Die Theilnahme des Kaisers und der anderen Fürsten an den Reformbestrebungen des 15. Jahrhunderts legen dafür Zeugnis ab. Und nicht minder die Stellung, welche Karl V. zu den Bewegungen der Reformationszeit nahm.

Ehe wir auf diese selbst eingehen, müssen wir noch einmal den Sinn beleuchten, in welchem in jener Geburtszeit der Landeskirchen die Männer der Kirche, also z. B. ein Bonifaz, der in seinen Briefen so herrliche Zeugnisse über das Amt des Predigers in Anlehnung an die kraftvolle Stellung der alttestamentlichen Propheten gegeben hat, die Verbindung mit der weltlichen Gewalt suchten. Bezeichnend ist eine Stelle aus seinem Brief an den Bischof Daniel von Winchester, noch aus der Zeit Karl Martells. Er hat Gewissensbedenken wegen seiner Berührung mit den gottlosen Hofgeistlichen, und doch müsse er an den Hof, denn ohne Unterstützung des Herrschers der Franken könne er „weder das

---

Rat der Priester, der Religiosen, meiner Optimaten, haben wir demnach in den Städten Bischöfe eingesetzt und über sie den Erzbischof Bonifaz, welcher der Gesandte des heil. Petrus ist." (Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen. 2. Abth. 1. Bd. p. 104.)

Volk lenken, noch die Presbyter oder Diakonen, Mönche oder Nonnen schützen, noch dem Götzendienst in Deutschland steuern". So heißt es auch im 5. Kanon der ersten deutschen Synode unter Karlmann v. J. 742: „Jeder Bischof soll nach den Satzungen mit Beihilfe des Grafen, welcher Schirmvogt der Kirche ist, in seinem Sprengel Sorge tragen, daß das Volk Gottes nichts Heidnisches treibe, sondern alle Unreinigkeit verabscheue, als da sind heidnische Todtenopfer, Loosdeuter, Wahrsager 2c., überhaupt alles dieser Art, was heidnischer Aberglaube ist, sollen sie mit Eifer verhindern" (s. b. Böhringer a. a. O.).

Die christliche Religion will eine bestimmte Gestaltung des Lebens hervorbringen, zunächst für den einzelnen, aber auch für das soziale Leben und schließlich die bürgerliche Gemeinschaft. Giebt es nun eine christliche Obrigkeit, so hat sie die Aufgabe, diejenigen Ordnungen, welche dem christlichen Gesammtbewußtsein des Volkes entsprechen, äußerlich einzuführen und zu erhalten. Es ist die Bedeutung des Gesetzes, daß es Vorschule für das Evangelium und nachher ein Riegel für die wider das Evangelium ausschweifenden Lüste sei. Diesen Beruf übernimmt sachgemäß in einem christlichen Lande die christliche Obrigkeit. Deshalb finden wir überall in der Missionsthätigkeit das Streben, die Obrigkeit für das Evangelium zu gewinnen; denn es ist ein Hindernis, wenn ein äußerer Zwang des Gesetzes im Lande gilt, der nicht dem christlichen Gesetz, dem Zuchtmeister auf Christus, und den Schranken, in denen die Christen laufen sollen, entspricht. Nun begegnen wir aber fast überall in der alten Missionsgeschichte der Erscheinung, daß die Landesobrigkeit aus einer verfolgenden Feindin des Christentums zu einer so unduldsam für dasselbe eintretenden Macht wird, daß die früher herrschende Religion selbst der Verfolgung unterliegt. Zwar daß solche heidnischen Gebräuche, welche der christlichen Sitte auf das entschiedenste ins Gesicht schlagen, in einem christlich gewordenen Lande durch die Obrigkeit verfolgt werden, ist nicht mehr als billig, z. B. die mit heidnischen Kulten verbundenen Unsittlichkeiten, die Vielweiberei u. dgl. Allein die richtige Grenzlinie hängt ab von der Entwicklung der Duldung, welche auf der richtigen Erkenntnis von dem freien Wesen der religiösen Entscheidung beruht. Dieser Begriff aber ist es, der dem Mittelalter fehlte. Und aus diesem Mangel erklären sich die fortwährenden Übergriffe der weltlichen Obrigkeit in die rein religiösen

Angelegenheiten und die Einmischung der Kirchengewalt in die Politik.

So lange die christliche Obrigkeit festhält an ihrem Beruf als Vertreterin des Gesetzes, festhält an der scharfen Scheidung zwischen dem, was ihr eigenstes Gebiet und was Sache des kirchlichen Amtes ist, — und so lange auf der anderen Seite in der Kirche ein selbständiges Bewußtsein lebt, und das Vertrauen, daß die christliche Obrigkeit in ihren Grenzen bleibe, so lange das Evangelium und sein Dienst an den Seelen als ihre Aufgabe von den leitenden kirchlichen Persönlichkeiten und Organen erkannt bleibt, solange ist die Übernahme einer gewissen Leitung der äußeren kirchlichen Angelegenheiten durch die Staatsgewalt ein durchaus erträglicher Zustand. So war es eine Zeit lang im 8. und 9. Jahrhundert im fränkischen Reich. Allein die Grundlage für eine Dauer dieser Zustände und für eine segensreiche gesetzliche Regelung der Autoritäten fehlte damals, nämlich ein klares Bewußtsein über die richtigen evangelischen Grundsätze der Duldung.

Leider fehlte dies aber auch noch im 16. Jahrhundert, — sogar bei Luther, so sehr er es gerade war, der durch seine Lehre von der Selbständigkeit der weltlichen Obrigkeit den Grund für die später sich herausbildenden Duldungsgedanken gelegt hat. Wir können nun zu der Bildung des landesherrlichen Kirchenregiments in der evangelischen Kirche übergehen, indem wir als einen Ertrag des bruchstückartigen geschichtlichen Rückblickes die Erkenntnis mit hinwegnehmen, daß der Gedanke, auf den die Reformatoren angesichts der Verlegenheit ihrer Gemeinden, die ohne zusammenfassende Leitung waren, gerieten, durchaus keine geschichtliche Neuerung war, sondern nur das Zurückgreifen auf die Maßregeln, welche überall in der ganzen Kirche zu allen Zeiten unter den gleichen Umständen ergriffen waren. Wie sehr sie auch damals in der Luft lagen, ist aus dem Gange der Verhandlungen des Reichstages zu Speier von 1526 zu ersehen, wo bestimmt wurde, daß in allen Dingen, welche den Glauben und die kirchlichen Gebräuche betreffen, sich jeder Reichsstand so verhalten möge, wie er es vor Gott und dem Kaiser sich zu verantworten getraue. Mit diesem Beschluß war zwar die Bildung von Landeskirchen nicht beabsichtigt, da er ja nur einen vorläufigen Zustand bis zur Berufung eines Nationalkonzils herstellen sollte, —

wohl aber war eine solche Entwicklung dadurch ermöglicht. Und sie erfolgte in der That sehr bald.

Wir haben oben die Verlegenheit gesehen, in der sich die Reformatoren befanden, und die Begründung gehört, mit der sie den Kurfürsten baten, das Besucheamt in den Kirchen seines Landes aus seiner Machtvollkommenheit einzurichten. Es wird nun darauf ankommen, daß wir feststellen, wieweit die klare Unterscheidung der beiden Gewalten, die jetzt miteinander vereinigt wurden, vorlag, oder wie weit schon mit damals vorhandenen Unklarheiten der Grund zu der später erfolgten, ganz einseitigen und verkehrten Entwicklung des landesherrlichen Kirchenregiments gelegt war.

Luther kommt zum Schluß der oben angezogenen Vorrede auf die Autorität zu sprechen, welche dem Thun der vom Kurfürsten bestellten Visitatoren beiwohne. Er sagt: „Wiewohl wir solches nicht als strenges Gebot können lassen ausgehen, auf daß wir nicht neue päpstliche Dekretales aufwerfen, sondern als ein Historien oder Geschichte, dazu als ein Zeugnis und Bekenntnis unseres Glaubens, so hoffen wir doch, alle frommen, friedsamen Pfarrherren, welchen das Evangelium mit Ernst gefället und Lust haben, einmütiglich und gleich mit uns zu halten, wie St. Paulus lehrt Phil. 2, 2, daß wir thun sollen, werden helfen, unseres Landesfürsten Fleiß, dazu unsere Liebe und Wohlmeinen nicht undankbarlich noch stolziglich verachten, sondern sich williglich, ohne Zwang, nach der Liebe Art, solcher Visitation unterwerfen."

Verweilen wir hier einen Augenblick und machen uns klar, welchen Standpunkt die Reformatoren hätten einnehmen können und welchen sie wirklich einnahmen. Sie hätten sagen können: die Pfarrer der Gemeinden haben ein „Besucheamt" nötig. Durch Gottes Fügung sind wir jetzt damit betraut. Wir machen zwar keine päpstlichen Dekretalien, sondern wir ordnen nur an, wie nach unserm Verständnis das Wort Gottes, die Ordnungen in der Gemeinde gehalten werden sollen. Wir verlangen von euch, daß ihr euch diesen Ordnungen entweder fügt und damit euch der kursächsischen Landeskirche eingliedert, oder daß ihr euch selbst in anderer Weise einen kirchlichen Organismus neben uns erbaut und euch darüber mit Sr. Kurfürstl. Durchlaucht irgendwie in Einvernehmen setzt. — Nun finden wir aber, daß an ein solches Entweder—Oder gar nicht gedacht wird, sondern es bleibt den Geist-

lichen der kursächsischen Lande nur folgende Wahl: Entweder ihr fügt euch aus Liebe und Dankbarkeit — oder ihr werdet fortgejagt. Hören wir Luther weiter: „Wo aber etliche sich mutwillig dawider setzen würden und ohne guten Grund ein Sonderliches wollten machen, wie man denn wilde Köpfe findet, die aus lauter Bosheit nicht können etwas Gemeines oder Gleiches tragen, sondern ungleich und eigensinnig sein ist ihr Herz und Leben, müssen wir dieselbigen sich lassen von uns wie die Spreu von der Tennen sondern und um ihret willen unser Gleiches nicht lassen; wiewohl wir auch hierin unseres gnädigen Herrn Hilfe und Rat nicht wollen unbesuchet lassen. Denn obwohl Sr. Kurfürstl. Gnaden zu lehren und geistlich zu regieren nicht befohlen ist, so sind sie doch schuldig, als weltliche Obrigkeit darob zu halten, daß nicht Zwietracht, Rotten und Aufruhr sich unter den Unterthanen erhebe." Das wird dann mit dem Beispiele des Konstantius u. s. w. belegt. — Wir sehen also, daß von vornherein alle diejenigen, die sich den Ordnungen der Visitatoren nicht fügen würden, als solche „wilde Köpfe" u. s. w. angesehen werden, welche dem Arm der weltlichen Obrigkeit verfallen. Für eine richtige Theorie läßt ja freilich der eine Ausdruck einen Ausweg offen, in dem es heißt, daß diejenigen bedroht würden, die „ohne guten Grund ein Sonderliches wollen". Allein in der Praxis wird doch jeder Widerstand als ohne guten Grund angesehen. Und es ist interessant, wie auch ein solcher Genius wie Luther sich von den herrschenden Ideen der Zeit nicht loszumachen vermochte, denen die Vorstellung einer gesonderten staatlichen und kirchlichen Autorität außer dem Gesichtskreis lag. Genau wie der päpstliche Nuntius für den mit dem päpstlichen Bann Belegten des Kaisers Acht verlangt, droht Luther den Widerspenstigen mit der Hand des Landesfürsten, kraft dessen Pflicht, gegen „Zwietracht, Rotten und Aufruhr" vorzugehen.

Und doch war es eben dieser Luther, der durch seine Lehre von dem selbständigen göttlichen Recht der irdischen Obrigkeit den Grund gelegt hat, auf dem es späteren Geschlechtern möglich war, nach allen Beziehungen hin geistlich und weltlich Schwert, kirchliches und staatliches Recht sorgfältig zu scheiden. Die Bekenntnisse jener Zeit legen davon Zeugnis ab. Wie trefflich heißt es in der Augsburgischen Konfession Art. 28: „Dieweil nun die Gewalt der Kirchen oder Bischöffen ewige Güter giebt und allein durch das Predigtamt getrieben wird, so hindert sie die Polizei und das weltliche Regiment nichts

überall, denn das weltliche Regiment gehet mit viel anderen Sachen um denn das Evangelium, welche Gewalt nicht schützt die Seelen, sondern Leib und Gut wider äußerliche Gewalt mit dem Schwert und leiblichen Pönen. Darum soll man die zwei Regiment, das geistliche und weltliche, nicht ineinander mengen und werfen. Denn der geistlich Gewalt hat seinen Befehl das Evangelium zu predigen und die Sakramente zu reichen, soll auch nicht in ein fremd Amt fallen, soll nicht Könige setzen oder entsetzen, soll weltlich Gesetz und Gehorsam der Obrigkeit nicht aufheben oder zerrütten, soll weltlicher Gewalt nicht Gesetz machen und stellen von weltlichen Händeln." — Man sieht diesen Bestimmungen an, so trefflich sie sind, daß sie entstanden sind unter der Abwehr der Übergriffe der geistlichen Gewalt, und es ist nicht ebenso beschrieben, was denn die weltliche Obrigkeit für Übergriffe auf das kirchliche Gebiet thun könnte. Der Notstand für die Kirchen der evangelischen Lande war ein dringender. In dem 1536 verfaßten Unterricht, daß geistlich und weltlich Regiment wohl unterschieden werden sollen, erklärt Luther: daß man die zwei Regimente nicht ineinander menge, wo nicht hohe Not und Mangel der Personen solches erzwängen.

Wir erkennen also, daß die Übertragung der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten an die Staatsregierungen durch die Reformatoren geschah 1) unter der Voraussetzung, daß sie ihren schützenden Arm nur dazu leihen würden, die durch das Wort Gottes, nach dem reinen evangelischen Verständnis erforderten Ordnungen aufrecht zu halten und durchzuführen, — 2) mit der prinzipiellen Scheidung der eigentlichen Aufgabe der weltlichen Obrigkeit von der des kirchlichen Amtes, — aber 3) ohne klare Unterscheidung derjenigen Fragen, die auch eine christliche Obrigkeit ihren Unterthanen zur freien Entscheidung überlassen soll und denen, wo sie die Gewalt ihres Schwertes zur Anwendung zu bringen hat. — Mit jedem Menschenalter, ich möchte fast sagen mit jedem Jahrzehnt trat die prinzipielle Unterscheidung mehr und mehr zurück. Coacti sumus, alienum officium, hoc est episcopale in nos sumere, sagt Albrecht von Preußen 1530 (Wir sind genötigt, ein fremdes Amt, nämlich das bischöfliche, auf uns zu nehmen). Aber es wurde dies übernommene Amt mehr und mehr nicht in dem Sinne gefaßt, daß sie als weltliche Landesfürsten, denen doch alle Angelegenheiten ihrer Unterthanen am Herzen liegen müssen, „etliche

Personen zu diesem Besuchsamte anordneten", d. h. ein kirchliches Regiment einsetzten, welches unter landesherrlicher Oberaufsicht die kirchlichen Dinge in evangelischem Geiste nach dem Worte Gottes leiteten. Sondern sie sahen sich als wirkliche Erben der Bischöfe an, auf die zugleich das Amt, das der Kaiser im Reich bekleidet hatte, nunmehr für ihre Landesteile überging, nämlich das der advocatia ecclesiae. Als Schirmvogt der Kirche hatte der Kaiser die Entscheidungen der Kirche mit polizeilicher Gewalt durchzuführen. War der protestantische Landesherr nun in seinem Gebiet advocatus ecclesiae und war er zugleich seines Gebietes Bischof, so mußte dies dahin ausschlagen, daß jede theologische und kirchliche Sondermeinung zum Grunde von polizeilichen Strafmaßregeln genommen wurde. Es entstand der Grundsatz cujus regio, ejus religio, jene territorialistische Auffassung, wonach der Fürst nicht nur bischöfliche Rechte über die Glaubensgenossen unter seinen Unterthanen hat, sondern der Bischof seines ganzen Landes ist.

Doch im Laufe der Zeit trafen innere und äußere Entwicklungen zusammen, die es bewirkten, daß diese völlig vom Geiste der Reformation und der Reformatoren abweichenden Grundsätze und Anschauungen eine Berichtigung erfuhren. Die unter dem Einfluß des Pietismus sich mehrenden Gemeinschaften und Sekten, wie auch die Brüdergemeinde, verlangten gar bald anders behandelt zu werden denn als „wilde Köpfe", welche sich dem Wohlwollen des Oberbischofs der Landeskirche widersetzten. Dazu kam die immer buntere Zusammensetzung der Länder in Folge von Erbschaften und Eroberungen, welche den konfessionellen Charakter der Staaten mehr und mehr beseitigten. Endlich aber brach sich die Forderung der Duldsamkeit von einem Standpunkte aus Bahn, mit dem die Kirchen nach allen Seiten hin zu rechnen hatten, d. i. der Standpunkt der Aufklärung. „In meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden," — dies Friedericianische Wort bezeichnet den Anbruch einer neuen Zeit, die für das Verhältnis der evangelischen Kirche zu der Staatsgewalt von dem einschneidendsten Einfluß werden mußte.

Doch wenn auch die Duldung Andersgläubiger im Lande Fortschritte machte, so blieb im ganzen bis in unser Jahrhundert hinein die Auffassung des landesherrlichen Kirchenregimentes die herrschende, wonach die Angelegenheiten der Landeskirche durchaus vor die Entschei-

3*

dung der weltlichen Obrigkeit gehörten. Und besonders in Preußen führte das lebhafte Interesse, das der König Friedrich Wilhelm III. an der Vereinigung der lutherischen und reformierten Bekenntniskirchen und an der Unterdrückung aller sektiererischen Bestrebungen hatte, zu Auftritten, welche sich den schlimmsten Verfolgungszeiten ebenbürtig anschließen könnten. Wer es nicht mehr aus eigner Erfahrung kennt, braucht nur die Beschreibung der damals herrschenden Zustände in Büchsels „Erinnerungen eines Landgeistlichen" Bd. I. zu lesen, um die schmerzlichsten Eindrücke von dem babylonischen Gefängnis der evangelischen Landeskirche in Preußen zu erhalten. Die Kirche war völlig rechtlos; es gab kein einziges Organ, das man als ein wirklich kirchliches hätte bezeichnen können, — die einzige kirchliche Selbständigkeit, welche es gab, lag in der persönlichen Frömmigkeit des Königs, in den wenigen Kreisen der frommen „Stillen im Lande", und — in den ersten neuen Ansätzen einer bibelgläubigen Theologie.

Da begann eine neue Epoche für die evangelische Kirche mit dem Regierungsantritt des geistvollsten aller Könige Friedrich Wilhelms IV., der zugleich ein leuchtendes Vorbild echter evangelischer Frömmigkeit war. Zum erstenmal trat in ihm wieder ein evangelischer Fürst auf, der seinen Beruf als oberster Bischof als ein officium alienum, ein fremdes Amt, erkannte, wie es Herzog Albrecht einst genannt hatte. Er sehnte sich, dasselbe in die rechten Hände niederzulegen. Und hätten ihn nicht seine oben erwähnten Anschauungen über die Bedeutung der „apostolischen Succession" für den Episkopat irre geleitet, — wer weiß, was er für seine Kirche erreicht hätte. So begann er wenigstens damit, daß er der Landeskirche eine besondere oberste Behörde gab, welche unabhängig von den politischen Strömungen, durch welche die Ministerien beeinflußt werden, die inneren Angelegenheiten der Kirche leiten sollte, den Evangelischen Oberkirchenrat. Und ebenso geschahen unter ihm die ersten Schritte, um der Kirche eine auf kirchlicher Wahl beruhende Vertretung zu geben, in stufenmäßig aufgebauten Synoden (Kirchengemeindeordnung von 1850).

Gleichzeitig kam der Zeitgeist diesen Bestrebungen mächtig zu Hilfe. Der alte Gedanke der Aufklärung, von der Gleichgültigkeit der politischen Gewalten gegen alles Religiöse, war der Mehrzahl der Gebildeten, die der Kirche längst entwöhnt und entwachsen waren, in Fleisch und Blut übergegangen. Trennung der

Kirche vom Staat! — oder die „freie Kirche im freien Staat" — so lautete jetzt die Losung. Und die Revolution setzte es durch, daß in die Staatsverfassung Sätze kamen wie Art. XI: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, die Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung wird gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnis. Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen." Und Art. XII (in der revidierten Verfassung vom 21. Januar 1850 Art. XV): „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, sowie jede andere Religionsgenossenschaft, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig." — Damit war der Weg geebnet, auf dem die evangelische Kirche zu einer ihrem Wesen und ihren Bedürfnissen entsprechenden Verfassung gelangen konnte, — ohne daß damit dem christlichen Charakter des Staates Abbruch zu geschehen brauchte, indem ja Art. XV der revidierten Verfassung hinzufügte: „Die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen des Staates, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen, unbeschadet der im Art. XII gewährleisteten Religionsfreiheit, zu Grunde gelegt."

Damit war freilich noch keineswegs festgestellt, was denn zu einer selbständigen Ordnung und Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten gehöre, — wieweit einerseits das Oberhoheitsrecht des Staates dieser Selbständigkeit im allgemeinen Grenzen ziehe, und wie andererseits der Summepiskopat des Landesherrn für die evangelische Kirche insonderheit — die Selbständigkeit aufkommen lasse. Aber es war doch für die Erörterung dieser Fragen und für Erfahrungen, die man darüber zu machen hatte, ein Boden gewonnen. Der Summepiskopat des Landesherrn blieb nach wie vor bestehen, und kraft dieses seines bischöflichen Rechtes erließ Se. Majestät der König Wilhelm eine Kirchengemeinde- und Synodalordnung, welche einer provisorischen Generalsynode vorgelegt und nach deren Begutachtung von dem König mit Gesetzeskraft verkündet wurde, — ohne eine andere Mitwirkung der politischen Organe, vor allem des Landtages herbeizuführen, als daß die durch die neue Verfassung berührten landrechtlichen Verhältnisse durch Staatsgesetz geregelt wurden.

Wir sind in der Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung des landesherrlichen Kirchenregimentes soweit gekommen, daß wir nun zu der neuesten Entwicklung, der mit dem Antrage des Herrn von Hammerstein ins Leben gerufenen Bewegung für größere Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche übergehen könnten, wenn nicht ein Umstand, der für diese Bewegung wichtig ist, noch zu erwähnen wäre. Seit Anfang des Jahrhunderts, und zum Teil schon seit der Mitte des vorigen, waren Länderteile zu Preußen gekommen, in denen unter einer katholischen Mehrheit und unter katholischer Obrigkeit sich lebendige evangelische Kirchen erhalten hatten, in denen ein starkes kirchliches Selbständigkeitsbewußtsein lebte, nämlich in Rheinland und Westfalen. In den Landschaften Jülich-Kleve-Berg und Mark hatte von der Reformation her sich eine reformierte Kirche mit streng ausgebildeter presbyterialer und synodaler Verfassung unter schwerem Druck erhalten. Auch lutherische Gemeinden waren in denselben Gegenden entstanden und hatten (seit 1677) eine ähnliche Verfassung. Preußen erneuerte diese altüberlieferten Formen durch Berufung einer Reihe von Synoden von 1818 an, aus deren Beratungen die Rheinisch-westfälische Kirchenordnung von 1835 hervorging. Die damit den evangelischen Gemeinden dieser Landesteile gegebene Verfassung gab denselben eine kirchliche Selbständigkeit, wie sie nicht annähernd in den alten preußischen Landesteilen vorhanden war. Aber viel selbständiger noch als die Verfassung war das in diesen Gemeinden herrschende kirchliche Bewußtsein, das den König als den Summepiskopus, den Inhaber einer kirchlichen Gewalt, die nicht sie selbst in Händen hätten, nicht anerkennen wollte. In dem Kampf gegen die königliche Agende trat dies Bewußtsein hervor, aber auch in dem offenen Protest gegen das landesherrliche Summepiskopat, der noch im Jahre 1850 auf einer Synode zu Duisburg abgegeben worden ist.

Indes schon die Annahme des Dienstes der Königlichen Regierung, welche von 1818 an die Synoden einberief, um die alten, etwas in Verfall geratenen Ordnungen zu erneuern, das Eingehen auf die Vorlagen des Kirchenregimentes und endlich der Anschluß an die Generalsynodalordnung der alten Provinzen schließen thatsächlich die Anerkennung des Königs als des Inhabers der Kirchengewalt auch für Rheinland und Westfalen in sich. Immerhin ist

bei der Entwicklung der kirchlichen Angelegenheiten in Preußen, besonders seit 1850, und ebenso bei der neuesten Bewegung, zu deren Beurteilung wir nun übergehen, das Vorhandensein dieser alten kirchlich selbständigen Elemente von der größten Bedeutung.

III. Die gegenwärtigen Forderungen einer größeren Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche in Preußen.

Es ist bereits von mir darauf hingewiesen, in wie unbegreiflichem Gegensatz gegen die Forderungen, welche vor nun bald zwei Jahren durch den Antrag des Herrn von Hammerstein in bestimmterer Form auftraten, sich viele von denen setzten, welchen derselbe hätte aus der Seele geredet sein müssen. Es mußte fast den Eindruck machen, als trügen sie eine künstliche Unwissenheit zur Schau über die Lage, in der sich die evangelische Kirche schon seit Jahrzehnten befand. Allein es war nicht Unwissenheit, es war die Verblendung des Parteieifers, die daraus sprach. Es ist ein Kennzeichen des Epigonentums, wenn die Gesichtspunkte kleinlicher werden, unter denen man große Fragen betrachtet; möchte sich dies nicht als Kennzeichen unserer Zeit herausstellen! Im Oktober 1871 wurde die Frage behandelt: Was muß geschehen, um dem deutschen Volke den Segen der Erhebung aus den Kriegsjahren zu erhalten? Da war es Dr. Beyschlag, der, als der selige Ahlfeld bei der Beantwortung dieser Frage sich etwas auf sein Lieblingsgebiet, die volkstümliche Litteratur verlor, — mit kühner Begeisterung der Frage eine ganz andere Wendung zu geben versuchte. Es ist damals vielleicht noch manchem Teilnehmer jener Oktoberversammlung in Berlin so gegangen, daß es ihm Eindruck machte, als Beyschlag in sie hineinrief: „Versucht nicht mit Mitteln und Mittelchen dem deutschen Volke zu helfen. Was es bedarf, ist eine ihrer inneren Freiheit entsprechend verfaßte evangelische Kirche." Die Zeit hatte damals dafür kein Verständnis. Ihr lagen die Maigesetze schon im Blute, mit der Aufhebung jenes Verfassungsparagraphen, der die selbständige Ordnung ihrer Angelegenheiten den Kirchen verbürgte. Doch als das Eis des Kulturkampfes zu krachen begann und ein warmer Hauch der

Sehnsucht durch die kirchlichen Kreise ging, nun auch für die evangelische Kirche zu erhalten, was der Traum der Vergangenheit gewesen war, da warteten wir vergeblich auf jene Stimme vom Oktober 1871. Und als derselbe Ruf von anderer Seite erklang, hieß es dort: timeo Danaos et dona ferentes. Hat doch ein Glied der Mittelpartei auf der kirchlichen Versammlung in Barmen sich offen zu diesem Grundsatz bekannt, indem er den Antrag Hammerstein ein „trojanisches Pferd" nannte, von dem man nicht wüßte, was es noch in seinem Bauche berge. So sollte es aber nicht sein unter denen, die „als die von einem Stamme" gelten wollen.

Bereits im Ausgang des geschichtlichen Rückblickes auf die Entwicklung des landesherrlichen Kirchenregimentes habe ich darauf hingewiesen, daß seit dem vorigen Jahrhundert — und besonders in der ersten Hälfte des gegenwärtigen — Mächte auftraten, welche auf eine Umänderung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche hindrängten. Noch Friedrich Wilhelm IV. mußte klagen: „Die evangelische Kirche ist nicht da, sie sitzt im Leibe des Staates." Dem Volke erschien sie darum als eine Staatsanstalt, ihr Bekenntnis als die vorgeschriebene Staatsreligion, ihre Diener als die bestellten Staatsorgane. Allein von der Kirche und vom Staate her entstanden Gründe, die dieses völlige Aufgehen der evangelischen Kirche in eine Abteilung des staatlichen Lebens als unthunlich und unerträglich erscheinen ließen.

Zuerst von Seiten der Kirche. Die Reformatoren hatten nicht von ferne daran gedacht, den Landesobrigkeiten mit ihrer Bitte, um der gegenwärtigen Not willen, das „Besucheamt" zu übernehmen und einzurichten, damit ein Recht zu geben, daß sie als solche an dem Bekenntnis ändern dürften. Der spätere Territorialismus hatte dem Fürsten wohl das Recht zugeschrieben, die Angehörigen eines anderen Bekenntnisses zu unterdrücken oder zu vertreiben. Allein in dem preußischen Agendenstreit handelte es sich um die Frage, ob der König das Recht habe, an den bestehenden Bekenntnissen etwas zu ändern. Die an sich und für jene Zeit so treffliche Agende Friedrich Wilhelms III. fand in allen Landesteilen Widerspruch, — im Osten, weil sie etwas zu nehmen schien, was man nicht missen wollte; im Westen, weil sie etwas brachte, gegen das man sich wehrte. An diesem Streite — soviel Verkehrtes auf beiden Seiten dabei vorgekommen sein mag — entwickelte sich mächtig das Bewußtsein von einem

kirchlichen Besitz, an dem die Staatsgewalt keine Macht habe. Dazu kam die Theologie, welche in neuer ursprünglicher Weise auf die alten biblischen Wahrheiten zurückführte. Eine selbständige, von fleischlichen Größen äußerer und innerer Art unabhängige kirchliche Wissenschaft ist allemal die Grundlage und die Wurzel für eine selbständige evangelische Kirche. Dadurch kamen aber eine ganze Reihe von christlichen Ordnungen wieder an das Tageslicht, an welche die Diener und Vertreter der Kirche sich gebunden sahen, die mit den staatlichen Ordnungen sich nicht deckten. Ich erinnere nur an das christliche Eherecht im Unterschied vom preußischen Landrecht. Auf den kirchlichen Konferenzen, die in den vierziger Jahren entstanden, wurde dies selbständige Bewußtsein gepflegt. Und nicht minder zeigte die von der Kirche in Angriff genommene Arbeit der inneren Mission ihr die besonderen Waffen wieder, über die sie verfügte und die eine ganz andere Waffenkunde erforderlich machten, als die Politik sie zu geben vermag. Unter allen diesen Umständen war die Begeisterung erklärlich, mit der Friedrich Wilhelms IV. Äußerungen und Bestrebungen für die evangelische Kirche innerhalb derselben aufgenommen wurden.

Nicht als ob diese Begeisterung allgemein geworden wäre. Teils bureaukratische Gewohnheiten, teils Täuschung über die Gefahren, wie sie gerade unter einem so christlichen König wohl möglich war, haben noch lange die Meinung in weiten Kreisen erhalten, als ob die evangelische Kirche doch am besten aufgehoben sei in den Händen der Staatsgewalt. Wo sollte sie, so meinte man, auch anders hin? Die Lutheraner wurden vielfach durch ihre kirchliche Theorie gehindert, den Weg mitzugehen, der sich als der einzige anbot, um zu einer vom Staate unabhängigen kirchlichen Verwaltung zu kommen, d. i. die Einrichtung von Synoden; man fürchtete sie als eine Beeinträchtigung des geistlichen Amtes, als eine Hinneigung zu reformiertem Wesen. Doch als sie trotzdem kamen und die Befürchtungen sich nicht in dem Maße als begründet erwiesen, wurden sie je mehr und mehr als das Mittel erkannt, um eine Stelle zu gewinnen, von der aus kirchliche Gesichtspunkte und Grundsätze gegenüber den politischen zur Vertretung kommen konnten.

Zu dieser kirchlichen Entwicklung gesellte sich von der andern Seite die große Umgestaltung, welche die Verfassung des Staates erfuhr, — besonders mit dem Jahre 1848. Die

Obrigkeit war eine andere geworden, als jene Hüterin der beiden Tafeln, welche einst Luther um das Notamt des kirchlichen Regimentes angegangen hatte. Nicht zwar darin liegt die grundsätzliche Veränderung, daß der absolute Monarch von nun an mit einer Volksvertretung umgeben und an ihre Zustimmung gebunden ist. Im Gegenteil wäre dadurch an sich die Landesobrigkeit wieder ähnlicher geworden den Verhältnissen früherer Jahrhunderte, in welchen doch auch die Stände neben dem Fürsten standen. Dies absolute Regiment der Fürsten hat sich erst später entwickelt, und es hat sich für die Kirche viel gefährlicher erwiesen, als die durch ständische Einrichtungen beschränkte fürstliche Gewalt. Wir halten es für einen Irrtum, wenn man meint, die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten sei in der Reformation nicht der Staatsgewalt, sondern nur dem Landesherrn als dem praecipuum membrum ecclesiae (dem vornehmsten Gliede der Kirche) übertragen worden, wie sich ähnlich auch wieder Herr v. Kleist-Retzow in seinem Bericht auf der landeskirchlichen Versammlung vom 27. April 1887 ausgedrückt hat. Vielmehr war es die Staatsgewalt, als deren Vertreter in Sachsen der Kurfürst, in Hessen der Landgraf, in Nürnberg, Ulm, Augsburg ꝛc. der Rat der Stadt dastand, welche die kirchliche Leitung übernahm. Gerade in den Republiken ist es zu sehen, daß damals Niemand an eine Trennung zwischen dem Landesherrn als Person und als Träger der obrigkeitlichen Gewalt gedacht hat. Wurde nun in der modernen Zeit die staatliche Autorität neben dem Landesherrn auch noch den aus dem Volk erwachsenen gesetzgeberischen Versammlungen mitgeteilt, so hätte es nicht von vornherein ausgeschlossen sein müssen, daß auch das Kirchenregiment gleichmäßig auf dieselben mit überging. Diese Auffassung wurde von der streng parlamentarischen Partei des Fortschritts auch wirklich vertreten. Der Abgeordnete Virchow hat wiederholt prostestiert gegen den Erlaß der Kirchengemeinde- und Synodalordnung, sowie der Generalsynodalordnung, der lediglich durch freie königliche Entschließung erfolgte (während nur die dadurch berührten Rechtsordnungen dem Landtage zur Regelung vorlagen). Der Landtag sei, so führte der Parlamentarismus aus, ein Faktor der Staatsgesetzgebung, also Mitinhaber der Staatsgewalt; dieser aber gebühre die Leitung der evangelischen Kirche, folglich habe auch über die Kirchenverfassung

und die Kirchenordnungen auch der Landtag ein Wort mitzureden. Anders stand der Summepiskopus dazu. Er hielt an der Auffassung fest, daß die politische Verfassung an seiner kirchlichen Autoritätsstellung gar nichts geändert habe. Und es ist ja auch nicht zu leugnen, daß es auch noch andere Gebiete giebt, auf denen selbst der konstitutionelle König und Kaiser eine persönliche, selbständige entscheidende Autorität in den öffentlichen Angelegenheiten behalten hat. Dazu wurde nun das Gebiet der evangelischen Landeskirche mitgerechnet. Und durch die kirchlichen Verfassungs-Einrichtungen der letzten Jahre ist dieser Rechtsgrundsatz praktisch geworden, daß nicht der Staat, sondern der persönliche König, die Kirchengewalt innehabe.

In den Republiken, z. B. der Schweiz, oder in den deutschen Reichsstädten, ist eine solche Scheidung nicht durchführbar. Es ist da auch wirklich die politische Gemeinde Inhaberin der Kirchengewalt geblieben und verfügt über die innerkirchlichsten Angelegenheiten, wie über Steuerauflagen und Straßenbauten. In den monarchischen Staaten war man besser gestellt; man konnte für das landesherrliche Kirchenregiment die Stellung schaffen, die es in Preußen thatsächlich einnimmt. An der Rechtsgrundlage ist in Preußen nicht mehr zu zweifeln, seitdem der Landesherr aus eigener Machtvollkommenheit der Kirche eine Verfassung gegeben hat, seitdem ihm das Recht dazu einerseits von der gesamten Kirche durch widerstandslose Ausübung der allgemeinen Wahlen zu den Gemeindevertretungen und durch Annahme der Verfassung seitens der Generalsynode anerkannt ist, und seitdem andererseits auch die Mehrheit der Volksvertretung sich auf den dadurch geschaffenen Boden gestellt und das aus der neuen Kirchenverfassung sich ergebende Staatsgesetz vom 3. Juni 1876 angenommen hat.

Diese Aussonderung der innerkirchlichen Angelegenheiten aus dem Bereich derjenigen Staatsangelegenheiten, welche der Mitwirkung der Volksvertretung unterliegen, war notwendig geworden. Nicht, wie ich wiederhole, überhaupt wegen der Teilung der Gewalt zwischen Herrscher und Volksvertretung. In einem rein konfessionellen Staate würde eine solche Teilung für die Kirche gerade vorteilhaft sein. Aber die wesentliche Veränderung, welche die Staatsverfassung erfahren hatte, lag darin, daß das religiöse Bekenntnis fortan gleichgültig wurde für

die Teilnahme an allen bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechten, wozu auch das aktive und passive Wahlrecht zum Landtage, also das Mitreden und Beschließen bei allen Staatsgesetzen gehört. Es ist ein Widersinn, daß die evangelische Kirche regiert wird von denen, die sich offen als ihre Gegner bekennen. Und so ergab sich ganz von selbst, daß der Summepiskopus, der sich mit seinem Volke nicht etwa auf den Boden des gegenseitigen Vertrages gestellt, sondern die Verfassung aus freier Entschließung gewährt, also eine ganze Fülle von Macht und Rechten als ihm eigene sich vorbehalten hatte, — auch die ihm auf dem Gebiete der evangelischen Kirche zustehende Macht und Rechte der Entscheidung der Volksvertretung entzog.

So sehen wir, wie von beiden Seiten her die Umstände zusammenwirkten, welche das Verhältnis zwischen Kirche und Staat einer Umwandlung entgegenführen mußten: von seiten der Kirche das erwachende Bewußtsein selbständiger Aufgaben und selbständiger Kraft, von seiten des Staates das Aufgeben der Bedingung des christlichen Bekenntnisses für die Teilnahme an den Staatsgeschäften. Wir haben ferner gesehen, wie diese Notwendigkeit sich sofort in die Wirklichkeit umsetzte. Weder Friedrich Wilhelm IV. dachte an eine Teilung der oberbischöflichen Rechte mit dem Landtage, sondern setzte aus eigener Machtvollkommenheit eine besondere kirchliche Behörde ein, den Evangelischen Oberkirchenrat, in welchem die Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staat zum Ausdruck kommen sollte. Und König Wilhelm verfolgte den eingeschlagenen Weg durch Erlaß der kirchlichen Verfassung.

Allein es war mit dieser grundsätzlichen Scheidung zwischen der bischöflichen Gewalt des Landesherrn und der Staatsgewalt immerhin erst ein Anfang gemacht. Und es sollte sich nun erst die Not recht anheben. Der Landesherr war und blieb doch immerhin Staatsoberhaupt. In hundert Verhältnisse der Kirche griff noch der Staat ein. Eine klare Grenzlinie war noch nicht gefunden. Doch die Arbeit an der reinlicheren Ausgestaltung der gegenseitigen Abgrenzung wurde rüstig fortgesetzt.

Besonders hatten die Synoden der westlichen Provinzen naturgemäß, da sie schon in einer längeren synodalen Entwicklung standen, dieses Ziel im Auge. Die größte Abhängigkeit empfand man in der Art der Besetzung der kirchlichen Regierämter. Der

Kultusminister, ein Staatsbeamter, der auch auf die Verständigung mit dem konfessionslosen Landtag angewiesen ist, hatte die Ernennung in Händen. Die westfälische Provinzialsynode erklärte daher schon im Jahre 1862: „Zur geschichtlichen Entwicklung der evangelischen Kirchenverfassung gehört das Doppelte: 1) daß sie nicht jede Verbindung mit dem Staate auflösen will, und 2) daß der evangelische König die oberste Stelle im Kirchenregiment behält. Wenn hiernach dem evangelischen König ein Recht der Ernennung der ständigen kirchlichen Organe verbleiben muß und diese Behörden nicht aus freier Wahl der Provinzial- und Landeskirche hervorzugehen brauchen, so muß sich doch bei Ernennung der Mitglieder derselben die Provinzialsynode, resp. auf höherer Stufe die Generalsynode, auf gesetzlich näher zu bestimmende Weise beteiligen." — Diese Anschauungen und Grundsätze wurden von derselben Synode im Jahre 1871, zugleich mit den Ansprüchen auf eine reichere Ausstattung der Kirche, in einer Denkschrift niedergelegt und dieselbe dem König durch ihr Moderamen persönlich überreicht. — Die Synode hat diese Anschauungen auch keineswegs erfunden. Schon in den Erläuterungen zu der Verfassung von 1848 hat es der damalige Minister von Ladenberg, neben der Betonung, daß der Staat in Zukunft kein Recht auf positive Mitwirkung bei den kirchlichen Angelegenheiten haben solle, sondern nur das negative, darauf zu sehen, daß die Kirche nicht gegen ein Staatsgesetz anginge, noch die öffentliche Ordnung störe, — ausgesprochen, daß es hieße, den Todeskeim in die Entwicklung der Kirche legen, wenn man sie in dem Augenblick, wo man ihr die Freiheit gewähren wolle, nicht mit einer entsprechenden Ausstattung versehen würde.

Der Gedanke an die Herbeiführung einer immer größeren Selbständigkeit der evangelischen Landeskirche lag also in der Luft und war die natürliche Frucht der Entwicklung in den letzten Jahrzehnten. Besonders war es der Erlaß der Kirchengemeinde- und Synodalordnung von 1873 und der 1875 folgende Erlaß der Generalsynodalordnung, welcher demselben bestimmtere Formen gab. In der Generalsynode von 1875 bekam die Kirche zum erstenmal einen Mund, und sofort benutzte sie ihn, um die früher von den westlichen Synoden ausgesprochenen Wünsche zu den ihrigen zu machen, nämlich nach einer Mitwirkung der Synodalvorstände bei der Besetzung der kirchenregi-

mentlichen Ämter, ein Antrag, der von jeder Synode, zuletzt noch von der 1885 versammelten, angenommen wurde. In welchem Sinne aber auch seitens der Regierung des Königs diese ganze Synodalsache behandelt wurde, zeigt die Erklärung des damaligen Königlichen Kommissars, der, nachdem er der Folgen gedacht, welche sich aus den politischen Verhältnissen für die Kirche ergaben, wörtlich folgendes sagte: „Dadurch wird die Kirche zwar keineswegs vor die Gefahr gestellt, auf das ihr so wohlthätige, ja unentbehrliche landesherrliche Kirchenregiment verzichten zu müssen. Wohl aber ist es unabweislich geworden, dasselbe als eine wahrhaft kirchliche Institution zu erfassen und festzuhalten, seine Verschmelzung mit der Staatsgewalt auch im Bereich der Organe seiner Ausübung zu beseitigen, und es als die Spitze eines rein kirchlichen Organismus hinzustellen, in welchem die Kirche als ein eigenes Gemeinwesen zur Erscheinung und Aktion kommt." —

Ich gebe hier keine Kirchengeschichte der neuesten Zeit, sondern ich versuche nur aus der ganzen reichen Entwicklung einige bezeichnende Vorkommnisse und Äußerungen hervorzuheben, welche es beweisen, daß sowohl auf seiten der Kirche selbst, als auch des landesherrlichen Kirchenregimentes gar kein Zweifel obwaltete über die Richtung, in der die kirchlichen Angelegenheiten jetzt zu fördern seien. Doch leider kamen Hindernisse aus der politischen Entwicklung her, welche die Hoffnungen, die man von der neuen kirchlichen Verfassung hegte, verdarben, — Hindernisse, mit denen auch heute noch die ganze Selbständigkeitsbewegung zu kämpfen hat. —

Die Staatsregierung unternahm den sogenannten Kulturkampf gegen die römische Kirche. Der Minister Falk glaubte ihr gegenüber zu dem Mittel greifen zu müssen, daß er von einer Abwehr ihrer Übergriffe zu einer grundsätzlichen Änderung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, wie es sich in der modernen Zeit angebahnt hatte, überging. Die kirchenpolitische Gesetzgebung ging in der staatlichen Bevormundung der Kirchen soweit, daß die Bestimmung, wonach die evangelische und katholische Kirche ihre Angelegenheiten selbständig ordnen sollten, aus der Verfassung entfernt werden mußte. Dieses Vorgehen der Regierung wirkte aber auf weite Kreise im Volk wie das Tajo oder das Hornsignal des Jägers. Die Jagd auf das „Schwarzwild" begann. Alle die

Elemente, welche an der „Freiheit der Kirche“, die auch auf dem liberalen Programm gestanden, nur das Interesse gehabt hatten, daß sie selbst möglichst unbehelligt blieben von „orthodoxen“ Zumuthungen, und denen allmählich die Augen darüber aufgegangen waren, daß dann doch noch etwas anderes davon herkommen könnte, beeilten sich daran mitzuarbeiten, daß der Schaden wieder gut gemacht und die evangelische Kirche möglichst unschädlich und unselbständig hingestellt würde.

Schon die Kirchenverfassung selbst mußte das erfahren. Wenn auch der Erlaß derselben von dem Landtage unabhängig war, so mußte demselben eine Reihe von Rechtsverhältnissen zur Bestätigung vorgelegt werden, welche sich aus der Kirchenverfassung ergaben und eine Änderung des Landrechtes mit sich brachten. Diese Bestätigung durch Staatsgesetz mußte gerade auf der Höhe des „Kulturkampfes“ vorgenommen werden. Die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses erklärte, daß sie dieselbe nicht erteilen würde, wenn die Verfassung nicht in erheblichen Punkten den kirchlich-liberalen Anschauungen entsprechend umgestaltet würde. Der Evangelische Oberkirchenrat war nicht so gestellt, daß er einem solchen Druck von dieser Stelle hätte widerstehen können. — Er entschloß sich, um der Mehrheit des Abgeordnetenhauses willen, die sogenannten Schlußbestimmungen der Kirchenverfassung hinzuzufügen, wodurch das Laienelement in den Synoden von der Hälfte auf zwei Drittel erhöht und dies hinzugekommene Drittel aus den großstädtischen Gemeinden genommen werden sollte (das sogenannte „intelligente Drittel“).

Aber damit nicht genug. Als nun die also „verbesserte“ Verfassung von der Generalsynode, und zwar durch die Mittelpartei im Gegensatz zu den die Schlußbestimmungen bekämpfenden Parteien der Rechten, angenommen war und dem Landtag das Einführungsgesetz zur Bestätigung vorgelegt wurde, bekam dasselbe wiederum unter dem Einfluß der liberalen Mehrheit eine solche Form, daß von der Freiheit der evangelischen Kirche, der es der ursprünglichen Absicht nach hatte dienen sollen, wenig übrig blieb. Generalsuperintendent Schulze sagte darüber in seinem einleitenden Bericht auf der Berliner kirchlichen Versammlung am 26. April 1887 folgendes: „Ich nenne die der Synodalverfassung erteilte staatliche Sanktion von 1876, obwohl sie das Datum des 3. Juni trägt, dennoch ein Maigesetz: das Maigesetz der evange-

lischen Kirche; denn es ist aus dem gleichen Geiste geboren wie die anderen: dieselbe Grenzüberschreitung der staatlichen Aufsichtsrechte, derselbe Eingriff in die innersten und zartesten Lebensbewegungen der Kirche; hier aber noch gleichzeitig der Eingriff in die kirchlichen Rechte des Landesherrn und in die Freiheit seiner kirchlichen Entschließungen! Der erhabene Träger des Kirchenregimentes, da er die Synodalverfassung gab, hat sich in wesentlichen Punkten seines angestammten Rechtes begeben, — Gott segne es ihm! Aber was er geopfert, er that es für die Kirche, ihrer Freiheit zu Liebe, ihre Mündigkeit herbeizuführen; er that es gewiß nicht, um sie desto fester an den konstitutionellen Staatswagen zu binden. Ich schuldige das Maigesetz vom Juni 1876, daß es das landesherrliche Kirchenregiment durch ein staatliches, näher: durch ein parlamentarisches Mitregiment beschränkt und dadurch der Kirche den ihr verliehenen königlichen Freibrief verkümmert hat." — Ganz ähnlich wurde sofort beim Erscheinen des Gesetzes gesagt: die Kirche sei nach diesem Gesetz gezwungen, ihre morganatische Ehe mit dem Staate fortzusetzen, — von Freiheit sei in demselben nicht die Rede. Auch der Jurist v. Kirchmann drückte sich in einer Abhandlung über die Reform der evangelischen Kirche (1876) so aus: „Kaum wird jemand behaupten können, daß die Abhängigkeit der evangelischen Kirche vom Staat irgendwie gelockert worden sei. Wo kleine Stücke von Freiheiten durch einzelne Paragraphen gewährt worden sind, hat der Staat doch in der Anstellung der kirchlichen Beamten und Verteilung der Geldsummen die genügenden Mittel behalten, um thatsächlich die Lockerung dieser Abhängigkeit zu hindern, soweit sie ihm nicht genehm ist." — Und so war es auch seitens der liberalen Partei gemeint. Man wollte die Kirche in Abhängigkeit von sich erhalten, die „freie Kirche im freien Staate" war als eine theoretische Verirrung längst verworfen. Wie die Stellung des Staates gedacht war, geht aus der Äußerung des Kommissars des Kultusministers hervor, der das Gesetz im Abgeordnetenhause zu vertreten hatte. Er sagte: „Die Aufsicht des Staates gestaltet sich der katholischen Kirche gegenüber wesentlich anders als der evangelischen Kirche gegenüber; dort kann er auf die im Auslande erfolgende Entstehung des Gesetzes nicht einwirken, nur die Verkündigung des Gesetzes kann er gestatten oder verbieten. Anders ist es bei der evangelischen Kirche; hier entstehen die Gesetze innerhalb des Staates unter fortdauernder Mitwirkung desselben, hier ist der

Staat imstande, ein ihm nicht genehmes Kirchengesetz schon im Entstehen zu inhibieren." Er fügte hinzu: „Man könnte ja in die Religionslehrbücher und Gesangbücher Dinge aufnehmen, die den Religionsfrieden im Staate ernstlich gefährden würden!" — Und ganz entsprechend klang die Antwort wieder aus dem Hause selbst. Der Führer der Nationalliberalen in kirchlichen Dingen, Dr. Wehrenpfennig, beruhigte die ängstlichen Gemüter seiner Partei, die „zu viel Selbständigkeit" für die evangelische Kirche fürchteten, damit, daß — weil und so lange der Landtag durch das Recht der jährlichen Etatsbewilligung in der Lage wäre, seinen Einfluß auf die evangelische Kirche in jedem Jahre zu üben, er nicht besorgt sei, daß auch in dogmatischer Beziehung die evangelische Kirche etwa eine Entwicklung nähme, die dem Geiste der modernen Kultur widerspräche. „Meine Herren," rief er aus, „bedenken Sie, daß die Kirche sich jeden Konsistorialrat von uns erbitten muß."

So war das „Ideal" gestaltet, das sich die liberalen Kulturkämpfer von dem Verhältnis zwischen Staat und Kirche gemacht hatten. So wenig verstanden jene Männer ihre Zeit, — oder vielmehr: zu solcher Verblendung hatte sie ihr Gegensatz gegen die Offenbarungsreligion getrieben. Aber wenn je eine Partei an der innern Unwahrheit ihrer Stellung zu Grunde gehen mußte, so war es die damalige nationalliberale Partei in Preußen. Treffend schrieb der anonyme Verfasser von „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit" damals an seinen früheren Freund von Bennigsen: „Gewiß wäre es im heutigen Deutschland und ganz besonders in Preußen weder möglich noch ratsam, die Verbindung der Kirche mit dem Staate gänzlich zu lösen; aber die allen unsern politischen Parteien stärker oder schwächer noch immer anklebenden cäsaropapistischen, auf die Beeinflussung des innerkirchlichen Lebens gerichteten Instinkte und Neigungen sind durchaus vom Übel und eine unerschöpfliche Quelle von Reibungen, Mißgriffen und Hindernissen der Gesundung. Liberalerseits könnte man sich jetzt endlich bescheiden, die Kirche, nachdem sie organisiert ist, sich selbst zu überlassen."

Natürlich ist der Gegensatz gegen diese gewaltsame liberale Zurückdrehung der Zeit nicht verstummt. Allein unter der Herrschaft des „Kulturkampfes" konnte er nichts erreichen. Als Zeichen dieses Gegensatzes sind schon die Zeugnisse der Generalsynoden erwähnt. Und eine ganze Litteratur von Konferenzvorträgen und

Schriften könnte aufgezählt werden, in denen der Protest der evangelischen Kirche gegen die unter dem „Kulturkampf" ihr auferlegte Abhängigkeit von konfessionslosen gesetzgebenden Faktoren zum Ausdruck kam.

Endlich wurde seitens des Staates der Grundsatz der Falkschen Gesetzgebung aufgegeben. Man schloß Frieden mit der katholischen Kirche. Knurrend zog sich die Meute zurück, die einst mit so fröhlichem Geläute ausgebrochen war. Das „Halali" kam ihr viel zu früh, denn nur zwei Erzbischöfe und die Anzeigepflicht wurden zur Strecke gebracht, und das edelste Wild, dem die Jagd gegolten hatte, die ihres Glaubens, ihrer Kraft und ihrer Aufgaben bewußte evangelische Kirche, war noch nicht zu Tode gehetzt. Freilich lag sie in „Ketten und Banden", wie sich der Abgeordnete Miquél ausdrückte, der einst früh genug den Ausgang des Jagens gewittert hatte, um sich von ihm zurückzuziehen und darum jetzt offen für die Forderung der Zeit eintreten konnte. Aber in diesen „Ketten und Banden" hielt sie desto entschiedener das Haupt empor.

Auch ihr kam der Friedensschluß mit Rom zwar nicht überraschend, aber doch verwunderlich. Wir wollen hier die Reihe von entgegenkommenden Schritten nicht berühren, welche die Staatsregierung plötzlich der Kurie gegenüber unternahm, Schritte, die noch heute im evangelischen Volke zum mindesten gesagt, Verwunderung erregen. Aber zu verdenken war es den Evangelischen nicht, wenn sie erwarteten, daß die im „Kulturkampf" ihnen so unsanft zu fühlen gegebene „Parität" auch jetzt auf sie angewandt werde. Aber es blieb nicht bei der bloßen Erwartung. Am 15. Mai 1886 stellte der Freiherr von Hammerstein den von 42 Mitgliedern der konservativen Fraktion, sowie den Abgeordneten Brüel und Kremer unterstützten Antrag im Preußischen Abgeordnetenhause:

„Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen, an die Königliche Staatsregierung den Antrag zu richten, das Geeignete wahrzunehmen, daß, bei Wiedergewährung größerer Freiheit und Selbständigkeit an die römisch-katholische Kirche, auch der evangelischen Kirche ein entsprechend größeres Maß an Freiheit und Selbständigkeit und reichlichere Mittel zur Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse gewährt werden."

Ein entsprechender Antrag wurde im Herrenhause durch Herrn von Kleist-Retzow eingebracht, und beide Herren gemeinsam arbeiteten dann einen Gesetzentwurf, „betreffend die Abänderung des Gesetzes vom 3. Juni 1876 und die Dotation der evangelischen Kirche", aus, der am 20. Oktober 1886, am Datum der ersten großen kirchlichen Versammlung, die sich mit dieser Frage beschäftigte, nämlich der zu Barmen, zuerst in der „Kreuzzeitung" veröffentlicht wurde.

Halten wir hier, ehe wir zum Schluß auf die einzelnen Forderungen, in welche die kirchlichen Wünsche gekleidet sind, und auf deren weitere Schicksale eingehen, einen Augenblick inne, um uns deutlich zu machen, warum dieser Antrag jene ungemeine Bewegung hervorrufen mußte, welche ja vom Antragsteller her vielfach der Kürze wegen die „Hammersteinsche Bewegung" genannt wird. Je eingehender wir uns mit der Geschichte der kirchlichen Entwicklung in den letzten Jahrzehnten beschäftigen, desto unbegreiflicher wird die Erscheinung, daß man auf kirchlicher Seite nach versteckten politischen Beweggründen für das Auftreten des Herrn von Hammerstein und seiner Genossen suchte. Daß die Staatsregierung sich so schroff ablehnend verhielt, dafür habe ich in der Einleitung einige Erklärungen beizubringen gesucht. Es bleibt immerhin noch ein dunkler Rest für unser Verständnis übrig, den wir in Gründen der höheren Politik vermuten, die sich ja wohl später aufklären — und lösen werden. Eine ganz unbegreifliche Rolle aber spielen die kirchlichen Gegner, soweit sie überhaupt zu den Vertretern des positiven Christentums gezählt sein wollen[1]). Es handelt sich hier nicht um Polemik, sondern um Überzeugung. Und um meinerseits noch nachträglich etwas zu thun zum Verständnis jener Bewegung, erlaube ich mir, hier auf die trefflichen Aufklärungen zu verweisen, welche Herr von Hammerstein selbst auf der Barmer Versammlung am 20. Okt. 1886 gegeben hat. Er erklärte da, daß er mit seinem Antrage die kirchlichen Kreise des Ostens durchaus für dasjenige erwärmen wolle, was man im Westen schon länger teils besitze, teils anstrebe. „Wir

---

[1]) Ich sehe ganz ab von der Opposition des Herrn Dr. Fabri, der durch seine früheren Schriften so energisch in die Selbständigkeitsbewegung der evangelischen Kirche eingegriffen hat, der es aber nicht vertragen zu können scheint, mit irgend einem andern Menschen gleicher Meinung zu sein.

haben im Osten die Bedeutung dieser synodalen Organisation der Kirche kennen gelernt und wir bieten Ihnen die Hand, um gemeinsam mit Ihnen die freiere Entwicklung dieser Verfassung zu erstreiten." Er entwickelt dann die Gründe, die ihn geleitet haben. „Liegt denn die Frage überhaupt so, daß es nötig wäre, zu begreifen, warum ich den Antrag gestellt habe, daß es nötig wäre, nach Gründen zu suchen, die völlig außerhalb der Sache liegen? .. Es gehört wirklich nur ein kurzer Blick auf die Entwicklungsgeschichte der evangelischen Kirche in den letzten Decennien dazu, um zu begreifen, warum der Antrag gestellt und warum er jetzt gestellt werden mußte. Als im Jahre 1848 unsere Staatsverfassung aus einer absoluten in eine konstitutionelle übergeführt wurde, da war niemand im Zweifel, daß der Einfluß des absoluten Staates, wie er bestanden hatte, auf die evangelische Kirche. nicht mehr in derselben Form fortdauern könne, nachdem das Regiment im Staat zum Teil übergegangen war auf die Volksvertretungen, welche aus allen möglichen Konfessionen und Religionsgesellschaften und aus Atheisten zusammengesetzt sind." Nach der Beschreibung, wie diese Änderung zwar angeregt und angebahnt gewesen, aber durch die Umstände, unter denen die Kirchenverfassung 1875 und 1876 eingeführt wurde, wieder illusorisch gemacht sei, führt er die auch von uns oben gebrachte Äußerung des Dr. Wehrenpfennig an und fährt dann fort: „Sie werden begreifen, daß eine Verfassung, welche ihr tüchtigster Kenner selbst so schilderte, den Bedürfnissen der evangelischen Kirche in keiner Weise genügen kann. Nun kann ich für meine Person mich darauf berufen, daß ich von dem ersten Augenbicke an, wo ich in das öffentliche Leben trat, die Forderung, wo es nur immer möglich und angebracht war, theoretisch erhoben habe, daß die Verfassung der evangelischen Kirche, wie sie ihr zur Zeit aufoctroyiert ist, nicht eine solche sei, welche zur vollen Lebensentfaltung die nötigen Garantieen gebe. Aber es war unmöglich, früher als in dem jetzigen Augenblicke die Forderung nach einer Abänderung dieser Gesetzgebung positiv durch einen Antrag zum Ausdruck zu bringen. Die Möglichkeit und Notwendigkeit war in demselben Momente gegeben, als die preußische Staatsregierung ihre Kirchenpolitik grundsätzlich änderte, als sie die grundlegenden Bestimmungen, welche sie in den Maigesetzen seiner Zeit für unabänderlich erklärt hatte, der katholischen Kirche gegenüber mit einem Schlage aufgab. Da war für mich aus zwei Gründen der Moment

gegeben, um den Ihnen bekannten Antrag einzubringen, einmal weil ich mir sagte, daß durch den Friedensschluß mit der römischen Kirche und namentlich durch die Form desselben im evangelischen Volk eine Regung erzeugt war, welche besonders geeignet schien, um in demselben Augenblicke überhaupt kirchliche Fragen zur Diskussion zu stellen, und das bezieht sich besonders auf unsere Verhältnisse im Osten, wo es nicht so leicht ist, für kirchliche Fragen eine Bewegung im Volke hervorzurufen. Auf der andern Seite aber war es logisch, daß ich an die preußische Regierung einfach die Erwartung richtete, daß sie in dem Augenblicke, wo sie ihre kirchenpolitischen Grundsätze änderte und gewisse Beschränkungen, die sie früher als zu den unveräußerlichen Rechten des Staates gehörig bezeichnet hatte, fallen ließ, in Konsequenz dieser ihrer Auffassung nunmehr auch diejenigen Schranken, welche sie damals im Interesse des Staates auch der evangelischen Kirche gegenüber ziehen zu müssen glaubte, aufgab." —

Wir dürfen nach den ganzen obigen Entwicklungen und diesen eigenen Ausführungen des Urhebers des Hammersteinschen Antrages uns jeder weiteren Begründung enthalten. Es leuchtet ein, daß derselbe eine Frucht war, deren Wurzeln sich tief in die Geschichte der Verfassungsentwickelung der evangelischen Kirche verlieren. Es erübrigt uns nur noch, die einzelnen Forderungen, welche in dem allgemeinen Wunsch nach einer größeren Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Landeskirche enthalten sind, im besonderen vorzuführen.

Die Forderungen richten sich erstlich darauf, daß die Mittel, die jetzt durch jährliche Etatberatungen aus dem Staatssäckel zu kirchlichen Zwecken gegeben werden, durch ein Staatsgesetz festgestellt und somit der Willkür der politischen Parteien entnommen werden, und daß diese Mittel reichlicher als bisher bemessen werden. Wir werden auf diesen Punkt hier nicht näher eingehen, weil einerseits über diese Forderung die meiste Übereinstimmung herrscht und andererseits die Litteratur über ihn gerade eine besonders reiche ist, er auch zu einer gründlichen Darlegung eingehendere Voruntersuchungen erforderte, als sie hier geboten werden, wo sich die ganze Betrachtung von Anfang an wesentlich auf eine Behandlung der Organisationsfrage zugespitzt hat. Die sogenannte Dotationsfrage lassen wir hier also außer Betracht.

Zweitens richten sich die Forderungen auf eine andere Art

der Berufung der kirchenregimentlichen Personen, d. h. der Mitglieder des Oberkirchenrats und der Konsistorien, und drittens auf eine größere Freiheit der Bewegung für die kirchlichen Organe, d. h. die Synoden. Die Forderung eines Einflusses der Synoden auf die Besetzung der theologischen Professuren kann gleichfalls hier füglich übergangen werden, nachdem ich mich in einem anderen Hefte dieser Sammlung besonders darüber ausgesprochen habe[1]).

Es bleibt uns also zur näheren Darstellung und Begründung erstlich (I) die Forderung einer anderen Art der Berufung der Mitglieder des Kirchenregimentes. Wie alt dieser Wunsch schon in den westlichen Provinzen ist, darauf ist mehrfach hingewiesen worden. Auch die Generalsynoden haben ihn regelmäßig ausgesprochen, zuletzt noch die von 1885 in der Form, „daß der Generalsynodalvorstand bei der Besetzung der kirchenregimentlichen Ämter im Evangelischen Oberkirchenrat und in den Konsistorien in Mitwirkung trete". — Wie liegt denn die Sache jetzt? — In den westlichen Provinzen werden die Superintendenten von den Synoden selbständig gewählt, — eine Einrichtung, die auch für die östlichen Provinzen zu empfehlen wäre (wie ich sie denn auch seit 18 Jahren vertreten habe). Im Osten werden jetzt die Superintendenten von dem Kultusminister und dem Oberkirchenrat gemeinsam ernannt. Die Berichte der unteren Behörden gehen gleichzeitig an beide Instanzen. Die Anstellungen müssen ausdrücklich die Zustimmung des Ministers erwähnen, die Ausfertigungen geschehen unter dessen Genehmigung. Ganz dasselbe Verfahren findet bei den Stellen in den Konsistorien statt. Bei Anstellungen im Oberkirchenrat halten der Präsident desselben und der Kultusminister gemeinsam dem König Vortrag.

Seit der neuen Kirchenverfassung werden bei der Bestellung der Superintendenten der Provinzialsynodalvorstand, und bei der Bestellung der Generalsuperintendenten der Generalsynodalvorstand mit gehört. Es wird nun der Wunsch ausgesprochen, daß einerseits diese Mitwirkung der Synoden auch auf sämtliche Stellen in den Konsistorien und im Evangelischen Oberkirchenrat ausgedehnt

---

[1]) 80. Heft: Wissenschaft und Kirche im Streit um die theologischen Fakultäten.

werde, — und andererseits die Mitwirkung des Kultusministers bei der Besetzung aller der genannten kirchlichen Ämter aufhöre und dem Staate, vertreten durch den Kultusminister, nur ein Einspruchsrecht zustehe. So schlägt es der Gesetzentwurf des Herrn von Kleist-Retzow und von Hammerstein vor, — so haben es übereinstimmend die letzte rheinische, westfälische, pommersche und sächsische Synode[1]), und zwar die letztere einstimmig, angenommen.*)

Die Bedeutung einer solchen Änderung liegt auf der Hand. Der Kultusminister ist in all seinen Entschließungen beeinflußt durch die Rücksichten auf die Volksvertretung. Er ist also gewissermaßen der Vertreter derjenigen Staatsgewalt, die von dem Könige und der Volksvertretung inne gehabt wird. Diese aber gerade ist es, der die kirchlichen Angelegenheiten entzogen werden müssen. Daß thatsächlich sich an diesem Punkte der Mitwirkung des Ministers Einflüsse, die der Kirche fremd und zum Teil sogar feindlich sind, Zugang zu verschaffen wissen oder wenigstens es versuchen, dafür giebt es leider Belege. Sind die Mitglieder jener kirchlichen Behörden im Konsistorium und Oberkirchenrat Staatsbeamte, so trägt der Kultusminister für ihre Ernennung die volle politische Verantwortung. In Konsequenz dieses Verhältnisses hat denn auch das Abgeordnetenhaus den Minister wegen solcher Ernennungen mehrfach zur Rechenschaft gezogen, und der Abgeordnete Virchow nahm ausdrücklich das Recht in Anspruch, denselben wegen der „orthodoxen“ Gesinnung der in den Oberkirchenrat berufenen beiden Hofprediger Sr. Majestät, der Herren Kögel und Baur, zur Verantwortung zu ziehen. In welchem Maße auch die Generalsuperintendenten durch diese ihre Stellung als Staatsbeamte gebunden sind, dafür legt die bekannte Angelegenheit des Hirtenbriefes in Sachen der Sonntagsfeier, der, von der Generalsynode angeregt, von den Oberhirten aller Provinzen gemeinsam erlassen werden sollte, aber nicht erlassen wurde, ein beredtes Zeugnis ab. Weil ein derartiger Schritt der politischen Macht damals nicht genehm war, mußte er unterbleiben und die Hirtenbriefe bröckelten dann später aus jedem Konsistorium besonders in die Provinzen.

[1]) Es sei ausdrücklich bemerkt, daß bei dem Niederschreiben nur erst diese vier Synoden berücksichtigt werden konnten.

*) Seitdem sind auch die Synoden von Ostpreußen, Posen, Schlesien sowie die hannoverische Landessynode beigetreten. Ablehnend hat sich nur die westpreußische Synode verhalten. A. d. R.

Wird nun aber, so fragen wir, durch die hier vorgeschlagene Änderung das landesherrliche Kirchenregiment beeinträchtigt? Man wirft es ja den Freunden und Förderern der „Hammersteinschen Bewegung" vor, daß sie gegen den Summepiskopat vorgingen, und unter diesem Titel haben Vertreter des Kirchenregimentes die Zeugnisse der Kreissynoden für die in Rede stehenden Anträge als „rebellisch" zu unterdrücken gesucht. Allein wenn wir uns die vorgeschlagene Änderung praktisch klar machen, so ist gar nicht einzusehen, was dem Könige als dem obersten Bischof genommen werden soll? Er soll, dahin geht der Wunsch, nach wie vor die kirchlichen Beamten ernennen. Er hörte bisher darüber zwei Instanzen an, die beide von ihm selbst in freier Initiative berufen werden, nämlich den Oberkirchenrath und den Minister. Ist es nun eine Beeinträchtigung seiner Autoritätsstellung, wenn die eine dieser beiden Instanzen bei der Vorbereitung für die vom König zu vollziehenden Ernennungen fortfällt? Und liegt es nicht ganz in der Natur der Sache, daß die Instanz fortfällt, welche sich durch ihre Art und Natur abhängig darstellt von außerkirchlichen und außerchristlichen politischen Einflüssen, und diejenige bleibt, welche beraten wird von der gesetzlichen Vertretung der Landeskirche selbst?

Die Bedenken aber, welche man gleichfalls gegen diese Entstaatlichung der kirchlichen Beamten in dem Oberkirchenrat und den Konsistorien vorgebracht hat, daß sie nämlich doch eine „fortdauernde Stellung im Staatshaushalt" einnehmen würden, fallen dann hin, wenn durch die geforderte gesetzliche Ausstattung der Kirche jener jährlichen Vorführung eines „jeden Konsistorialrats" in den Etatberatungen des Landtags ein Ende gemacht wird.

Wir gehen über zu der zweiten Reihe der besonderen Forderungen, die wir zu betrachten haben, das sind die, welche sich (II) auf eine größere Freiheit der Bewegung für die kirchlichen Organe, d. i. die Synoden, richten. Es ist dabei zu unterscheiden: erstlich die Erweiterung der Befugnisse der Synoden und zweitens die Entfernung der Hindernisse, welchen die Verwirklichung ihrer Beschlüsse ausgesetzt sind. Zu der (1) Erweiterung der Befugnisse gehört auch ihre Mitwirkung bei den Personenfragen, über die wir bereits geredet haben. Es gehören aber dahin noch zwei andere Punkte, an denen die Kirche eine Behinderung durch die staatlichen Faktoren drückend zu empfin-

den in die Lage kommen kann. Der eine davon bezieht sich (a) auf die Besteuerung. In dem Gesetz vom 3. Juni 1876 findet sich die Bestimmung, daß die Kirche für provinzielle und landeskirchliche Zwecke nicht mehr als 4 Prozent der Gesamtsumme der Klassen- und Einkommensteuer der zu ihr gehörigen Bevölkerung an Kirchensteuern erheben dürfe. Jede Überschreitung dieses Satzes bedarf der Genehmigung durch ein Staatsgesetz, — wohl zu beachten: nicht der Genehmigung der Staatsregierung, sondern es muß der ganze Apparat der Gesetzgebungsmaschine, mit Kommissions- und Plenarberatungen im Hause der Abgeordneten, dazu aufgeboten werden. Hier wird nun verlangt, daß „Kirchengesetze, durch welche neue Ausgaben zu landeskirchlichen Zwecken ohne Rücksicht auf den Prozentsatz bewilligt werden, nur der Zustimmung des Staatsministers, nicht der Landesgesetzgebung bedürfen." So drückt es die pommersche Provinzialsynode aus. Die sächsische verlangt nur, „daß die durch Art. XVI gezogene Schranke des kirchlichen Selbstbesteuerungsrechts, sofern es sich dabei um die Mitwirkung des Landtages handelt, erweitert werde". Sachlich kommt es auf dasselbe hinaus.

Hier kann nun von einer „Beschränkung des landesherrlichen Kirchenregimentes" überhaupt nicht geredet werden. Im Gegenteil wird die Machtsphäre des Königs eher dadurch erweitert, wenn er nur durch sein Ministerium, nicht auch durch die Volksvertretung kirchliche Beschlüsse zu bestätigen hat. Es handelt sich also hier recht eigentlich um eine Entfernung der abstrakten Staatsgewalt, des rein politischen Einflusses aus den rein kirchlichen Angelegenheiten. An eine gänzliche Befreiung der kirchlichen Steuerangelegenheiten vom staatlichen Einflusse konnte nicht gedacht werden, solange die Kirche auf den Schutz des staatlichen Armes bei der Einziehung der Steuern rechnet. Durch die Genehmigung des Staatsministeriums ist dieser Einfluß aber genügend sichergestellt.

Ganz dieselben Rücksichten treten nun bei einer (b) zweiten Behinderung der Synoden durch die staatlichen Faktoren ein. Die Kirchenverfassung legt etwaige Änderungen der Gemeinde- oder Synodalordnung in die Hand der kirchlichen Gesetzgebung, sie läßt der Kirche freie Bahn für eine etwaige Umgestaltung ihres Organismus. Das Gesetz vom 3. Juni 1876 nimmt ihr diese Freiheit. Denn Artikel I bestimmt nicht nur, daß die Synodalorgane die ihnen verfassungsmäßig zustehenden Rechte

nur dann auszuüben berechtigt sein sollen, wenn sie in ihrer Zusammensetzung unabänderlich beharren; jede, auch die geringste organische Fortbildung der Kirchenordnung soll ihre Genehmigung erst durch ein Staatsgesetz erhalten, — sondern auch die Veränderung der kollegialischen Verfassung des Oberkirchenrats und der Konsistorien wird durch Art. XXI desselben Gesetzes von der Genehmigung durch ein Staatsgesetz abhängig gemacht.

Hier haben wir nun vor Augen, durch wen das landesherrliche Kirchenregiment angetastet wird, nicht durch die Vertreter der „größeren Freiheit der evangelischen Kirche", sondern durch ihre Gegner. Denn jene Bestimmungen des Gesetzes von 1876 beschränken dieses Regiment in einer ganz neuen Weise. Der Vertreter der Regierung erklärte damals auch, daß die Organisation der Verwaltungsbehörden Sache der Ausführungsmacht und nicht der Gesetzgebung sei, d. h. der Regierung und nicht der Volksvertretung. So war die Einsetzung des Evangelischen Oberkirchenrats aus freiem Entschluß des Königs hervorgegangen. Jetzt kommt der Landtag und nimmt dem Könige dieses Recht, unterwirft die kirchliche Organisation der Aufsicht des konfessionslosen Abgeordnetenhauses. Ist es da nicht durchaus berechtigt, wenn der Hammersteinsche Antrag und seine Vertreter sagen: Wir wollen das landesherrliche Kirchenregiment gerade stärken, indem wir es von dem parlamentarischen Mitregiment befreien? Der Landtag ging bei seiner Bearbeitung des Gesetzes von 1876 von dem Grundsatze aus, den der Minister Falk bei der Aufhebung des Art. XV der Verfassung aussprach. Diese Aufhebung habe den Sinn, „daß die Kirche sich unterwerfen muß einem künftigen Staatsgesetz und in ihrer Gestalt sich ändern lassen muß durch ein künftiges Staatsgesetz". Und in der Kommission des Abgeordnetenhauses zur Beratung des Gesetzes von 1876 wurde es auch offen ausgesprochen, daß man Garantieen haben müsse, „um solchen Mißständen abzuhelfen, die in den letzten Jahrzehnten aus Überschreitungen auch des evangelischen Kirchenregimentes (!) in das Gebiet der Landesgesetzgebung hervorgegangen seien, beispielsweise durch Verbot von Trauung Geschiedener (!) im Gegensatz mit den Grundsätzen des Allg. Landrechts, oder durch Aufstellung einer Trauformel (!) im rechtlichen Widerspruch mit der reichsgesetzlich bestehenden Civilehe".

Hier liegt klar vor, worauf man hinaus wollte: Synoden und Kirchenregiment sind eigentlich überflüssig, das Abgeordnetenhaus regiert die Kirche. Und Herr von Kleist-Retzow hatte ganz recht als er bei der Berathung jenes Gesetzes im Herrenhause ausrief: Die Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung wird man künftig in den Annalen des Landtags zu suchen haben. Die Synoden haben darum auch hier mit Entschiedenheit eine Abänderung verlangt; die pommersche durch den Wunsch, daß „Änderungen der Gestaltung der kirchlichen Gemeinde- und Synodalorgane nur durch die kirchliche Gesetzgebung erfolgen", — die sächsische in der vorsichtigen, aber darum auch einstimmig angenommenen Fassung, „daß der Umfang, in welchem nach Art. I des Gesetzes vom 3. Juni 1876 jede Abänderung der gegenwärtigen kirchlichen Organisation nur durch einen Akt der staatlichen Gesetzgebung möglich ist, näher bestimmt werde".

Wir kommen nun (II, 2) zu der Entfernung der Hindernisse, welchen die Verwirklichung der Beschlüsse der Synoden ausgesetzt sind. Es handelt sich um die Gestaltung des Placet beim Erlaß von Kirchengesetzen. Verdeutlichen wir diese Frage gleich durch einen Fall aus der Wirklichkeit. Die Generalsynode hatte im Jahre 1885 eine ihm durch das Königliche Kirchenregiment vorgelegte Änderung der Kirchenverfassung angenommen. Der Landtag, dem diese Änderung nach dem Gesetz von 1876 vorgelegt werden muß, hatte dieselbe genehmigt. Hätte nun nicht der König als oberster Inhaber der Kirchengewalt dies also doppelt genehmigte Gesetz vollziehen können? Die Verkündigung des Gesetzes ist aber noch immer ausgeblieben, weil dasselbe, ehe es dem Könige zum Vollzug vorgelegt werden darf, vorher die Erklärung des gesamten Staatsministeriums erfordert, daß von Staats wegen gegen den Erlaß nichts einzuwenden sei. Diese Erklärung ist aber noch nicht erfolgt; alle Wünsche und Anfragen aus den Synoden und dem Evangelischen Oberkirchenrate haben das im übrigen fertige Gesetz noch nicht wieder aus dem Umlauf durch die Ministerien herausholen können, und nur Vermutungen können darüber aufgestellt werden, wo es sich im Augenblick befinde.

Die Generalsynodalordnung enthält die Bestimmung: „Bevor ein von der Generalsynode angenommenes Gesetz dem Könige zur kirchenregimentlichen Genehmigung vorgelegt wird, ist die Erklärung des Ministers der geistlichen Angelegenheiten darüber herbeizuführen,

ob gegen den Erlaß desselben von Staatswegen etwas zu erinnern ist." Das Gesetz von 1876 ändert diese Bestimmung folgendermaßen ab: „Bevor ein von einer Provinzialsynode oder von der Generalsynode beschlossenes Gesetz dem Könige zur Sanktion vorgelegt wird, ist durch eine Erklärung des Staatsministeriums festzustellen, daß gegen das Gesetz von Staats wegen nichts zu erinnern ist. In der Verkündigungsformel ist diese Feststellung zu erwähnen." — Die Änderung ist (bis auf die Erwähnung in der Verkündigungsformel, die keine sachliche Bedeutung, sondern nur die einer öffentlichen triumphierenden Erklärung der der Kirche angethanen Schmach hat) eine doppelte: an die Stelle des Kultusministers tritt das gesammte Staatsministerium und an die Stelle des Ob tritt ein Daß. Die erste Änderung kann wesentlich nur auf eine Verschleppung der Sache hinwirken, die andere aber hat einen großen praktischen Wert, wie aus dem mitgetheilten Falle zu ersehen ist. Denn wenn nur erklärt wird, ob „etwas zu erinnern" ist, so wird das Gesetz dem Könige doch vorgelegt; wenn dagegen das Staatsministerium sich dahin entscheidet, daß wirklich etwas gegen das Gesetz zu erinnern sei, so kommt es dem Summepiskopus gar nicht vor Augen. Hier haben wir in der That nicht ein placet regium gegenüber der Kirche, sondern ein placet ministeriale gegenüber dem Landesherrn — eine höchst sonderbare „Stärkung des landesherrlichen Kirchenregimentes"!

Schon die Fassung in der Generalsynodalordnung enthält eine unnötige Beschränkung der freien Bewegung. Der Präsident Hermann verteidigte dieselbe damit, daß man dafür sorgen müsse, daß der Landesherr als Träger des Kirchenregimentes nicht in Konflikt komme mit seiner Stellung als Staatsoberhaupt; darum müsse der Minister vorher die Zulässigkeit des Gesetzes prüfen. „Man wollte," sagt Hofprediger Stöcker in seinem Bericht auf der Berliner Versammlung vom 27. April 1887, „in einer gewissen Gutmütigkeit dem Landesherrn von vornherein einen Teil seiner Verantwortung nehmen. Nun glaube ich, daß die Hohenzollern das Mißtrauen eigentlich nicht verdient haben, als ob sie eine Verantwortung von sich ablehnen wollten." — Doch dasselbe wurde erst noch verstärkt durch die Fassung im Staatsgesetz. Denn durch dasselbe mit seinem Daß statt Ob wird gewissermaßen das Mißtrauen eingeführt, daß der König könne über ein Kirchengesetz anderer Meinung sein als der Kultusminister, deshalb soll es ihm

im Falle einer ablehnenden Haltung des Ministeriums gar nicht erst vorgelegt werden. So drängt sich also der Staat zwischen die Kirche und ihren Summepiskopus und nimmt ihr das Recht des freien unmittelbaren Zugangs zum höchsten Kirchenregiment, ein Recht, dessen Versagung Professor Cremer mit Recht als die Vormundschaft des Ministeriums über den Summepiskopat, und selbst der Abgeordnete Virchow als eine „kolossale Schranke" vom Standpunkt der Freiheit der Synoden bezeichnet hat.

Deshalb fordert man jetzt eine Änderung an der Form dieses Placet. Die pommersche und sächsische Synode bitten um eine Wiederherstellung der Fassung der Generalsynodalordnung („ob nichts zu erinnern sei"). Einen genügenden Schutz des Staates könnte man aber auch schon in der allgemeinen Bestimmung sehen, daß eine Kirchenordnung nicht gegen die Staatsgesetze verstoße, worüber in einzelnen Fällen der Kultusminister sein Gutachten abzugeben haben würde.

Rückblick und Schluß.

Luther hat die ganzen gegenwärtigen Wirren heraufbeschworen, als er in Worms, ähnlich wie vorher in Leipzig, erklärte: auch der Papst und die Konzilien könnten irren. Indem sich die evangelische Kirche mit Luther auf den Grundsatz von der persönlichen Heilsgewißheit der Christen und der alleinigen Autorität der hl. Schrift stellte, brach sie mit dem geschichtlich gewordenen Kirchenregiment und sah sich vor die Aufgabe gestellt, eine neue Form desselben aus sich herauszusetzen.

Sie hielt dabei an dem Grundsatz fest, daß Christus selbst die Seinigen weide durch sein Wort, und daß, wenn Er auch gewollt habe, daß ein Amt da sei, das dieses Weiden ausübte, Er für die zusammenfassende und das Ganze ordnende Thätigkeit dieses Amtes keine festen Ordnungen geoffenbart habe. Diese Thätigkeit konnte deshalb verschieden gestaltet werden und es war nur der evangelische Grundsatz festzuhalten, daß dem einzelnen in der Gemeinde der unmittelbare Zugang zum Heile nicht verwehrt und daß die Autorität des göttlichen Wortes (nach dem in dem

betreffenden Kirchenkreise herrschenden Verständnis) nicht angetastet werde.

Unter diesen Voraussetzungen baten die Reformatoren die Staatsgewalt, die Fürsten und Magistrate, um die Einrichtung einer kirchlichen Verfassung. So entstanden die Konsistorien und städtischen geistlichen Ministerien, als Behörden, unter deren theologischem Beirat und durch deren Vermittlung die Landesobrigkeiten die Gemeinden ihres Bezirkes dem Worte Gottes gemäß leiten wollten. Daraus aber entstand allmählich der Territorialismus und das ausgebildete staatliche Kirchenregiment mit allen seinen Mißständen, d. h. mit seiner Beeinträchtigung der Geltung des göttlichen Wortes und der freien Glaubensüberzeugung in der evangelischen Kirche.

Mit der modernen Veränderung im Staatsleben und der Staatsverfassung war der Zeitpunkt gegeben, wo etwas Neues für die Kirche geschaffen werden mußte. War schon ursprünglich das landesherrliche Kirchenregiment als ein „Notdach" bezeichnet, so wurde der Ersatz desselben zur Notwendigkeit, als sich die Staatsgewalt nicht nur von dem evangelischen, sondern von jedem christlichen Bekenntnis grundsätzlich löste. Dies geschah mit der Einführung von Verfassungen und der Anwendung des Duldungsprinzips im modernen Sinne. Dies Prinzip verlangte das Aufgeben der religiösen, resp. der konfessionellen Vorbedingungen für die Beteiligung an den Staatsgeschäften, wovon die Kehrseite bildete das Zurückziehen politischer staatlicher Einflüsse von den religiösen Angelegenheiten.

Gleichzeitig entstanden auf ursprünglich lutherischen Kirchengebieten synodale Einrichtungen und es erwuchs das Verständnis für ihre Bedeutung. Da faßte ein geistgesalbter König den Gedanken, das landesherrliche Kirchenregiment, das er bisher als absoluter Regent mit innegehabt, nicht mit den neu geschaffenen Volksvertretungen, sondern mit eigens dazu ins Leben zu rufenden Kirchenvertretungen zu teilen, um auf diese Weise Organe zu schaffen, welche an die Stelle des Notdachs des staatlichen Kirchenregimentes treten könnten.

Diese Organe sind vorhanden und es vollzieht sich in der Gegenwart langsam, aber sicher, unter Fallen und Aufstehen, der Prozeß, durch welchen die große Forderung der Zeit, die zugleich die Forderung der Reformation ist, nämlich nach einer Scheidung

zwischen dem Gebiet des Zwanges und dem Gebiet der Freiheit, der Religion und der Politik, — auch für die Landeskirchen in Deutschland zur Durchführung kommt.

Nicht handelt es sich um eine solche Beseitigung des landesherrlichen Regimentes, daß eine Freikirche nach Art der Amerikaner oder der Independenten an seine Stelle träte. In Deutschland haben sich von den Tagen Karlmanns an die Verhältnisse und die Begriffe so entwickelt, daß die christliche Obrigkeit ihrer Verpflichtung einer advocatia ecclesiae, im wohlverstandenen Interesse des Vaterlandes, nicht so leicht vergißt. Wohl aber handelt es sich um eine solche Ausgestaltung desselben, durch eine Sonderung zwischen den synodalen und den parlamentarischen Befugnissen, daß es immer mehr werden kann ein handliches Werkzeug für den Herrn und Inhaber aller Kirchengewalt im Himmel und auf Erden, durch das Er sein Reich auf Erden bauen und die Gemeinde der Seinigen weiden könne.

Die „Innerlichkeit“ leidet durch diese Forderungen, welche wir im Interesse einer solchen Entwicklung aufstellen, keine Gefahr. Wir wissen, daß es der Herr ist, welcher die Gewissen wecken, die Herzen beleben und lenken muß und kann wie die Wasserbäche Aber wir erblicken in gewissen Verhältnissen Hindernisse für dies Sein Wirken, welche die Seinigen, wenn sie sie erkannt haben, beseitigen müssen. In diesem Sinne eignen wir uns das Wort an, das der Hauptförderer der Bewegung am Rhein, der Vertreter des Wupperthales Dr. Frowein, darüber auf der letzten Provinzialsynode in Neuwied gesprochen hat: „Wir führen den Kampf weiter mit Geduld, aber auch mit siegesgewisser Ueberzeugung.“

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XIII. Heft 5.

Der Weltspracheschwindel.

Von

Dr. Karl Feyerabend.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1888.

Einleitung.

In der Weisung „herrschet über die Erde und machet sie euch unterthan" ist der Menschheit ihr irdischer Beruf nach der Seite des Weltlebens hin vorgezeichnet. Was unser Geschlecht in einer vieltausendjährigen Entwicklung an Gütern gewonnen hat, die Summe der Errungenschaften, welche wir mit dem Worte „Kultur" umfassen, und durch welche sich unser Leben von dem Naturzustande unterscheidet, ist nur eine Annäherung an die völlige Erfüllung der Aufgabe, welche uns gestellt ist. Die Fortschritte auf den Gebieten der Geistes- und Naturwissenschaften und die Nutzbarmachung ihrer Ergebnisse für eine reichere Ausgestaltung des Lebens müssen mehr und mehr dazu führen, dem Menschen die Erde wirklich unterthan zu machen. Gewiß ist es erhebend zu betrachten, wie wir es bereits so herrlich weit gebracht haben. Wir fühlen es dem Sänger des 8. Psalms nach, daß uns Menschen im weiten Gebiete des Erschaffenen eine einzigartige Stellung, Würde und Wirksamkeit angewiesen ist, daß wir der Welt der himmlischen Geister näher verwandt sind als der uns umgebenden Endlichkeit. Der Stolz, an dem es ja unserer Zeit keineswegs gebricht, hat also seine Berechtigung; nur sollte er sich wie bei dem Psalmsänger in Demut und Dank auflösen gegen den Schöpfer aller Dinge, der auch uns die körperliche und geistige Ausrüstung für unseren Weltberuf mitgegeben hat. Zu dem Kulturdünkel, der sich so vielfach breit macht und oft genug in sein Gegenteil, eine Preisgabe der eigentlichen Menschenwürde, umschlägt, haben wir wenig Veranlassung. Denn wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir gestehen, daß unser heutiges Wissen und Können, trotz der ungeahnten Fortschritte, immer noch sehr lückenhaft, nur Stückwerk,

und daß es auch keineswegs das Werk des heutigen Geschlechtes ist. Ein jedes Jahrhundert steht auf den Schultern seiner Vorgänger; ein jedes hat seinen Bruchteil zu dem Gesamtbesitz hinzufügen müssen, und es ist wahrscheinlich, daß spätere Geschlechter auf uns ebenso herabsehen werden, wie wir es wohl auf die Vergangenheit thun.

Es ist also kein Grund, warum wir nicht jeden Fortschritt in dem Bereiche der materiellen Kultur mit Freuden begrüßen sollten, wie wir denn in der Dampfmaschine und Eisenbahn, in Telegraph und Photographie, im elektrischen Licht und im lenkbaren Luftschiffe der Zukunft Bereicherungen des Lebens sehen, welche auch höheren Zwecken zu gute kommen. Diese Erfindungen und Entdeckungen erhalten sogar zum Teil erst ihr volles kulturgeschichtliches Verständnis, wenn man sie in einem größeren Zusammenhange anschaut, nämlich als gottgeordnete Mittel zur fortschreitenden Erfüllung des höchsten Zweckes der Menschheit, als Bahnbrecher einer umfassenderen Verchristlichung der außereuropäischen Völkerwelt. Wie viel mehr werden wir nun solche Neuerungen und Erfindungen dankbar annehmen, die von vornherein in einer sichtbaren Beziehung zu diesem höchsten Zwecke stehen und bestimmt sind, uns auf dem Gebiete der sittlichen Kultur vorwärts zu bringen! Eine solche Erfindung wird uns seit mehreren Jahren von verschiedenen Seiten in der sogenannten Weltsprache angeboten, die von ihren Vertretern jenen großen Erfindungen an Wichtigkeit zur Seite gestellt und als eine der größten Wohlthaten bezeichnet wird, welche der Menschheit bisher zu Teil geworden sind. Wenn wir den verlockenden Anpreisungen Glauben schenken dürfen, so wäre nun das Mittel gefunden, welches der seit den Tagen des babylonischen Turmbaues bestehenden sprachlichen Zerrissenheit der Völker ein Ende macht. „Einer Menschheit Eine Sprache", das ist jetzt die Losung. Die „Weltsprache" soll berufen sein, ein neues, bisher ungekanntes Band des Verständnisses, der Einigkeit und Bruderliebe um die Völker zu schlingen. Wie herrliche Aussichten eröffnen sich uns, wenn nur zur Hälfte wahr ist, was ein begeisterter Anhänger der Weltsprache „Volapük" singt:

O Brudersprache Volapük!
Du bringst der Menschheit großes Glück!
Du machst aus allen Menschen Brüder,
Bringst das verlor'ne Eden wieder!

Eine künstliche, erfundene Sprache, die angeblich alle Vorzüge der Natursprachen ohne deren Mängel in sich vereinigt, ist es, welche in dieser überschwänglichen Weise besungen wird. Ein anderer Anhänger derselben „Weltsprache" nennt diese die vollendetste und dennoch leichteste Sprache der Welt, formenreich wie keine und äußerst klangvoll. Er sieht in ihr „ein „geniales Werk" und „wahrscheinlich die größte Erfindung des Jahrhunderts" und glaubt den Widerspruch durch die Bemerkung zu entkräften, daß man die Erfinder der Dampfmaschine, des Telegraphen, der Gasbeleuchtung u. s. w. anfangs für Narren und Verrückte erklärt und sie habe verschmachten lassen (wo denn? fragen wir), während man sie heute allgemein als Wohlthäter der Menschheit preise. Es ist nur schade, daß in der letzten Zeit eine ganze Reihe solcher Sprachen (im laufenden Jahrzehnt meiner Kenntnis nach 6) ans Licht getreten sind, welche jede in ihrer Weise den Bedingungen einer „Weltsprache" zu genügen vorgeben, dadurch aber einander ausschließen müssen. Es wird also ohne vorherige Prüfung der einander gegenüberstehenden Ansprüche nicht abgehen. Aber auch davon abgesehen ist eine Besprechung der Angelegenheit in diesen Blättern um so mehr angezeigt, als sie wirklich, wenigstens hinsichtlich des „Volapük", bereits eine Frage unseres Volkslebens geworden ist. Denn die Bewegung für diese bisher erfolgreichste Bewerberin zieht täglich größere Kreise, so daß ihre Anhänger bereits zu behaupten wagen, wer Anspruch auf den Namen eines „Gebildeten" in unserem Volke erheben wolle, müsse sich mit „Volapük" bekannt machen.

So bringt die „Magdeburger Zeitung" vom 19. Oktober 1887 einen ausführlichen Bericht über einen Vortrag des bekannten Geographen Professor Kirchhoff aus Halle, den derselbe am Abend des 18. in M. vor einer zahlreichen Hörerschaft, in der auch die Damenwelt stark vertreten war, über „Volapük" gehalten hat. Nach dem Berichte war der Vortrag „von dem Pathos des überzeugten Agitators getragen". Der Vortragende machte für seine Sache den Spruch geltend: ‚artem non odit nisi ignarus'. Die Gegner seien lediglich Zeitungsschreiber, Philister und — Sprachgelehrte, über die sich zu ereifern kein Grund vorhanden sei. Handel und Wissenschaft würden aber in absehbarer Zeit gezwungen sein, sich dieses Verständigungsmittels zu bedienen, ja der erstere sei schon rüstig an der Arbeit, und eine neulich in Hamburg

abgehaltene Versammlung habe für den deutschen Kaufmannsstand den Sieg der guten Sache endgültig entschieden. Die Wissenschaft zeige sich zunächst noch zäher, aber auch hier sei es nur eine Frage der Zeit, daß aus dem Saulus ein Paulus werde.

Wenn der Mann von Halle, dessen ganzen Vortrag nach der „M. Z." eine überzeugte Siegeszuversicht durchdrang, recht hätte, so thäten demnach die gebildeten Stände unseres Volkes gut, sich recht bald an das Studium des „Volapük" zu machen, um auf dem Kampfplatz der Bildung nicht ins Hintertreffen zu kommen. Doch wartet der Leser vielleicht noch ein wenig, da ich ihn zu einer gemeinsamen Wanderung einladen möchte, auf welcher wir zuerst rückwärts schauend die Versuche kennen lernen wollen, welche in früheren Zeiten nach einer „Weltsprache" hin gemacht worden sind, dann diejenigen „Weltsprachen" uns näher ansehen, die gegenwärtig Anspruch auf unsere Beachtung machen, und nach unbefangener Würdigung ihrer etwaigen Vorzüge und Mängel zum Schlusse ihre Aussichten für die Zukunft prüfen. Dann mag sich der Leser entscheiden, ob er einer „Weltsprache" näher treten will.

Geschichtlicher Überblick [1].

Indem wir an der biblischen Lehre von der Einheit des Menschengeschlechts als Nachkommen eines Paares festhalten, ist uns auch die Annahme einer ursprünglichen Einsprachigkeit selbstverständlich. Für die Sprachwissenschaft ist es freilich unmöglich, die Ursprache nachzuweisen oder auch nur einen wahrscheinlichen Stammbaum der bekannten lebenden und abgestorbenen Sprachen aufzustellen. Auch in Zukunft, bei weiterer Ausdehnung und Vertiefung der Sprachforschung dürfte dies nicht möglich werden. Denn die Vielsprachigkeit besteht schon seit vorgeschichtlicher Zeit, aus der eine zuverlässige und ausreichende Überlieferung von Sprachmaterial nicht vorhanden ist. Es ist bisher nur gelungen, bei einzelnen Gruppen von Sprachen die Verwandtschaft

[1]) Eine quellenmäßige Geschichte der Weltsprachversuche fehlt. Der Vortrag Leopold Einstein's (Bayer. Lehrerzeitung 1885, Nr. 11. 12) ist mir erst nach Beendigung meiner Arbeit zugekommen. Er ist nur verhältnismäßig das Beste, da auch er ohne Kritik, Zurückgehen auf die Quellen und Vollständigkeit geschrieben ist.

mit Sicherheit nachzuweisen; so bei der indoeuropäischen Sippe, deren gemeinsame Urmutter aber zu finden ebensowenig möglich ist, wie wenn jemand, der keine Kenntnis des Latein hat, aus seiner Bekanntschaft mit den romanischen Sprachen sich die lateinische Muttersprache bilden wollte. Schon längst sind auch die vorderasiatischen, sog. semitischen Sprachen als eine Familie erkannt worden. Daß diese mit den indoeuropäischen urverwandt sind, ist wahrscheinlich aus manchen Ähnlichkeiten (im Personalpronomen, in der Verbalflexion, im Wortschatz, im Gebrauch des Accusativs 2c.). Andererseits zeigen die semitischen wieder Spuren von Verwandtschaft mit den hamitischen Sprachen. Somit ist es nach Nöldeke (Semit. Sprachen, S. 7) wahrscheinlich, daß die Sprachen nicht bloß der Semiten und Indoeuropäer, sondern auch anderer Völkergruppen einer gemeinsamen Sprache entstammen. Mehr kann man nicht sagen, denn die Trennung ist so alt, daß die Veränderungen, welche in vorgeschichtlicher Zeit mit den Sprachen vor sich gegangen sind, die gemeinschaftlichen Züge verwischt haben. So viel aber steht fest, daß niemand imstande ist, das Gegenteil zu erweisen, nämlich daß die vorhandenen Sprachen nicht von einer gemeinsamen Stammmutter herkommen können, obwohl es an den bezüglichen Behauptungen nicht gefehlt hat.

Die sprachliche Trennung der Völker mußte als Schranke des Verkehrs empfunden werden und die nationale Abgeschlossenheit und Ausgestaltung befördern. Wo Völker verschiedener Sprache und Nationalität zu einem politischen Ganzen vereinigt wurden, wie im altpersischen Reiche und im persisch-griechischen Alexanders, da machte sich alsbald das Bedürfnis nach einer Reichs- und Amtssprache geltend. So wurde der Gemeindialekt des Griechischen durch Alexander und seine Nachfolger eine Weltsprache, welche in der ‚Oikumene' der Griechen überall verstanden wurde, und auch dann im Besitze des Ostens blieb, als mit dem Emporkommen der römischen Macht die Sprache Latiums sich eine ähnliche Stellung in der westlichen Hälfte der Mittelmeerländer errang, indem auch die Römer die Überlegenheit des Griechischen anerkennen mußten. Es ist bekannt, wie diese Verhältnisse ganz wesentlich zur schnellen Ausbreitung des Christentums beigetragen haben. Das Griechische verlor dann durch das Vordringen des Islam und den Niedergang des oströmischen Reiches immer mehr Boden, so daß seine Tochter, das Neu-

griechische, jetzt im wesentlichen auf das Königreich, die Inseln und einige Küstenstriche der europäischen und asiatischen Türkei beschränkt ist. Das Latein, welches nach der Völkerwanderung neben der Entstehung der romanischen Sprachen als Volkssprache abstarb, lebte wenigstens als Verkehrs- und Gelehrtensprache bis in die neue Zeit hinein fort. Der westfälische Friedensvertrag ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Die Männer, welchen die Abfassung der diplomatischen Schriftstücke in lateinischer Sprache oblag, waren daher wichtige Persönlichkeiten. Ich erinnere nur an Milton, der der Regierung Cromwells sein Latein lieh. Im diplomatischen Verkehr wurde das Latein seit dem Frieden von Utrecht 1713 durch das Französische abgelöst, welches nun einen tüchtigen Anlauf machte, Sprache des Weltverkehrs zu werden. Seine Aussichten werden aber infolge der Ausbreitung der englischen Sprache und Nationalität und der Erstarkung des deutschen Volkstums in Sprache und Weltstellung immer ungünstiger. Erwähnung verdient, daß die römische Kirche an der lateinischen Sprache als einem Sinnbild ihrer Einheit festhält. „In dieser Einen Sprache legt sie urkundlich ihre Dogmen nieder, spendet in ihr die kirchlichen Segnungen und Sakramente; ja mit merkwürdiger Konsequenz wird jedesmal bei Beginn der Predigt der Text in der lateinischen Sprache vorausgeschickt, um gleichsam anzudeuten, daß die ewigen Wahrheiten der Offenbarung in ein und derselben Sprache von Gottes wegen sollten verkündet werden."

Etwas Ähnliches wie in den großen Reichen des Altertums wiederholt sich zu unserer Zeit in den vielsprachigen Staaten Österreich und Rußland. Dort ist das Deutsche das immer noch unentbehrliche Verkehrsmittel zwischen den vielen „interessanten" Völkerschaften der Monarchie, und obwohl deren Vertreter eifrig genug dagegen ankämpfen, müssen doch Tschechen, Polen, Slovenen, wenn sie sich untereinander verständigen wollen, sich des verhaßten Idioms bedienen. In Rußland wird wenigstens der Versuch gemacht, das Großrussische als Reichssprache auch in den deutschen Provinzen und in Polen durchzusetzen. Allen diesen Fällen ist es gemeinsam, daß eine bereits vorhandene, meist eine hochentwickelte Natursprache infolge politischer Einflüsse die Vermittlerrolle übernimmt.

Wir haben sodann auch Beispiele von Kompromißsprachen,

deren Gebrauch freilich bescheiden auf die Vermittlung des Handelsverkehrs in kleineren Gebieten beschränkt geblieben ist. Als eine Art Kompromißsprache kann man das Pennsylvania-Deutsch (oder = Daitsch) ansehen, eine unorganische Vermischung der pfälzer Mundart mit amerikanischem Englisch, welche auch in komischer Weise für Litteraturzwecke Verwendung gefunden hat (Hans Breitmanns Ballads). Bekannt ist die jetzt mehr und mehr verschwindende lingua franca, ein Gemisch aus romanischen, neugriechischen, semitischen und türkischen Sprachbrocken, welches in den Häfen des Mittelmeers, besonders im Osten, den Schiffern und Händlern als Verständigungsmittel dient[1]), also auf bestimmte Berufskreise beschränkt ist. Von ähnlicher, doch steigender, Bedeutung ist das „Pidschin-Englisch" (nach der gewöhnlichen Erklärung business — spr. bisness — d. i. Geschäfts-Englisch), welches seine eigentliche Heimat in Hongkong hat und ein dem Chinesen mundrecht gemachtes verdorbenes Englisch ist. Gleiche Bedeutung wie das Pidschin für die chinesischen Häfen, hat das Chinook (Tschinuk) für die Westküste Nordamerikas. Es ist das ein Kauderwälsch, welches seinen Stoff verschiedenen indianischen und europäischen Sprachen (Engl., Span.) entnimmt. Diese Kompromißsprachen dienen zwar dem Verkehre zwischen Angehörigen der verschiedensten Nationen — wie z. B. auch Deutsche, Franzosen, Spanier, Portugiesen, Holländer im Verkehr mit chinesischen Händlern auf das „Pidschin" angewiesen sind — doch sind sie auf enge geographische und gesellschaftliche Grenzen eingeschränkt. Gemäß ihrer Entstehung in Kreisen, welche es mit Sprachlichem nicht sehr genau zu nehmen pflegen, wollen sie nicht Mustersprachen sein, sondern nur die gröbsten Bedürfnisse der Verständigung befriedigen. Alles in allem sind sie recht widerliche Gebilde. Aber sie haben doch das mit den Natursprachen gemein, daß sie gewachsen und geworden und nicht bewußte und verabredete Schöpfungen Einzelner sind, wiewohl sie in ihrer Unfruchtbarkeit die Bastardnatur nicht verleugnen können.

Ganz anders geartet ist eine dritte Gruppe von Sprachen, welche von feinen Köpfen mit bewußter Absichtlichkeit zum Dienste für den Verkehr verschiedensprachiger Völker erfunden

---

[1]) Dies ist ein Irrtum; eine solche lingua franca, von der in älteren Reisebüchern allerdings auch die Rede ist, wird jetzt wenigstens nicht mehr gesprochen. Anm. d. Red.

worden sind. Alle diese Erfindungen gehören erst der neueren Zeit an, und die Versuche einer allgemein verständlichen Schrift (Pasigraphie) und einer ebensolchen Sprache (Universalsprache oder Pasilalie) gehen dabei ineinander über. Als Vater des Gedankens einer solchen Erfindung wird gewöhnlich der große Leibnitz angesehen (obwohl schon im J. 1629 ein Briefwechsel zwischen Descartes und Mersenne über den Plan einer Universalsprache stattgefunden hatte), wegen seiner 1666 in Leipzig erschienenen Abhandlungen ‚de arte combinatoria' und ‚historia et commendatio linguae characteristicae universalis', worin er die Möglichkeit der Bildung einer gemeinsamen Rede- sowohl als Schriftsprache nachzuweisen suchte. Die Schriftsprache oder Allschrift dachte er sich nach dem Muster der algebraischen Zeichen oder der Ziffern, welche zwar von den verschiedenen Völkern verschieden gelesen, aber in gleichem Sinne verstanden werden. Den Gedanken einer allgemeinen Begriffsschrift hatte schon vor Leibnitz der Jenaer Chemiker Joh. Joach. Becher ausgesprochen. Er schlug vor, alle Wörter in einem gewöhnlichen Wörterbuch einer beliebigen Sprache zu nummeriren und dieselben Nummern den gleichbedeutenden Wörtern in den Wörterbüchern anderer Sprachen beizufügen. Seine Gedanken über eine Universalsprache hat Leibnitz nicht zur Ausführung bringen können, weil er die Schwierigkeiten zu groß fand. Er dachte sie sich, wie sein Ausdruck ‚spécieuse générale' andeutet, als eine Sprache, welche auf einer streng philosophischen Klassifizierung der Begriffe nach Arten und Unterarten aufgebaut wäre und zugleich in einer Art Lautsymbolik Wort und Begriff in erkennbare Beziehung setze. Er bedauert, daß ihm die „lingua Adamitica" unbekannt ist, von der einige behaupteten, daß sie dieselbe kennten und daß sie „in nominibus ab Adamo impositis essentias rerum intueri posse". Es ist das dasselbe, was Plato mit der „ὀρθότης ὀνομάτων" meinte, nämlich eine ganz wahrheitliche Bezeichnung durch Wörter, wie die Strenge des Begriffs sie verlangt. Bis dato hat es freilich noch keine Sprache der Welt zu einer solchen Leistung gebracht, es wird auch wohl nie dazu kommen, so lange Denken und Sinnlichkeit qualitätsverschieden sind. Wenn nun auch Leibnitz (wie er an Thomas Burnet schrieb) die Schwierigkeiten über seine Kräfte zu gehen schienen, so hat ihn doch der Gedanke selbst nie wieder verlassen, scheint aber

eine andere Richtung angenommen zu haben, wie die nach seinem Tode herausgegebenen Collectanea etymologica illustrationi linguarum, veteris celticae, germanicae, gallicae aliarumque inservientia, Hannover 1717 beweisen. Diese, ein bleibendes Denkmal der bewunderungswürdigen Vielseitigkeit des Mannes, enthalten Wortsammlungen nicht bloß der altkeltischen 2c., sondern auch der samojedischen, tscheremissischen, hottentottischen u. a. Sprachen, welche er nach den Berichten von Reisenden, die für ihn sammeln mußten, zusammenstellte, und zwar zu dem Zwecke, um dadurch zu einer tieferen Einsicht in das Wesen der Sprachen zu gelangen. Die Collectanea sind auch dadurch merkwürdig, daß in ihnen der noch heute beachtenswerte Aufsatz „Gedanken wegen Verbesserung der teutschen Sprache“ beigefügt ist. Ich kann mir nicht versagen, gleich hier einige Sätze aus demselben herzusetzen (obwohl sie eigentlich in das Schlußkapitel gehören): „Es ist bei dem Gebrauche der Sprache auch dieses sonderlich zu beachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen seien, und daß wir Zeichen nötig haben, nicht nur unsere Meinung anzudeuten, sondern auch unsern Gedanken selbst zu helfen. Denn gleichwie man in großen Handelsstädten, auch im Spiel und sonsten nicht allezeit Geld zahlt, sondern sich an dessen Statt der Zettel oder Marken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedient, also thut auch der Verstand mit den Bildnissen der Dinge, zumal wenn er viel zu denken hat, daß er nämlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nötig habe, die Sache jedesmal, so oft sie vorkommt, von neuem zu bedenken. Daher begnügt er sich, wenn er sie einmal wohl gefasset, hernach oft, nicht nur in äußerlichen Reden, sondern auch in den Gedanken und innerlichen Selbstgesprächen das Wort an die Stelle der Sache zu setzen“. Daraus geht hervor, daß Leibnitz eine recht klare Vorstellung von den beiden Hauptaufgaben der Sprache (nämlich Mitteilung, und Mittel für den Geist sich seiner selbst bewußt zu werden, „unsern Gedanken selbst zu helfen“) hatte, was sich von den „Weltsprachlern“, die sich heutzutage so gern, aber ganz gedankenlos, auf ihn berufen, nicht gerade behaupten läßt. Er versprach sich von einer philosophisch richtig angelegten Sprache, daß sich aus ihr durch Kombination neue Erkenntnis werde gewinnen lassen, wie der Mathematiker wohl sagt, daß die Formeln für ihn arbeiten.

Seit Leibnitz gehen, wie schon gesagt, die Versuche zu einer „Weltsprache" und zu einer „Allschrift" meist in unklarer Weise nebeneinander her oder ineinander über. Der erste, der von ihm nachweislich beeinflußt wurde, ist der Engländer John Wilkins, 1672 als Bischof von Chester gestorben. Er muß ein seltsamer Kauz gewesen sein. In einer Jugendschrift (1638) erörterte er die Bewohnbarkeit und Bewohntheit des Mondes und sprach die Hoffnung aus, daß das dereinst gelingen möchte, was auch nachher der Phantasie Jules Vernes gelungen ist, nämlich den Weg dorthin zu finden. In seinem Buche „Merkurius oder der geheime und schnelle Bote" (1642) behandelt er die verschiedenen Chiffriermethoden. 1668 erschien von ihm, damals Dekan von Ripon, ein Essay towards a Real Character and a Philosophical Language, d. i. Versuch einer wahrheitlichen Zeichenschrift und einer philosophischen Sprache, welchen die Londoner Akademie (Royal Society) bedeutend genug fand, um ihn auf ihre Kosten drucken zu lassen, und welchem Max Müller im zweiten Bande seiner Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache S. 50 ff. ein sehr lesenswertes Kapitel gewidmet hat, auf das ich diejenigen verweisen muß, welche eine nähere Bekanntschaft wünschen. Denn in wenigen Worten oder Sätzen läßt sich kein einigermaßen verständliches Bild von Wilkins' Werk entwerfen. Er giebt darin einen von Müller wegen seiner philosophischen Schärfe gerühmten „Catalogue raisonné" des Wissens seiner Zeit in einer Tabelle über-, neben- und untergeordneter Begriffe, welcher natürlich sofort ungenau oder geradezu falsch werden mußte, sobald das menschliche Wissen fortschritt und frühere Irrtümer verbesserte. So ordnet er z. B. den Walfisch unter die Fische. Auch erwies sich von vornherein sein Versuch (sowie alle nachfolgenden) als praktisch unverwendbar. Denn die Zahl der Chiffern war so groß und ihre Zusammensetzung so verwickelt, daß man ebenso leicht die chinesische Schrift erlernen könnte.

Eine Reihe von weiteren Versuchen, deren Vollständigkeit ich aber nicht behaupten kann, beschränke ich mich hier aufzuzählen, um dem Leser wenigstens eine Vorstellung davon zu geben, wie viele Köpfe schon mit der Lösung dieser Aufgabe ihre Kraft und Zeit verschwendet haben.

1764, Lambert in Leipzig legt in der Schrift „Neue Organe" ein Weltsprachsystem vor. — 1779, Christian G. Berger

in Berlin, Plan zu einer allgemeinen Rede- und Schriftsprache für alle Nationen. — 1797, C. Wolke, Erklärung, wie die Pasigraphie möglich und ausüblich sei. Dessau und Leipzig (verlangt die Unterstützung der Regierungen). — 1799, Sicard, Taubstummenlehrer in Paris; Pasigraphie ou premiers élémens de l'art d'écrire et d'imprimer en une langue de manière à être lu et entendu dans toutes les autres langues sans traduction. — 1799, Vater (der Mitarbeiter an Adelungs Mithridates): Pasigraphie und Antipasigraphie oder die neueste Erfindung einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker, Weißenfels. — 1805, J. H. Näther in Görlitz: Versuch einer ganz neuen Erfindung u. s. w. (eine Art Hieroglyphen- oder Bilderschrift). — 1808, Niethammer, Über Pasigraphie und Ideographie, Nürnberg. — 1808, Abel Burja in Berlin, Die Pasilalie. — 1809, Riem in Mannheim: Über Schriftsprache und Pasigraphie. — 1811 setzt die Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen einen Preis aus für eine einfache und praktische Pasigraphie, der aber unerledigt bleibt. — 1815, J. M. Schmidt in Wien: Pasigraphische Versuche. — 1816, Ders., Magazin für allgemeine Sprache, Dillingen. — 1825, A. Stethy, Lingua universalis, Wien. — 1840, A. Renzi, Le polyglotte improvisé ou l'art d'écrire les langues sans les apprendre, Paris. — 1850, Gablenz, Gablenzographia und Gablenzolalia. — 1853, Anton Bachmaier in München, Ziffern- und Zeichenschrift. — 1853, Dr. L. (Anonymus), Weltdeutsch, Berlin. — 1859, Moses Paić, Pasigraphie mittels arabischer Zahlzeichen, Semlin. — 1863, Sinibaldo de Mas, spanischer Gesandter in Peking, Idéographie (französisch, in Paris erschienen, von M. Müller gelobt), will durch 2600 Zeichen auf einem Notensysteme alle Begriffe ausdrücken. — 1874, Anonymus, New universal cipher-language. International correspondence by means of numbers etc. With examples . . . and a chapter of universal language, London. — 1876, Janne Damm, Praktische Pasigraphie, Leipzig. — 1880, Joh. Mart. Schleyer in Konstanz, die Weltsprache Volapük. —

1883, A. Volck und R. Fuchs in Berlin, die Weltsprache auf Grundlage des Latein. — 1885, P. Steiner in Zabern, Pasilingua. — 1886, Sebast. Verheggen in Lüttich, die Weltsprache Nal bino. — 1887, Ungenannter in Bamberg, die Weltsprache. Ein neuer Versuch mit Zugrundelegung des lateinischen Wortstammes. — 1887, St. de Max, Le Bopal, langue universelle. Essai de langue univ., grammaire, textes et vocabulaire, Paris.

Diese Liste ist keineswegs vollständig; so finde ich bei Kerckhoffs und andern noch folgende Namen (ohne weitere Angaben) erwähnt, aus dem 18. Jahrhundert de Cornel, de Marmieux, Kalmar, Budet, Chambry; aus dem 19. Stein, Para, Pizo, Sudre, Ochando, Holmar, Caumont, Letellier, Rudelle, Ampère, Maldant, Hasemann, Jahn, Wolfert. Auch der Jesuit und Polyhistor Athan. Kircher (17. Jahrh.) wird als Pasigraph genannt. Ebenso soll sich der Philosoph Krause mit dem Gedanken einer „Weltsprache“ getragen haben, was nach dem Charakter seiner Schriften — man vergleiche sein „Urbild der Menschheit“ — ganz begreiflich erscheint. Mit 70 ist die Zahl der bisherigen Versuche nicht zu hoch gegriffen.

Als Beispiele mögen hier einige Proben aus Paić und Damm folgen. Paić' Versuch beruht auf der Idee, mittels arabischer Zahlzeichen jede begriffliche Einheit, welche in der Sprache durch Wörter kundgegeben werden kann, so zu bezeichnen, daß sie dadurch allgemein verständlich gemacht wird, z. B. 2439 hätte den Begriff „der Mensch“ zu bezeichnen; dann könnte der Franzose diese Wortzahl „l'homme“, der Ungar „az ember“ u. s. w. lesen und schreiben. Alle Wörter müssen nur nach ihrem elementaren Begriff fixiert werden. Hat ein Wort verschiedenerlei Bedeutung, so erhält es für jede eine eigene Wortzahl, umgekehrt bekommen Fleischer und Metzger nur eine Zahl. Die Biegung hat durch Anfügung oder Vorsetzung ebenfalls arabischer Zahlzeichen zu geschehen; z. B. 2439—2 des Menschen, 2439—3 dem Menschen, 2439—0 die Menschen, 2439—02 der Menschen; 1231 gut, 1231—02 2439—02 der guten Menschen. Für die grammatischen Beziehungen 2c. werden die Zahlen 1—1000 verwendet, die Einer und Zehner

werden für Zahl= und Fürwörter gebraucht, 11 ich, 12 meiner, 13 mir ꝛc., 011 wir, 012 unser, 013 uns, 21 du, 31 er, 41 dieser. Die Konjugationsformen werden durch vorgesetzte Zahlen über 100 unterschieden: 101—3129 ich liebe, 102—3129 du liebst, 111—3129 ich liebte, 121—3129 ich habe geliebt. In der praktischen Anwendung, welche deswegen nur in beschränktem Maße zulässig ist, weil P. erst eine geringe Anzahl von Begriffs- und Formwörtern durch Zahlen festgestellt hat, erscheint diese Schrift als ein abschreckender Haufe von Ziffern, welche in der richtigen Weise zusammenzustellen oder zu lesen, ein gleich mühsames wie widerwärtiges Geschäft sein muß.

Der Schwede Damm, welcher sich der Unterstützung des Königs Oskar II. und der Gebrüder Dickson rühmt, hat als Unterlage seiner Begriffsschrift 100 Zeichen gewählt, denen die Formen des Kreises, Halbkreises, Striches, Kreuzes, Hakens zu Grunde liegen, und die wegen ihrer Ähnlichkeit große Achtsamkeit in der Behandlung erfordern. Die Verbindung der Zahlen 1 bis x (nach Bedarf) mit diesen 100 Chiffern giebt die Zeichen für die Begriffe. Es ist klar, daß man statt der Chiffern ebensogut die ihnen entsprechenden Zahlen 1—100 setzen und auf irgend eine Weise mit der Exponentenzahl verbinden könnte. Damm hat in seinem Wörterbuch die Feststellung nur bis zur Zahl 40 vollzogen, was 4000 Wörter ergiebt. In einem Anhange giebt er unter 41 Sprichwörter, unter 42 und 43 ganze Sätze. In der Vorrede teilt er mit, daß „die in Ausführung befindlichen großen Wörterbücher 40 000 Wörter und 10 000 Sätze und Wendungen aus den Gebieten der Wissenschaft, des Handels, der Gewerbe enthalten sollen". Dieselben sind wohl nie erschienen. Es wären für jede Sprache zwei Wörterbücher nötig gewesen, eines zum Schreiben und eines zum Lesen. An der Wörterbücherfrage allein müssen überhaupt solche Unternehmungen scheitern. Die Anordnung der Wörter ist eine ganz willkürliche, z. B. im 23. Hundert hintereinander Gefahr, Mittel, Bevollmächtigter, Thür, Begleiter, Verschwender, Arak. Die grammatischen Beziehungen werden durch Nebenzeichen ausgedrückt. Obwohl Damm dabei die Verschiedenheiten im Bau der Sprachen nur wenig berücksichtigt hat (doch kommen z. B. Ablativ, Quietiv u. s. w. vor), wird die Schrift durch alles zusammen so verwickelt, daß auch nur eine ganz kurze geschäftliche Mitteilung darin abzufassen, ein mühseliges Stück

Arbeit sein muß, wobei nicht einmal grobe Mißverständnisse ausgeschlossen sind.

Die letzte Leistung auf diesem Gebiete, die eines gewissen F. Friedrich (1887) kehrt geradezu zur ägyptischen Bilderschrift oder wenigstens zu den Ideogrammen der Keilschrift zurück. Ein senkrechter Balken bedeutet Mensch, ein links daneben stehender kleinerer wagrechter bezeichnet den Plural, die Kasus werden durch vorgesetzte Zahlen ausgedrückt. Es liegt gewiß eine merkwürdige Kritik der pasigraphischen Bestrebungen in der Thatsache, daß wir schließlich wieder bei den unbeholfenen Anfängen des Schriftwesens angelangt sind, und uns zugemutet wird, wieder von vorn anzufangen. Denn alle diese Erfinder betrachten sich mit bescheidenem Stolze als „Wohlthäter der Menschheit" und verlangen von uns Förderung ihrer nützlichen Sache, die sie ganz unbefangen der Dampfmaschine u. s. w. an die Seite setzen und deren Widersacher sie in zarter Andeutung wohl den „Ochsen des Pythagoras" gleichstellen. Die meisten bringen nun gar ihre Pläne unfertig, oft nur in den allgemeinsten Umrissen vor das Publikum und verlangen, daß „der Leser ihren in bester Absicht geschriebenen Zeilen eingehende Beachtung schenken und sich dadurch veranlaßt sehen möge, in das beantragte Werk schöpferisch mit einzugreifen und auch andere dafür zu begeistern"!

Eine Pasigraphie, soweit eine solche überhaupt an- und verwendbar ist, haben sich übrigens Handel und Schiffahrt längst geschaffen. Die seefahrenden Nationen haben sich über eine Art Flaggensprache verständigt, deren sich die einander außer Hörweite begegnenden Schiffe zu kurzen, dringenden Mitteilungen bedienen. Näheres darüber ist mir nicht bekannt. Ich entsinne mich nur aus einer früher gelesenen Beschreibung des Verfahrens, daß jedes Schiff das gleiche Signalbuch besitzt, in welchem die Signale sowohl nach den Farben wie nach der Bedeutung geordnet sind. Ähnlich wie beim optischen Telegraphen lassen sich durch nur wenige Flaggen und Farben oder Lichter so viele Versetzungen herstellen, daß sie nicht alle Verwendung finden können. Nehmen wir die fünf Farben weiß, gelb, rot, grün, blau, so giebt das von 5 Weiß bis zu 5 Blau mehrere hunderttausend Zusammenstellungen. Diesen entsprechen Sätze, deren Auswahl nach den Bedürfnissen des Seeverkehrs getroffen ist, und welche jeder Kapitän mit Hilfe seines Buchs in seiner eigenen Sprache liest.

Kerckhoffs in seinem „Cours complet de Volapük“ berichtet von einem anderen mir bisher unbekannten Verfahren: „Nach der seemännischen Weltzeichensprache bedeutet QCB unser, FCPR Schiff, DPQR Zukunft von abreisen, FBKS morgen Abend. Also wird der von irgend einem Schiff durch die Zeichen QCB—FCPR—DPQR—FBKS angedeutete Satz von einem Deutschen gelesen werden: „unser Schiff wird morgen Abend absegeln“, von einem Franzosen: „notre navire mettra à la voile demain soir.“ Daraus ist nicht zu ersehen, wie die Buchstaben selber ausgedrückt werden; das Verfahren erscheint mir auch viel umständlicher und unsicherer als das oben beschriebene. Etwas Ähnliches haben, veranlaßt durch die teueren Kabelpreise, sich die großen Handelshäuser für ihren Privatgebrauch im überseeischen Verkehr geschaffen, ciphercodes oder Telegrammschlüssel, bestehend aus einigen tausend möglichst kurzen Wörtern, welche je einem Satz entsprechen und dem verständlich sind, welcher den Schlüssel besitzt.

Wenn ich nun im folgenden zu einer Besprechung der Weltspracheversuche seit 1880 übergehe, muß ich voraus bemerken, daß ich die beiden von Nichtdeutschen gemachten Versuche nicht aus eigner Anschauung kenne und deshalb nicht viel über sie berichten kann. Über das „Nal bino“ des Belgiers Verheggen haben einige Tagesblätter Nachrichten gebracht. Angeblich hat es viele Vorzüge, und der Verfasser wendet sich an die Regierungen mit dem Ersuchen einen Ausschuß von Sachverständigen einzusetzen, welche den gelungensten Versuch zur allgemeinen Einführung wählen sollen. Das „Bopal“ des Franzosen de Max ist wie „Nal bino“ im Selbstverlag erschienen und mir deshalb auf dem gewöhnlichen buchhändlerischen Wege unzugänglich geblieben. Eine ältere Arbeit, das Weltdeutsch eines Dr. L., kenne ich nur aus K. Lenze's Schrift: die „Weltsprache und ihre Bedeutung für den Völkerverkehr“, Leipzig 1886 (begeisterte Empfehlung des Volapük). Es ist ein Versuch durch Entfernung der Schwierigkeiten und Unregelmäßigkeiten des Deutschen und (nicht folgerichtig durchgeführte) Anwendung der romanischen Wortstellung unsere Sprache andern Völkern annehmbarer zu machen. Jedenfalls eine verlorene Mühe, wie folgende Probe zeigen wird. Das woltat. „Hast du einen großer woltäter unter die tirs als mich?“ Das bine fragte den mensch. „Ja wol'.“ Dieser erwiderte. „Und

wen?" „Das schaf! denn mir ist notwendig sein wolle, aber mir ist nur angenehm dein honig."

Die neuesten Weltsprachversuche.

1. Volapük.

Der Urheber dieser Weltsprache, Johann Martin Schleyer, wurde am 18. Juli 1831 zu Oberlauda in Baden als Sohn eines Dorfschullehrers geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Tauberbischofsheim und das Lyceum zu Karlsruhe besucht hatte, studierte er 1852—55 in Freiburg Theologie, Philologie, Philosophie, Geschichte und hörte ein Semester lang auch Medizin. Daneben trieb er, wie schon auf dem Gymnasium, Poesie und Musik, erlernte sieben verschiedene Instrumente und machte eine ansehnliche Zahl meist religiöser Gedichte. 1856 empfing er die Priesterweihe und war dann bis in die letzten Jahre im geistlichen Amte thätig. Als Beweis seiner duldsamen Gesinnung wird berichtet, daß er als Pfarrer und Religionslehrer am Gymnasium zu Wertheim „das Standesbuch der dortigen Israelitengemeinde führte und mit Juden und Protestanten gleich liebenswürdig verkehrte". 1875 unternahm er eine größere Reise nach Italien. Ende desselben Jahres wurde er nach Litzelstetten bei Konstanz versetzt, wo er sich fast ausschließlich dem Sprachenstudium hingab, nachdem er schon früher keine Gelegenheit hatte hingehen lassen seine Sprachkenntnisse zu bereichern. Spielmann im „Volapükalmanach für 1888" zählt 28 (und viele andere), Lenze gar 49 Sprachen auf (wobei noch Deutsch, Latein, Griechisch, Französisch, Englisch fehlen), die er studiert habe. Es wird leider nicht angegeben bis zu welchem Grade, denn es liegt die Vermutung nahe, daß er sich in keiner dieser Sprachen recht vollkommen zu hause weiß. Es fällt mir da die Geschichte von einem alten Juden ein. Als der hörte, daß der Gymnasialdirektor seiner Stadt so viele Sprachen könne, es waren aber noch lange keine fünfzig, sagte er nachdenklich: „Also Lateinisch kann er, und Griechisch, und Französisch, und Italienisch und Hebräisch? Kann er denn auch Deutsch? Ich habe immer gehört, daß das die schwerste Sprache ist." Schleyer steht nach dem Eindruck, den ich aus seinen Schriften gewinne, kaum auf dem alten Standpunkt der Sprachenkunde, eine

wissenschaftlich sichere Kenntnis besitzt er von keiner Sprache, auch der Deutschen nicht. Seit 1877 beschäftigte ihn der Gedanke einer „Weltsprache". Er entwarf eine Mischsprache aus Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Russisch und stellte 1878 sein mit Unrecht sogenanntes „Weltsprachealphabet" auf, denn von Max Müllers und Lepsius' Alphabeten scheint er nie etwas gehört zu haben. Eine Reise durch das vielsprachige Österreich im Frühjahr 1879 bestärkte ihn in dem Vorsatz, dem „Sprachenelend" abzuhelfen, „und so kam in jener Zeit in einer schlaflosen Nacht seine Erfindung mit einem Male zum Durchbruch. Das ganze System der „Weltsprache" lag urplötzlich vollendet vor seinen Augen da, und er legte sogleich noch in der Nacht die Grundgedanken der Grammatik schriftlich nieder". (Lenze, S. 23.) Das erinnert an Muhammed und an den angelsächsischen Dichter Caedmon. 1879 erschien die erste Skizze der von ihm „Volapük" (von vol Welt, Gen. vola, und pük Sprache) genannten „Weltsprache", 1880 folgte die ausführliche Grammatik und das Wörterbuch. 1885 wurde er wegen eines Brustleidens unter ehrender Anerkennung seiner Dienste in den Ruhestand versetzt und lebt seitdem in Konstanz mit einem Ruhegehalt, wie seine Anhänger wohl mit Recht schmerzlich hervorheben, von nur 1000 Mark. Seitdem ist er mit der Förderung der Volapüksache mittels eines Weltsprachecentralbüreaus und Herausgabe eines Weltsprachecentralblattes beschäftigt. An seiner äußern Erscheinung ist uns der bei einem katholischen Weltgeistlichen so ganz ungewohnte Vollbart auffällig, der ihm von der kirchlichen Behörde ausnahmsweise bewilligt worden ist. „Wäre keine andere Notwendigkeit zum Wachsenlassen des Bartes, bemerkt einer seiner Verehrer, der ihn die verkörperte „reine Liebe zur Menschlichkeit" nennt, so müßten die Zeitsekunden ihn dazu zwingen, welche er beim Rasieren brauchte, und die seiner Arbeitszeit geraubt würden."

Für Schleyers Ansichten sind selbstverständlich nur seine eigenen Schriften maßgebend. Sie haben für die Volapüksache den Wert von Quellenwerken, obwohl sie unter der stark angeschwollenen Masse von Hilfsmitteln nicht gerade die praktischsten sind, vielmehr vieles darin recht ungenießbar ist. Da seit August d. J. die Fortentwicklung der Sprache in die Hände einer „Akademie", am 1. September 18 Mitglieder mit Schleyer als Präsidenten, gelegt ist, so haben von nun ab die Entscheidungen dieser Körperschaft

kanonische Geltung, was auch in der nachfolgenden Darstellung der Sprache berücksichtigt worden ist. Wichtig ist besonders die „Mittlere Grammatik“, Herbst 1887 in 8. Auflage. Aus den Vorreden führe ich hier einige Sätze an, welche für den Verfasser bezeichnend sind: „Die Länder der Erde haben sich (durch Eisenbahnen u. s. w.) sozusagen bedeutend genähert, darum sind die Zeiten für kleinlichen, engherzigen Nationalstolz wohl für immer dahin. Die Menschheit wird täglich kosmopolitischer und sehnt sich nach Einigung. Durch die großartige Weltpost ist ein gewaltiger Schritt zu diesem schönen Ziele vorwärts gemacht worden. Auch inbezug auf Geld, Maß, Gewicht, Zeiteinteilung, Gesetze und Sprache sollte sich das Brudergeschlecht der Menschen mehr und mehr einigen! Zu dieser Spracheinigung im großartigsten Maßstabe will vorliegendes Werkchen den ersten Anstoß geben.“ (1. Aufl.) — „Gót segne fortan unser fon reinster menjenlìbe eingegèbenes gròſes frìdensvérk.“ (Schluß der Fòrrède zùr drìten áuflàge.) — „Dìses ìst der ìnigste ʿérzensvúnj dés di gánze mènjʿeit (d. i. Menschheit) in aufrihtigster lìbe umármenden erfínders und ferfásers.“ (Schluß der Vorrede zur fírten — sic statt fìrten — Aufl.) — Und der Stoßseufzer im fòrvórt zur 7. Aufl.: „zàlreihste bestélung únserer vp.—literatùr ist di béste únterstüzung des fìlgeplàgten und bísʿär materiél vènig gefördärten vp.—ärfíndärs. Der ʿímel bésere sein ärdenlòs!“ So schrecklich drollig sich das auch ausnimmt, stimmen wir doch gern in diesen Wunsch ein, der vielleicht schon seine Erfüllung gefunden hat. Denn, wie man meldet, beabsichtigten die Mitglieder der Volapükvereine jeder 1 Frank, 80 Pfennig oder 50 Kr. zu einer Ehrenspende für den „ärfíndär“ aufzubringen, über dessen „orthographische“ Schrullen sie vermutlich in Anbetracht seiner sonstigen Verdienste gern hinwegsehen.

An Lehrbüchern ist kein Mangel; fast jeden Monat erscheint ein neues, darunter viel Schund, wie die Häupter selber klagen, weshalb manche auf dem Titelblatt den Vermerk tragen: Vom Erfinder gebilligt. Ich nenne hier außer Schleyers Kleiner (20 Pf.) und Mittlerer Grammatik (Mk. 1,50, eine große ist bis jetzt nicht erschienen) nur die hervorragendsten. Kerckhoffs, Professor an der Handelsschule in Paris „Cours complet de Volapük“, 8. édit., Deutsche Bearbeitung von W. Pflaumer, Halle 1887. Dies ist nach Darstellung, Anordnung und Ausstattung

wohl das ansprechendste und empfehlenswerteste Buch. Warum die deutsche Bearbeitung sich als höheren Kursus zu Kerckhoffs ausgiebt, ist nicht recht ersichtlich, da Kerckhoffs häufig gegen die Ansichten deutscher Volapükisten, Vater Schleyer eingeschlossen, ankämpft. Desselben Premiers éléments haben mit 45 wohl die höchste Auflagezahl eines Vp. Buches erreicht. Weniger zu empfehlen, doch für die erste Bekanntschaft ausreichend ist Professor Kirchhoffs „Hilfsbuch", 3. Aufl. 1887 (mit Schlüssel Mk. 0,90). Verhältnismäßig wichtig ist H. Schneppers (Gymnasialprofessor in München) Lehr- und Übungsbuch, 3. Aufl. 1887, weil es, soweit mir bekannt, bis jetzt das einzige nach den Beschlüssen des Münchener Volapük-Kongresses bearbeitete ist. Schleyers 8. Aufl. ist zwar auch nach dem Kongresse erschienen, aber er beschränkt sich darauf, die Beschlüsse desselben aufzuzählen, und geht dabei seinen alten Weg. Ein größeres Übungsbuch mit Lesestücken erschien von Joseph Bernhaupt, österr. Postdirektor in Beirut: Plägabuk, mit Gramm. und Wörterb. in fünf Sprachen (Volapük, Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch), Überlingen 1886 (Mk. 2,40).

Da die Hilfsmittel für diejenigen, welche etwa weiter in das Studium des Volapük eindringen wollen, so leicht zugänglich sind, so beschränke ich mich in den Mitteilungen aus der Grammatik auf das Notwendigste. Die Weltsprache hat 8 Vokale und 19 Konsonanten. Die Vokale a e i o u ä ö ü sind stets lang, Diphthonge giebt es nicht, nebeneinanderstehende Vokale sind also getrennt zu sprechen, Dē-üt Deutschland. Nach den Musterwörtern sind o ö u ü geschlossen zu sprechen; ä und e entsprechen offenem und geschlossenem e. Die Konsonanten b c d f g h j k l m n p r s t v x y z werden wie im Deutschen gesprochen mit Ausnahme der folgenden: 1) c wie dsch (engl. g in ginger, Kirchhoff giebt nur tsch an, Schleyer klammert tsch hinter dsch ein und scheint von vornherein in der Wahl des Lautwertes geschwankt zu haben; sein großes Weltalphabet hat für tsch noch ein zweites c mit Apex, dies kann er jedoch ebenso gut durch tj ausdrücken). 2) j wie sch, franz. ch. 3) v wie deutsches w, also wohl bilabial. 4) y wie deutsches j. Kein Buchstabe ist stumm. Der Ton liegt stets auf der letzten Silbe.

Artikel, bestimmten oder unbestimmten, giebt es nicht, fat ist also Vater, der Vater, ein Vater. Deklination: der Plural

wird durch s, die Kasus durch a, e, i bezw. as, es, is gebildet: fata des Vaters, fate dem Vater, fati den Vater, fats die Väter, fatas der Väter, fates den V., fatis die V. Daneben ist für Genitiv und Dativ auch die Bildung mit de und al gestattet. Als Ersatz des unbestimmten Artikels kann sembal irgendein verwendet werden. Alle Hauptwörter sind männlich, ausgenommen die mit natürlichem weiblichem Geschlecht. Man würde also richtiger der Volapük sagen. Weibliche Formen werden durch vorgesetztes ji (engl. she vergl. she-wolf), vor dem letzten Kongreß auch durch of- gebildet; jiflen Freundin, blod Bruder, jiblod (ofblod) Schwester. Doch giebt es auch weibliche Stammwörter, vom Frau, mot Mutter. Adjektive haben die Endung -ik, Komp. -ikum, Superl. -ikün. Die adjektivischen Adverbien endigen auf -iko oder -o, -ikumo oder -umo, -iküno oder üno; flenik freundlich von flen Freund; Adv. fleniko; flenikum freundlicher, flenikün freundlichst. Die Adjektive können auch unverändert als Adverbien stehen. Sie stehen attributiv nach dem Substantiv unverändert, in der selteneren Stellung vor dem Substantiv müssen sie dekliniert werden, gudiki fleni, dagegen fleni gudik einen, den guten Freund, flenes gudik den guten Freunden. Substantiva werden sie durch die Deklination, gudiks die Guten, das Neutrum hat -os, gudikos das Gute.

Die frei erfundenen unveränderlichen und nachgestellten Grundzahlen sind 1 bal, 2 tel, 3 kil, 4 fol, 5 lul, 6 mäl, 7 vel, 8 jöl, 9 zül, 10 bals, 11 balsebal (bals e bal zehn und eins), 12 basetel, 13 balsekil, 20 tels, 21 telsebal, 30 kils, 33 kilsekil, 40 fols u. s. w. 100 tum (lat. centum), 500 lultum, 687 mältum jölsevel, 1000 mil, 9000 zül mil, Million balion, Billion telion. Die Ordnungszahlen haben die Endung -id, balid, telid, kilid, der zehnte balsid, der elfte balsebalid. Die Vervielfachungszahlen hängen -ik an, balik einfach, mälik sechsfach, balsik zehnfach. Zahladverbien balido erstens, baliko auf einfache Weise, balna einmal, balidna das erste Mal, balidno zum erstenmal (Unterschied nicht recht klar). Außerdem balnalik einmalig, a bal je einer, a folid je der vierte; balel Einer, Einser, baliel Einerzahl, telsel Zwanziger (Stiege), telsiel die Zahl 20 (-el Personen, -iel Sachen). Bruchzahlen werden mit -dil (Teil) gebildet foldil bal 1/4, foldils kil 3/4.

Die persönlichen Fürwörter sind ob ich, ol du, om er,

of sie, os es, on man, ok sich (reflexiv), obs mir, ols ihr, oms ofs sie, oks sich. Dekliniert werden sie wie die Hauptwörter: oba meiner, obe mir, obi mich, Plural obas, obes, obis; die Nebenformen obsa, obse, obsi scheinen jetzt verworfen zu sein. Alle echten Volapükels sollen einander mit ol du anreden. Über die von Schleyer vorgesehenen Formen der höflichen Anrede ons (ohns) Sie (einer) und óns (onns) Sie (mehrere) wird die Akademie bestimmen. Besitzanzeigende: obik mein, olik, omik, ofik, osik, obsik, olsik, omsik, ofsik, okik sein (reflexiv). Hinweisende: at dieser, et jener, it selbst, ot derselbe, ut derjenige; sie stehen nach und unveränderlich, nur wenn die Deutlichkeit es erheischt, kann man auch atof diese, atos dieses u. s. w. bilden. Fragende: substantivisch kim? wer? weiblich kif? kis? was? kima? wessen? kime? wem? Davon werden sodann eine Menge Ableitungen gewonnen, kiom, kiof welcher, welche (adjektivisch), kimik welcher, kimid der wievielte. Rückbezügliche: kel, nötigenfalls mit besonderem Femininum und Neutrum, kelof, kelos; aikel wer nur immer. Die unbestimmten sind zu zahlreich, um hier aufgeführt werden zu können.

Das Zeitwort wird mit dem Infinitiv auf -ön aufgeführt. Wenn dies ön auf die deutsche Endung -en zurückzuführen ist, so hätte Schleyer damit den Wunsch Friedrichs d. Gr., daß die deutschen Infinitive klangvoller gemacht werden möchten, erfüllt. Die Personen werden durch Anfügung der Fürwörter an den Stamm gebildet, z. B. pükön sprechen von pük Sprache (engl. to speak), pükob ich spreche, pükol du sprichst, pükom er spricht, pükof sie spricht, pükos es spricht, pükon man spricht, Plural pükobs, pükols, pükoms, pükofs. Die fünf andern Zeiten werden durch eine Art Augment, die Präfixe ä, e, i, o, u gebildet: äpükob ich sprach, epükob ich habe gesprochen, ipükob ich hatte gesprochen, opükob ich werde sprechen, upükob ich werde gesprochen haben. Dem Passiv eigentümlich ist das Präfix p, also papükob ich werde gesprochen, päpükob, pepükob u. s. w. Participien lassen sich durch die Endung -öl von allen Zeiten bilden: äpüköl einer der sprach, upüköl einer der gesprochen haben wird, und sollen wie im Griechischen und Englischen reichlich Verwendung für deutsche Nebensätze finden. Die Präfixe der Tempora werden auch mit Zeitadverbien verbunden, z. B. del Tag, delo bei Tage, adelo (auch tudel) heute, ädelo gestern, edelo vorgestern, idelo vorvor-

gestern, odelo morgen, udelo übermorgen; ebenso von yel Jahr, mul Monat, vig Woche, gödel Morgen, zendel Mittag, vendel Abend. Die Frage wird durch vorgesetztes li- (mit Bindestrich) bezeichnet: li-pükom? spricht er? Die Verneinung no tritt vor das Zeitwort, no pükom er spricht nicht, no li-pükom? spricht er nicht? Der Konjunktiv entsteht durch lockere Anfügung von -la an die Formen des Indikativs, pükom-la er spreche, äpükom-la er spräche. Der Konditional entsteht durch angefügtes öv, püköböv, äpüköböv ich würde sprechen, epüköböv, ipüköböv ich würde gesprochen haben, vermutlich auch upüköböv ich würde einer sein, der gesprochen haben wird. Der Optativ hat die Endung -ös, der Imperativ -öd, also pükolös mögest du sprechen, pükolöd sprich. Schleyer hat daneben noch einen Jussiv auf -öz, pükomöz er soll sprechen! Doch scheint diese Form jetzt fallen gelassen zu sein. Nachdem er darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß Romanen und Engländer wohl schwerlich auf den Unterschied zwischen dauernder (aktueller) und allgemeiner (eintretender) Handlung verzichten würden, hat er eine Dauerform eingeführt, aipükob ich spreche jetzt, fortdauernd, I am speaking; äipükob ich sprach, I was speaking, je parlais (äpükob I spoke, je parlai). Er hätte sich auch wie im Englischen helfen können mit binob püköl, äbinob püköl u. s. w. Da nun sämtliche Formen, Infinitiv, Particip, Konjunktiv, Optativ, Imperativ, Jussiv von allen Zeiten des Aktivs und Passivs gebildet werden können, so haben wir hier einen Reichtum, den auszunutzen unmöglich ist. Doch kann ich mir nicht denken, wo die Summe von 504 000 Formen herkommen soll, die man als möglich herausgerechnet hat. Um die Leistungsfähigkeit seines Konjugationssystems zu zeigen, bildet Schleyer Formen wie pulestümoföd (von lestümön hochschätzen) sie soll werden hochgeschätzt worden sein, z. B. morgen um diese Zeit. Rückbezügliche Zeitwörter werden wie im Deutschen, bezw. Französischen gebildet, vatükob obi ich wasche mich, vatükol oli du wäschest dich, vatükom oki er wäscht sich, vatükom omi er wäscht ihn.

Die Adverbien sind teils Stammwörter wie nu jetzt, nog noch, is hier, us dort, ofen oft, teils mittels der Kennsilbe -o von anderen Redeteilen abgeleitet, z. B. del Tag, delo bei Tag, tags; blef Kürze, blefik kurz, blefiko, auch blefo in Kürze; bal eins, balo mit einem Male, einheitlich; ok sich, oko an und für sich;

pledön spielen, pledöl spielend, pledölo auf spielende Weise; dis unter, diso unterhalb; e, ed und, edo in Verbindung, verbundenermaßen.

Die Präpositionen sind ebenfalls teils stammhaft, teils abgeleitet durch -ü. Sie stehen mit dem Nominativ, oder wie man bei Schleyer liest, sie regieren den Nominativ.

Die Konjunktionen sind meist einsilbige Verstümmelungen deutscher, englischer, französischer oder lateinischer Partikeln, ab aber, das daß, do obgleich, ibo denn (aus dem Russischen), if wenn, jüs bis daß, ka als (nach Komparativ).

Die Empfindungswörter sind teils erfunden, teils nach Grundsätzen der Volapük-Etymologie abgeleitet: o o; ö ei, hm; sö pst; stopö halt; yu (non juvare) zu Hilfe; bafö bravo; milö potztausend!

In der Wortstellung ist Schleyer ziemlich frei; seine Jünger und Verbesserer lehren eine engere Wortfolge nach Art der romanischen angeblich logischen, richtiger gesagt mechanischen: Subjekt, Attribute desselben, Prädikat, Akkusativobjekt, Dativobjekt. Über Adverbialbestimmungen finde ich keine Regel; in den Beispielen stehen sie meist zwischen Zeitwort und Objekt, was wenigstens im Englischen unstatthaft ist. Mit abhängigem Bindewort eingeleitete Nebensätze können auch vor den Hauptsatz treten.

Der von Schleyer vorläufig geschaffene Schatz von 13 000 Wörtern reicht natürlich bei weitem nicht aus für eine „Weltsprache". Er hat deshalb ein großes Wörterbuch mit etwa 30 000 Wörtern in Aussicht gestellt. Eine Vermehrung findet inzwischen schon statt, wenigstens enthält das „Weltspracheblatt" eine Rubrik ‚vöds nulik', „neue Wörter", in den letzten Nummern die Waren des deutschen und schweizerischen Zolltarifs.

Die Wortstämme entnimmt Schleyer in erster Linie dem Englischen, dann auch dem Deutschen und Französischen und vereinzelt dem Latein. Dieselben werden infolge der Lautgesetze des Vp. oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Da Schleyer das r verbannt (doch nicht folgerichtig, indem rab Rabe, rat Ratte, redak Redaktion, reg König, rel Religion, rig Ursprung, rim Reim, rönön rennen, rut Geleise u. v. a. stehen bleiben), wobei er sich statt auf die Chinesen auf die ganz verschiedene Aussprache dieses phonetisch schwierigen Lautes bei Engländern, Franzosen und Deutschen hätte berufen können, so wurde dasselbe, wo es nicht einfach

ausfallen konnte wie in bod Brot, fem Gährung (ferment), also vor und zwischen Vokalen, durch l ersetzt, lapin Raub, lin Ring, lieb Rebe, lol Rose, ledik rot, Lusän Rußland, blinön bringen, dlim Traum, dlinön trinken, dilekön dirigieren. Da schwierigere Konsonantenverbindungen vermieden werden sollten, mußte oft trotz dem Streben nach Einsilbigkeit ein Vokal eingeschoben werden, velib Verba. Da Haupt- und Zeitwort meist wie im Englischen gleich sind, wie pük Sprache, pükob ich spreche, so war wegen der Verbalpräfixe ä e i o u ai äi ei pa pai pä päi u. s. w. vokalischer Anlaut und pa- u. s. w., wegen der Kasusendungen und der Suffixe ob ol om vokalischer Auslaut, wegen der Pluralendung die Zischlaute s z x am Ende zu vermeiden. Vokalischer Anlaut wird umgangen durch vorgesetztes l (oder auch n, z. B. nin in), daher labön haben, lad Herz (engl. heart), laf Hälfte, lam Arm, tan Seele, lautel Autor, leg Echtheit, lek Echo, lilön hören (engl. lo hear) limep Kaiser, lined Inneres, log Auge (von oculus oder von to look?), lof Anerbieten, löp Oberes, luf Traube, lül Eule. Bei den aus dem Englischen und Französischen entlehnten Wörtern ist zu beachten, daß sie meist nach dem Laut, sonst nach der Schreibung übernommen sind; das Fehlen einer festen Regel macht ihre Erkennung schwierig und zweifelhaft; fid Nahrung, mun Mond, cem Zimmer, jüs bis daß, fum Ameise; dagegen wegen des Fehlens der Diphthonge tim Zeit (von engl. time, während man auf teem raten würde), don herab (down).

Aus den Stämmen werden weiter Wörter gewonnen durch Ableitung und durch Zusammensetzung.

Für die Ableitung steht eine reiche Auswahl von Suffixen (und Präfixen) zur Verfügung. Ausschließlich für lebende Wesen dienen äb af äf al an ef el it; für sinnenfällige Dinge (Konkreta) ab ad ap ed em en il im öm op öp üd üf um ul; für abgezogene Begriffe (Abstrakta) äl am öf üp. Mit diesen ist der Vorrat keineswegs erschöpft. Einige Beispiele mögen die Verwendung zeigen: el entspricht franz. -eur oder -ier, deutschem -er, z. B. tik Gedanke, tikob ich denke, tikel Denker, penseur; mit Fleisch, mitel Fleischer; volapükel: Weltsprachler. Es bezeichnet also das nomen agentis, daneben auch den Inwohner Yulopel: Europäer, Deutel: Deutscher, Parisel: Pariser. Eine Steigerung davon giebt -al, tikal der tiefe Denker; jaf Schöpfung, jafel Schöpfer (eines Kunstwerks), jafal Schöpfer (Gott); ted Handel,

tedel Händler, tedal Großhändler. — Konkreta auf ab ad at: lit Licht (lux), litab Kerze (lumen); flit Flug, flitad Flügel; poed Dichtkunst, poedat Gedicht; pükat Vortrag, Rede. Für Ortsnamen werden verwandt, op für die Erdteile Yulop, Silop, Melop, Fikop, Talop; für die Himmelsgegenden üd, nolüd, sulüd; für Länder än (aus län Land), Lusän Rußland, fatän Vaterland, limepän Kaiserreich. Ferner öp in fopöp Narrenhaus von fop, kaföp Kaffehaus von kaf. Krankheiten haben die Endung ip, Musikausdrücke üm und üf. Die Namen der Wissenschaften haben av pükav Philologie, tikav Logik, nimav Zoologie, godav Theologie, sanav Medizin. Eine Geistesanlage bezeichnet äl, dib Tiefe, dibäl Geistestiefe. Öf entspricht deutschem -keit, am deutschem -ung; üp aus tüp Frist bildet Zeitbegriffe; ul aus mul Monat dient für die Monatsnamen balul, telul, kilul bis balsetelul, wofür auch Yanul, Febul, Mazul u. s. w. Von Ableitung der übrigen Redeteile ist bereits oben die Rede gewesen.

Nicht minder groß ist der Vorrat von Präfixen. Manche derselben erscheinen als grobe Germanismen, wie be = deutsch be-, lifön leben, belifön beleben; givön geben, begivön begaben; bepük Besprechung. Auch mit da, deutsch er-, wird der Nichtdeutsche wenig anfangen können; man vergleiche finön enden, dafinön erledigen; getön empfangen, dagetön erlangen; lilön hören, dalilön erhören. Recht ansprechend dagegen ist die Verwendung von le- für Steigerung, lu- für Verringerung des Begriffs, z. B. begön bitten, lebegön flehen, lubegön betteln; dom Haus, ledom Schloß, Palast, ludom Hütte; lugod Götze. Darnach heißt also von cem Zimmer, lecem Saal, lucem elende Bude. Geist gleich lat. re-. Leichter verständlich sind mi- miß und ne- un-. Aus Hauptwörtern abgekürzte Präfixe, deren Verwendung man sich denken kann, sind gle Haupt-, von glet Größe, glezif Hauptstadt; lafa halb-, von lafik halb, lafayel Halbjahr; mö gleich griechisch poly-, mögul Vieleck, mömat Polygamie von mat Ehe, möpükel Polyglott; sma- von smal Kleinheit, smabel Hügel von bel Berg, smaveg Pfad. Va- und kü- sind Kürzungen von vadat Quadrat und küb Kubik; ki aus kim oder kiom welcher, kikod warum (kod Ursache), kiüp wann; ba aus bal gleich griech. mono-; ähnlich telapükik bilinguis, telapükot Zwiegespräch.

Den Übergang zur Zusammensetzung bilden die Ableitungen durch vorgesetzte Verhältnis- und Umstands-

wörter, wie bevü zwischen, de ab, du durch, löpa und löpi ober, bä unter, nin in, neba neben, zi um herum. Wirkliche Zusammensetzungen nach germanischer (griechischer) Art werden, wie schon volapük zeigt, zugelassen, obwohl ihnen der romanische Sprachgeist durchaus widerstrebt, der hier ganz analytisch verfährt. Der Franzose Kerckhoffs verlangt, daß die Verbindung sich nicht über mehr als zwei Hauptwörter erstrecken soll, und ist nur geneigt bei volapükatidel „Weltsprachelehrer" eine Ausnahme zu machen. Es bleibt daneben gestattet das bestimmende Wort im Genitiv nachzusetzen, also skinaplif und plifskina Runzel (Hautfalte), vödabuk Wörterbuch, wofür Schleyer vödasbuk schreibt, während er bukakonlet Bibliothek und nicht bukaskonlet hat (konlet = collectio), daneben buk vödas, konlet bukas; filabel Vulkan (Feuerberg), penaklot Gefieder (Federkleid). Einen poetischen Anstrich hat logamagil Pupille (magil Bildchen), es erinnert an das hebr. îschôn Männchen im Auge. Manches ist zweideutig wie logasim Augenlid, wörtlich Augensaum, wonach man eher an Augenrand denken wird; yelamon Jahresbeitrag, warum nicht Jahrgeld, Pension?

Was sich mit Ableitung und Zusammensetzung im Volapük machen läßt, zeigt Kerckhoffs an dem Worte pük, von welchem er 68 Bildungen aufführt, eine Zahl, die ich selbst noch um einige Nummern vermehren könnte. Wenn eine Sprache sich bloß durch Formen- und Wortbildungslehre machen ließe, so hätten wir hier eine solche mit bedeutenden Vorzügen. Aber die Syntax? Eine solche ist bis jetzt noch nicht vorhanden. Doch bevor ich mich in eine weitere Kritik einlasse, will ich erst ein kleines zusammenhängendes Stück als Probe geben, damit der Leser sehen kann, wie sich die neue Sprache als Rede ausnimmt, und die geschichtlichen Nachrichten vervollständigen.

Adam, kiplad binol?

Julel sembal ämekom säki suköl al katekeli oma: „Ven God in palad ävokom: „Adam, kiplad binol?" in pük kimik ipükom?" — „Vö! atosi no nolob," katekel ägesagom. — „Ab ob, o söl katekel!" julel ägesagom, „nolob püki bal, in kel God zeladiko no ipükom." — „Beno," äsäkom katekel, in pük kimik God zeladiko no ipükom al Adam?" — „In volapük," ägesagom jubel smilölo (richtig wäre smilöl), bi söl Jleyer tiemo no nog idatuvom volapüki." (Aus Bernhaupt, Plägabuk, S. 84.)

Adam, wo bist du?

(Irgend) ein Schüler richtete (machte) folgende Frage an seinen Katecheten. „Als Gott im Paradiese rief: „Adam, wo bist du?" in welcher Sprache hatte er geredet?" — „Fürwahr, das weiß ich nicht", erwiderte der Katechet. — „Aber ich, Herr Katechet," sagte der Schüler, „ich weiß Eine Sprache, in welcher Gott gewiß nicht geredet hatte." — „Wohlan", fragte der Katechet, „in welcher Sprache hatte Gott gewiß nicht zu Adam gesprochen?" — „In der Weltsprache", erwiderte der Schüler lächelnd, „denn Herr Schleyer hatte damals die Weltsprache noch nicht erfunden."

Abgesehen von den Lehrbüchern, deren hervorragendste wir namhaft gemacht haben, sind noch einige andere Schriften in und über „Volapük" erschienen, so daß die Anhänger bereits von einer „Litteratur" sprechen. Wenn aber Kniele meint, daß dieselbe „viel bietet", so zeugt das von einer ungewöhnlichen Bescheidenheit. Außer dem Cogabled (Witzblatt), herausgegeben von Schnepper, und dem Volapükabled zenodik (Centralweltsprachеblatt) Schleyers erscheinen noch folgende Zeitschriften: Volapükagased von Dr. med. Obhlidal in Wien, Volapükaklubs von Rektor Fieweger in Breslau, le Volapük von Kerckhoffs in Paris, El Volapük von Dr. Isparraguirre in Guadalajara (Madrid), Il Volapük von Cassio in Mailand, Volapükabled von Aaen in Aalborg, Volapükisten von Säterstrand in Stockholm, Timabled Volapükik von Rodeck in Puerto-Rico. Fieweger hat eine Übersetzung von Lessings Minna herausgegeben, Rupert Kniele, Arzt in Allmendingen (Württemberg) eine Handelskorrespondenz, und da ihm der Anekdoten à la Meidinger in den Lehrbücher noch nicht genug zu sein schienen, eine Sammlung weltsprachlicher „Humoristika", d. h. allerhand meist recht bekannter Witze, denen ihre Spitze durch die Übersetzung aus dem Deutschen meist gänzlich abhanden gekommen ist. Zum Münchener Kongreß wartete Karl Groß mit einem Dukiel da München, „Führer durch München" (1 Mk.) auf. Von K. Lenze erschien ein Lehrbuch der Volapükstenographie; daß für eine solche bereits ein Bedürfnis vorliege, kann ich nur nicht denken, vielleicht ist das Buch nach dem volkswirtschaftlichen Grundsatz entstanden, daß man Bedürfnisse schaffen müsse. Sigmund Spielmann veröffentlichte einen Volapük-Almanach für 1888.

Über die bisherigen Erfolge der „Weltsprache" giebt ein Vortrag Knieles „Ausbreitung der Weltsprache" Konstanz 1887, Auskunft. Einen Anhalt hat man außerdem an dem Verzeichnis der diplomierten Lehrer, welches in Schleyers Blatt weitergeführt wird (obwohl daraus keine sicheren Schlüsse gezogen werden können), sowie an Kerckhoffs' Annuaire, contenant 1. les noms et adresses de tous les Volapükistes diplomés, 2. le catalogue général de toutes les publications se rapportant au Volapük, Paris bei Le Soudier. Es besteht nämlich eine vollständige Hierarchie mit „Vater Schleyer" als Oberhaupt. Über der großen Schar der Gläubigen erheben sich zunächst die „tidels" (Lehrer), dann die „löpitidels" (Oberlehrer), „plofeds" (Professoren), und zuletzt das Kardinalskolleg der „kademals" oder Akademiker. Zum Grade eines „tidel" gelangt man durch Erfüllung von 4 Bedingungen: Einsendung mindestens eines größeren, ganz fehlerfreien Briefes an den Erfinder, Bestellung des „Weltsprache-blattes", Beitritt zu irgend einem Weltspracheverein (wenn keiner in der Nähe, zum Konstanzer), Zahlung von ein paar Mark für das Diplom. Die „kademals" haben ihre Würde durch Wahl auf dem Münchener Kongreß erhalten. Dieser fand vom 5. bis 8. August v. J. statt unter Vorsitz des Professor Kirchhoff und des Grafen Taufffirchen. Die Ausweise vom September 1887 geben folgende Zahlen, es gab 455 „tidels", 58 „löpitidels", 18 „plofeds" und 17 „kademals", die jedoch mit den „plofeds" zum Teil identisch sind. Im übrigen sind die Angaben über Verbreitung und Mitgliederzahl vielfach voneinander abweichend, übertrieben und mit Vorsicht aufzunehmen. Eine Wiener Zeitung spricht von „einer Million", in dem Rundschreiben eines Herrn F. Hoffmann in Alexandrien heißt es „über 500 000", andere Schätzungen schwanken zwischen 300 000 und 50 000. Letztere Summe dürfte für die Zahl der Anhänger zu niedrig, für die der richtigen „Volapükels" zu hoch sein, denn ich habe allen Grund zu glauben, daß es nicht 1000 Menschen auf Erden giebt, welche die Kunstsprache wirklich sprechen können. Aber selbst 100 000 Anhänger stellen bei der kurzen Zeit des Bestehens der Sache einen Achtung gebietenden Erfolg dar.

Die entgegenkommendste Aufnahme hat Volapük anfangs nicht im Lande seiner Geburt, sondern im Auslande gefunden. Im

Vordertreffen steht Frankreich, wo der Professor an der Handelshochschule in Paris, Kerckhoffs, die Seele der Bewegung ist und besonders durch die von ihm an der genannten Anstalt abgehaltenen Kurse nachhaltig gewirkt hat. Es wird berichtet, daß der Vorsteher des bekannten Magasin au Printemps mit seinen 120 Handlungsdienern einen solchen Kursus durchgemacht habe, was, da es nach Kräften ausposaunt worden ist, ihm manche Kosten für Geschäftsanzeigen erspart haben wird. Andere hervorragende Vertreter in Paris sind der Schriftsteller Francisque Sarcey, der Präsident des Handelssyndikats Lourdelet, der Verleger Le Soudier, der Herausgeber der „Liberté“ Dr. Nicholas. Wie ich mich erinnere, hat der „Temps“ schon vor 3 bis 4 Jahren Artikel über Volapük gebracht. Auch in den Provinzstädten und Kolonieen bestehen zahlreiche Vereine.

Nach Spanien ist Volapük verpflanzt worden durch Professor Ysparraguirre in Guadalajara. Kniele erzählt, ein aus Spanien zurückgekehrter Reisender habe berichtet, daß auf allen Bahnhöfen und Eisenbahnen von nichts anderm die Rede sei, Angehörige der höchsten Stände, namentlich Offiziere, seien dafür begeistert. Daß es dabei nicht ohne Übertreibung abgeht, beweist auch die Nachricht, daß Professor Letamendi an der Universität Madrid einen Lehrstuhl für Volapük errichtet habe. Bis das Gegenteil bewiesen wird, nehme ich an, daß das gerade so viel heißt, als wenn man sagen wollte, Professor Kirchhoff habe in Halle einen Lehrstuhl für die „Weltsprache“ errichtet. Was sollte auch ein solcher für eine Sprache, in welcher es nichts zu erforschen giebt, deren ganzen Besitzstand man sich angeblich in wenigen Tagen aneignen kann! Von Portugal aus, wo da Silva Teixeira Hauptvertreter ist, ist die Bewegung bis nach Madeira und zu den Azoren vorgedrungen.

In England scheint die Beteiligung noch recht lau zu sein. Der Verfasser der „Grammatik für Engländer“ trägt den deutschen Namen Dornbusch. Die Engländer haben auch die wenigste Veranlassung neben ihrer thatsächlichen Weltsprache noch eine mögliche zu erlernen.

Das vielsprachige Holland ist auch in der „Weltsprache“ nicht zurückgeblieben, es hat die verhältnismäßig größte, riesige Zahl von 90 diplomierten Lehrern. Von dort ist die „Welt-

sprache" zu den Vlamen nach Belgien gekommen, unter denen besonders Professor Heyligers in Antwerpen wirkt.

Das Bestehen von Vereinen in Skandinavien wird schon durch die beiden dort erscheinenden Zeitungen bewiesen. Die zunehmende Verbreitung in Rußland wird auf die Vorträge des Staatsrats Bieck in Moskau zurückgeführt; hier soll auch der telegraphische Verkehr in Volapük zugelassen sein. In den andern halbasiatischen Ländern Rumänien und Bulgarien wird Volapük in einigen Handelsschulen gelehrt. Auch nach der Türkei, Griechenland, Kleinasien, Syrien, wo der überzeugte Vorkämpfer Bernhaupt wirkt, und Ägypten hat die neue Erfindung den Weg gefunden und soll sogar bis Kapstadt, Sydney, Sumatra vorgedrungen sein, was nicht wunder nehmen kann, da der eine oder andere europäische Volapükist im Laufe der Jahre wohl einmal so weit auf seinen Reisen gelangen kann. Viel Aufhebens wird von einem Volapüktelegramm gemacht, das ein Erfurter Handelsgärtner aus China erhalten habe, nur wird nicht gesagt, ob der Absender ein ächter mongolischer Zopfträger oder ein eingewanderter indogermanischer „Volapükel" ist. In Amerika hat die Sache sowohl im Norden, wie in der Mitte, im Süden und auf den Inseln angefangen Fuß zu fassen.

In Österreich hat die Bewegung ihren Mittelpunkt in Wien, wo „gegenwärtig über 2000 Personen die neue Sprache studieren". Der Unterrichtsminister soll die Erteilung von Unterricht an der Universität gestattet haben. „Welche begeisterte Anhänger V. in diesen Ländern besitzt, beweist ein Brief des Postmeisters von Lispitz, welcher den Erfinder als siebenten den sechs großen Männern der Welt anreiht, deren Lehren und Werke für jeden Menschen von Interesse sind. Die Reihenfolge dieser Männer sei nämlich: Abraham, Moses, Christus, Kopernikus, L . . . . ., Galvani, Schleyer." Kniele, dem wir dies entnehmen, fügt hinzu: „doch lassen wir dies dahingestellt!" was sich wohl auf den L. bezieht, da er sonst die Stelle mit offenbarem Behagen anführt, ohne ein Bewußtsein von ihrer, gelinde gesagt, bodenlosen Abgeschmacktheit zu haben. Der begeisterte Postmeister ist ohne Zweifel ein Evangelischer und Kniele hat entweder, weil er Katholik ist oder aus Rücksicht auf Schleyer den Namen des „Ketzers Luther" unterdrückt. An der Gleichstellung Schleyers mit Christus scheint er keinen Anstoß genommen zu haben. Es sollte für Schleyer selber

höchst peinlich sein, sich den Urheber einer Begeisterung zu wissen, die sich nicht scheut, ihn auf gleiche Stufe zu stellen mit dem, den er hoffentlich mit uns als seinen Herrn und Heiland anerkennt. Man muß wirklich an Schleyers Charakter irre werden, wenn man sieht, wie er nicht nur solchen gotteslästerlichen Unsinn duldet, sondern die trivialsten Lobhudeleien Urteilsloser gegen seine Person in seinem „Weltsprachebüreau" druckt und verbreitet.

In Italien ist Volapük spät eingedrungen, aber in schneller Verbreitung begriffen, so daß dies Land bereits seinen Vertreter, Professor Ferretti von Reggio, in der Akademie hat.

Die Klage, daß Deutschland gegen andere Länder zurückgeblieben sei, wird durch die Statistik der diplomierten Lehrer nicht bestätigt. Die Zahl derselben, 175, ist absolut die größte, obwohl gegenüber den 90 Holländern verhältnismäßig gering. Auf einer Karte der geographischen Verbreitung würde der Süden (Bayern und Württemberg) die größte Dichtigkeit aufweisen. Einzelne Städte sind besonders gut versehen, so Konstanz mit 8, München mit 31, Nürnberg mit 16, Stuttgart mit 5 Lehrkräften, während im Norden noch ganze Provinzen als blanke Stellen erscheinen. Aber auch hier haben sich durch Kirchhoffs Wanderreden die Verhältnisse neuerdings geändert, indem zugleich der Widerspruch stärker geworden ist. Auch die Einführung des Volapük in den Schulunterricht ist vielfach gefordert worden. Angeblich wird es in Straßburg an der höheren Töchterschule gelehrt; dann werden wir es vielleicht bald erleben, daß ein Volapükjüngling einer aus dieser Schule hervorgegangenen Jungfrau seine Liebe „volapüko" erklärt. Nach Zeitungsberichten ist dem Professor Schnepper der Unterricht in der „Weltsprache" am Münchener Luitpoldgymnasium übertragen worden. Eine „Überbürdungsfrage" scheint also in diesen glücklichen Gegenden nicht zu bestehen.

Ohne Zweifel kann man eine Sache, die bereits so viel Beifall gefunden hat und deren Anhänger sich täglich mehren, nicht mit einigen billigen Witzen abthun, wie wenn einer von „Volapüklingen" spricht, oder einem andern die Sache „schleyerhaft" vorkommt. Wenn jemand darin ein „Omen" findet, daß ihr Hauptverfechter ein „Kirchhoff" ist, von Kerckhoffs ganz zu geschweigen, so erinnert das an das Gespräch jener beiden, welche den Streit zwischen Rationalismus und Supranaturalismus in ihrer Weise

behandelten. „Was ihr Rationalisten für hausbackene Leute seid,“ meinte der eine, „sieht man schon an den Namen eurer Führer, „da ist der Semler, der Tischler, der Gabler, der Teller, der Löffler und gar der Brettschneider und der Wegscheider.“ „Und ihr“, erwiederte sein Gegner, „ihr habt den Hase und den Hahn und den Stier und den Kahnis und gar den Hengstenberg.“ Ich halte dafür, daß Schleyers Schöpfung immerhin eine eingehendere Kritik verdient. Wer noch derselben näher getreten ist, wird gleich mir bei der ersten Bekanntschaft geradezu verblüfft gewesen sein über die Einfachheit, Kürze, Zweckmäßigkeit dieser Formen und geneigt gewesen sein, Kirchhoff Recht zu geben, der sagt, „daß es einen jeden reizen muß, diese hochinteressante Erfindung des menschlichen Geistes ein wenig näher zu betrachten, um sich in einigen gewiß nicht verschwendeten Stunden selbständig davon zu überzeugen, daß uns hier ein Werkzeug beschert ist, dessen verächtliches Wegwerfen ein sehr thörichter Entschluß genannt werden müßte“. Das entspricht dem ersten Eindruck. Eine sorgfältigere Betrachtung dagegen muß zu mancherlei Bedenken führen, die ich im Folgenden zur Sprache bringen werde, indem ich mir die allgemeineren Betrachtungen über die „Weltsprache“ überhaupt für das Schlußkapitel vorbehalte.

In lautlichen Dingen ist Schleyer ein völliger Laie. Von Lautwissenschaft (Phonetik und Lautphysiologie) weiß er nichts. Sein Standpunkt in diesen wie in den meisten andern Dingen ist ein ganz naiver, und zwar der des Süddeutschen. Unter Sachverständigen ist es kein Geheimnis, daß wie Oberdeutschland unserm Volke seine Schriftsprache, so Niederdeutschland allmählich seine Aussprache gegeben hat, natürlich ganz allgemein gesprochen. Der Unterschied zwischen stimmhaften und stimmlosen Konsonanten ist den Oberdeutschen verloren gegangen und wird erst jetzt wieder von Niederdeutschland her bei ihnen eingeführt. Beiden gemeinsam ist, daß sie stimmhafte Konsonanten (b, g, d, s) im Auslaut überhaupt nicht sprechen können. Neun Zehntel aller Deutschen müssen bei der Aneignung fremder Sprachen, z. B. des Englischen, dies erst mühsam erlernen, was zudem vielen niemals gelingt. Davon aber scheint Schleyer keine Ahnung zu haben. Er sagt, jedes Schriftzeichen soll stets mit demselben Laut gesprochen werden, also b stets b, niemals p. Die deutschen Volapükisten und vermutlich Schleyer selbst werden aber pükob sicherlich ebenso pükop aus-

sprechen, wie sie „ich gab" gap sprechen. (Es soll nicht verkannt werden, daß die Länge des Vokals die stimmige Aussprache einigermaßen erleichtert.) Im Mittelhochdeutschen war in dieser Hinsicht die Schreibung bekanntlich mehr in Einklang mit der Aussprache. Das tönende, sog. weiche s fehlt bei Schleyer ganz, ob den Süddeutschen oder Spaniern zuliebe, ist nicht ersichtlich. Bei c schwankt Schleyer zwischen der Aussprache tsch und dsch (d. i. d und franz. j), Kirchhoff giebt cil durch tschîl wieder. In diesen Dingen sind aber die meisten Völker viel heiklicher als die Deutschen. Eine Verwechslung von projet und brochet kommt dem französischen Ohre barbarisch vor; im Englischen sind bag und back, bad und bat, bed und bet, beg und beck himmelweit verschieden. Auch die Angabe v = w läßt viel an Bestimmtheit zu wünschen übrig. Gemeint ist offenbar das gemeindeutsche Lippen = w, welches aber den meisten Sprachen fremd ist. Englisches w ist bekanntlich ein Halbvokal, und wine und vine dürfen und können nicht verwechselt werden. Englisches und romanisches v ist von deutschem w in Erzeugung und Klang verschieden, es ist stimmhaftes f und wird mit Unterlippe und Oberzähnen hervorgebracht. Über die Vokale hat Schleyer ganz eigentümliche Ansichten. Die Vokaltöne bilden doch stetige Reihen, so daß man sie wohl mit den musikalischen Tönen vergleichen kann, und ihre Zahl eine unbeschränkte ist, wofür ein Beweis ist, daß der allerdings sehr spitzfindige englische Phonetiker Ellis allein 18 verschiedene a unterscheidet. Wenn nun Schleyer S. 8 sagt, das engl. a in all sei ein unreiner Laut, so ist das ungefähr gerade so, als wenn jemand den Wiener Kammerton weniger vollkommen finden wollte als den Pariser. Man wende nicht ein, daß dies Kleinigkeiten sind, für das Verständnis der gesprochenen Rede sind sie es nicht, wie jeder erfahren kann, der in England nach der „Post" (mit deutscher Aussprache des Wortes) fragt. Er wird selbst dann oft nicht verstanden werden, wenn er etwas richtiger nach der „Pohst" fragt. Ich wollte einst einen Besuch in einer Vorstadt Londons machen in einer Straße, welche „Ladbroke Grove Road" heißt. Ich wußte, daß ich in nächster Nähe derselben sein mußte, aber der erste Polizist, den ich nach „Lädbrohk Grohv Rohd" fragte, schüttelte den Kopf, ebenso alsbald ein zweiter, erst der dritte sagte: „Sie meinen wohl „Lädbroouk Groouv Rooud?" und da war ich auch schon am Platze. Es sind das also keine übertriebenen

3*

Feinheiten, sondern das Verstandenwerden hängt davon ab. Und eine gesprochene Sprache will doch Volapük werden. Was soll man da mit der Angabe i = i, o = o, u = u anfangen? Das englische u in put oder full ist von deutschem u oder französischem ou sehr merkbar verschieden. Wenn ein Engländer que voulez-vous spricht, so pflegen die Franzosen das durch que volez-vos wiederzugeben. Englisches i in will ist von dem Vokal im deutschen Worte verschieden. Um seine Sprache möglichst allen Völkern mundgerecht zu machen, hat Schleyer einige Laute ferngehalten. Wollte er dies wirklich durchführen, so würden so wenige Laute übrig bleiben, daß daraus eine Sprache zu bilden unmöglich wäre. Weil den meisten, nicht allen, Chinesen das r fehlt, hat er es unterdrückt, aber merkwürdiger Weise nicht durchaus. Ein Chinese wird aber noch leichter das r sprechen lernen, als sich in die durchaus abendländische Formen- und Wortbildungslehre der „Weltsprache“ finden. Den Arabern fehlt deutsches w, p und mit Ausnahme der ägyptischen Mundart g. Manchen Sprachen fehlt das l, wie der japanischen. Deutsches und englisches l sind verschieden, so daß englisches und deutsches will in keinem der drei Laute übereinstimmen. Das Schleyersche ö kennt der Engländer nicht, ü kann er schon gar nicht sprechen. Dasselbe gilt bei j = sch für Spanier und Dänen. Die Araber können zwei Konsonanten im Anlaut nicht sprechen, was sollen sie da mit z und x in zül und xol anfangen, wo auch uns tlon und tlup unbequem sind? Diese Zeichen, für deren Aussprache mit deutscher Gemütlichkeit ds und ts, gs und ks zur Auswahl gestellt werden, durchbrechen übrigens den Grundsatz „für jeden Laut Ein Zeichen“, denn sie sind Doppellaute. Man nehme einmal das unglückliche Wort Jveiz Schweiz (sprich Schweh—ihts oder—ihds). Von dem Engländer, Spanier und Italiener weiß ich ganz genau, daß sie mit der Aussprache desselben nicht fertig werden. Wenn Schleyer einmal Engländern deutschen Anfangsunterricht gegeben hätte, würde er wissen, daß dieselben beharrlich Slosch und Sweschter statt Schloß und Schwester sagen. Ob ein Engländer oder Italiener xol wird aussprechen können, ist mir ebenfalls zweifelhaft. Den Romanen zu liebe sind die Diphthonge geopfert worden, obwohl die andern Völker, die sich derselben erfreuen, darin einen großen Verlust sehen müssen. Und doch wird uns zugemutet, in der neuen Sprache einen besondern Wohlklang zu erkennen. Es ist

gar kein Grund vorhanden, das Volapük in dieser Beziehung zu loben. Die Meidung der Konsonantenhäufung mag ein Vorzug sein und der Singbarkeit zu gute kommen, obwohl die deutsche Sprache mit ihren vielen Konsonanten, wie jeder Musiker weiß, für den Gesang noch ganz brauchbar ist. Die vielen ö und ü wirken geradezu abstoßend. Man wird dadurch und durch den Ton auf der Endsilbe an das Türkische erinnert, welches viele für den Gipfel des Wohllautenden halten, was ich nicht finden kann, da es mir zu süßlich klingt und mich an den widerlichen türkischen Tabak erinnert. Das Türkische kann sich wenigstens, wie das Ungarische, auf sein sinnreiches Gesetz der Vokalharmonie berufen, welches aber den Osmanen nicht hindert, die Silben seiner langen Worte in den blauen Wolken seines Tschibuks sanft verhallen zu lassen, so daß der Hauptvokal dem aus der Pfeife emporsteigenden Rauchkreise gleicht, der sich desto mehr verdünnt, je mehr er sich ausdehnt. Mit dem Wohlklang ist es ein eignes Ding, der persönliche oder nationale Geschmack spricht dabei zu viel mit. Ich für meine Person bezweifle, daß die folgende Strophe aus einer Übersetzung von „Heil Dir im Siegerkranz", besonders wenn man alle Vokale lang spricht, besser klingt als der deutsche Text.

Flam sanik! glutolöd!	Heilige Flamme, glüh!
glutolöl litolöd	Glüh und erlösche nie
plo reg e län!	Fürs Vaterland!
Tän ostanobs valiks	Wir alle stehen dann
plo man bal lanimiks,	Mutig für einen Mann,
obludobs kopimiks,	Kämpfen und bluten dann
plo tlon e län!	Für Thron und Reich.

Manches ist physiologisch nahezu unmöglich zu sprechen, so ostanobs und obludobs, die Endung wird entweder mit beiden Konsonanten stimmhaft zu sprechen sein, oder mit beiden stimmlos, denn obb-ß ist kaum zu sprechen ohne neuen Stimmansatz, also entweder obbs oder opß.

Die Betonungsfrage hat Schleyer nur scheinbar einfach gelöst, der Knoten ist vielmehr durchhauen. Sein Gesetz ist so mechanisch wie möglich und geradezu roh. Am meisten wundert mich, daß alle Silben lang sein sollen; wie paßt das zu einer „Weltsprache", die dem Verkehre dienen, ja denselben in „ungeahnter Weise" steigern soll, da wäre besser, wenn sie nur kurze Silben hätte. Die Franzosen werden sowieso alle Silben halb-

lang sprechen, weil sie in der eigenen Sprache keine wirklich langen haben. Es kommt auch hier wieder der Süddeutsche zum Vorschein, denn wie ich aus verschiedenen Anzeichen entnehme, spricht Schleyer sein Deutsch etwa so aus: „ehs ihst uhnahngenehm", und das soll nun für alle Menschen Gesetz werden. Für die Betonung hätte er das Neupersische zum Vorbild nehmen können. Uns gefällt am besten immer noch die deutsche Betonungsweise, welche ganz logisch den bedeutungsvollsten Teil, die Stammsilbe, hervorhebt.

Es ist eitel Wahn, wenn Schleyer sagt: „Dieser Buchstaben (seines Weltalphabets) sind es 37, die vollauf für alle menschlichen Sprachlaute genügen." Wer das so dreist aussprechen kann, wer keinen Unterschied findet zwischen weise und weiße, und zwischen Wiese und wisse nur den der Vokallänge, der kann seine Entschuldigung nur in seiner völligen Unwissenheit finden und muß sich sagen lassen, daß er zu einer Umgestaltung der Rechtschreibung am wenigsten Beruf hat, denn von Bell, Ellis, Sweet, Brücke, Trautmann, Vietor u. a. hat er gewiß nie etwas gehört.

Der Formenlehre nach gehört das Volapük zu den sog. „agglutinierenden" Sprachen. Dieser Teil ist noch der am meisten gelungene, und ihm verdankt es hauptsächlich seine Anziehungskraft. Doch ist auch hier nicht alles Gold, was glänzt. Daß die Artikel unnötig sind, will Schleyer durch das Lateinische und Russische beweisen. Daß lateinische Grammatiker, wie Priscian, im Fehlen des Artikels einen Mangel ihrer Sprache sehen, scheint er nicht zu wissen. Quintilians Wort (I, 4, 19): noster sermo articulos non desiderat widerspricht dem nicht, da es heißt: „in der lateinischen Grammatik giebt es einen Redeteil weniger als im Griechischen wegen des Fehlens der Artikel". Wie sich das Latein Ersatz geschaffen hat, ist in Nägelsbachs Stilistik zu sehen. Die aus ihm hervorgegangenen Sprachen haben auch nicht gesäumt den Mangel gänzlich zu beseitigen. Es kann gar keine Frage sein, daß die Unterscheidung von Bestimmtheit und Unbestimmtheit beim Nomen einem tiefbegründeten logischen Bedürfnis entspricht. Einer sog. Abundanz soll damit noch nicht das Wort geredet sein. Das Englische kann hier wie in so vielem andern Vorbild sein; nicht blos in der Form, denn die Syntax des englischen Artikels ist eine wahre Fundgrube für Denkübungen. Die Unterscheidung zwischen bestimmtem und unbestimmtem Nomen ist auch in den

semitischen Sprachen streng durchgeführt; in keinem Punkte stimmen sie so überein wie in diesem. Ihr Gesetz lautet: Ein Hauptwort ist entweder bestimmt oder unbestimmt. Die Bestimmtheit wird bewirkt durch den Artikel, der nur eine Form hat, durch ein Possessivsuffix, oder durch einen folgenden Genitiv; eine mehrfache Bestimmtheit ist unstatthaft. So sagt der Araber bint ein Mädchen, eine Tochter, el bint die Tochter, binti meine Tochter, bint el melik die Tochter des Königs; unmöglich ist el binti und el bint el melik; eine Tochter des Königs kann nur durch eine Umschreibung ausgedrückt werden (eine Tochter von den Töchtern des Königs).

Auch für das grammatische Geschlecht war im Englischen mit seiner logischen Regel „gender and sex are conform" ein Vorbild gegeben. In den romanischen Sprachen ist Maskulinum und Neutrum äußerlich zusammengefallen. Es ist nicht einzusehen, warum alle Sachen männlich sein sollen (es heißt eigentlich der Volapük), wenn Schleyer das unbestimmte sächliche Fürwort und das substantivische Neutrum des Adjektivs bestehen läßt. Das Richtige ist einfach genug: entweder haben die Dinge ein natürliches Geschlecht, dann sind sie männlich oder weiblich, oder sie haben keins, dann sind sie sächlich.

Wenn das Fehlen der Ausnahmen viel für sich haben mag, so beruht der vielgepriesene Formenreichtum auf einer gröblichen Verkennung des Wesens der Sprache. Wie der Gedanke seinem sprachlichen Ausdruck vorangehen muß, so ist auch die Formenlehre einer Sprache eher eine Folge ihrer Syntax als umgekehrt, mag auch die letztere in den Lehrbüchern nachstehen. Das Denken eines bestimmten Volkes hat sich die entsprechenden Formen nach seinem Bedürfnis geschaffen, und eine jede Sprache hat deren so viele, wie die Gedankenwelt des sie tragenden Volkes zu ihrem Ausdruck braucht. So fehlt den Semiten eine Form, die unserem Genitiv entspricht. Unsere Genitivform ist der Exponent für ein bestimmtes Verhältnis oder Beziehung, in die unser Denken zwei Dinge setzt. Da das Verhältnis auf Gegenseitigkeit beruht, so kann es von zwei Seiten aus gefaßt werden. Während wir von A zu B gehen, geht der Semite von B zu A. Wenn A fünf Fuß über B ist, ist B fünf Fuß unter A. So nimmt der Semite zur Bezeichnung unseres Genitivverhältnisses den umgekehrten, aber darum nicht weniger logischen Weg. Wenn er aus warde Rose

und genne Garten bildet wardet el genne die Rose des Gartens, so erleidet dabei in seiner Anschauung die Rose etwas, nämlich eine Einschränkung durch den sie näher bestimmenden Begriff Garten. Man nennt wardet den Status constructus von warde. Mit ebenso viel Berechtigung, wie unsere angehenden Hebräer über den St. constr. die Köpfe schütteln, muß dem Semiten von seinem Standpunkt aus unsere Ausdrucksweise verkehrt vorkommen. Jedenfalls beweist das Fehlen eines Genitivs, daß der Semite wegen seiner Art, das betreffende Verhältnis zu denken, nicht nötig gehabt hat, einen solchen zu bilden, nicht umgekehrt, daß er die Beziehung anders auffaßt, weil er keinen Genitiv hat. Ein System grammatischer Formen ist nur so weit berechtigt und möglich, als es einer bestimmten Art zu denken entspricht, und weil die Völker in Anschauungs- und Denkweise verschieden sind, weichen ihre Sprachen in den Ausdrucksmitteln von einander ab.

Hier wird uns nun, z. B. beim Zeitwort eine Fülle von Formen geboten, für die eine Verwendung gar nicht möglich ist. Daran ist die rein äußerliche Betrachtung griechischer, lateinischer und anderer Grammatiken mit ihren Lücken im Paradigma und im letzten Grunde die grammatische Unterrichtsmethode schuld. Da meint nun einer wunder was zu thun, wenn er die Lücken ausfüllt. In neueren Lehrbüchern ist es üblich, nur solche Formen aufzuführen, welche wirklich als vorkommend nachgewiesen sind. Im Griechischen giebt es lange nicht alle Participien, die sich nach den Gesetzen der Sprache hätten bilden lassen. Was soll nun die Masse von Participien, Imperativen 2c. aller Zeiten? Der Quartaner wird wohl zum Scherze gefragt: wie heißt der Imperativ von pouvoir, oder der Komparativ von mortuus? Sollte je einer das Bedürfnis gefühlt haben nach einer Form, welche sagt, „sei einer, welcher in Zukunft einmal geliebt haben wird oder geliebt worden sein wird"? Die Fülle ist eher schädlich als nützlich, wie ein Beispiel aus Kerckhoffs S. 120 zeigen wird. Ein Bauer findet im Vorzimmer seines Gutsherrn zwei schön gekleidete Affen, leps tel paklotöl jöniko. In der „Weltsprache" ist paklotöl ein richtiges Part. Präs. Pass., einer der (jetzt) gekleidet wird, was in den Zusammenhang hier nicht paßt. Sollte ich ein Participium wählen, so wäre es piklotöl, die gekleidet worden waren. Die Sache erledigt sich aber dahin, daß „gekleidet" hier überhaupt kein Participium oder nur der Form nach eins ist, vielmehr ein Adjektiv

— in schöner Kleidung. Der vorgebliche große Fund ist also vielmehr ein ganz äußerliches, mechanisches Verfahren. Die getadelten Natursprachen enthalten da manche Feinheit, welche der Nachahmung wert gewesen wäre. Ich denke an deutsches trinken, tränken; fallen, fällen, oder an die türkischen Zeitwortformen. Man bedenke auch Folgendes. Die neuern analytischen Sprachen mögen den alten mehr synthetischen gegenüber an Formfülle zurückstehen, an Ausdrucksfähigkeit gewiß nicht; und für unser modernes Bedürfnis ist daher Schleyers synthetisches Verfahren kein Fortschritt.

In der Wortschöpfung und Wortbildungslehre ist das Streben nach Kürze, nach Einsilbigkeit der Stämme zu loben. Man verspürt da den englischen Einfluß. Wenn man mit den zu Grunde gelegten Regeln der Wort- und Silbenbildung einverstanden ist, muß man zugeben, daß alles mit einer gewissen Folgerichtigkeit gemacht ist, wiewohl die neuen Wortbilder vielfach als geschmackwidrige Verstümmelungen und Verzerrungen ihrer Vorlagen erscheinen. Die Meinung, daß diese Wörter leicht zu erlernen seien, muß als Irrtum bezeichnet werden. Wer ohne Sprachkenntnisse an dieselben herantritt, wird sie alle ebenso gut neu erlernen müssen, wie ein Deutscher den ungarischen Wortschatz. Wer aber Kenntnis des Englischen 2c. hat, wird durch dieselbe oft irre geführt werden. So heißt plum Blei, und der Ursprung aus plumbum ist leidlich erkennbar, mancher wird aber eher an Pflaume (engl. plum) oder Feder (engl., franz. plume) denken. Neben plan Pflanze steht plän Erklärung, Aufschluß und plen Fläche. Aus Professor wird plofed, so bleibt für Prophet plöfet übrig. Viele Wörter, die in der Bedeutung weit von einander abstehen, unterscheiden sich in der Form nur durch den Umlaut, so pol Transport, pöl Irre, während Pol pov heißt. Was wird lukomed bedeuten? Die meisten werden auf Lokomotive raten oder Unglückskomet (lu-komed), aber es heißt Reklame (von komed, commendare); klim ist crimen, klüm Klima; lenad ist nicht eine große Nadel (nad), Busennadel oder dergl., sondern heißt Erlernung; jipik ist nicht der weibliche Hecht (pik), sondern heißt bockig, von jip. Wenn das jetzt schon möglich ist, was soll erst werden, wenn das Wörterbuch noch mehr ausgebaut ist?

Denn soll die „Weltsprache" den ihr zugedachten Beruf, wissenschaftlichen und ästhetischen Zwecken zu dienen,

erfüllen, so genügen die 13 000 Wörter nicht. Das Grimmsche Wörterbuch ist auf mehrere Hunderttausend berechnet. In den englischen Wörterbüchern ist die Zahl der Artikel beständig gewachsen, während Johnson im vorigen Jahrhundert 58 000 Wörter hatte, giebt Worcester 116 000, Webster 118 000, Ogilvie 130 000 und Cassell gar 150 000. Und dabei gilt das Englische noch für wortarm und besonders reich an Homonymen. Da Schleyer in letzteren eine Hauptschwäche der Natursprachen sieht, obwohl er sie, wie gezeigt, schon jetzt in seiner eigenen Sprache nicht hat vermeiden können, so wird er noch viel mehr Wörter nötig haben, wenn er für jede Bedeutung eines vielsinnigen Wortes eine besondere Form aufstellen will. Seine 13 000 erscheinen nur dann beträchtlich, wenn man den geringen Wortvorrat eines russischen Bauern daneben hält, wie es von Weltsprachlern geschieht. Die Weiterbildung des Wörterbuchs, welche jetzt in der Hand der Akademie liegt, muß naturgemäß immer schwieriger werden, da mehr und mehr Rücksicht auf bereits in Umlauf befindliche Wortprägungen genommen werden muß, und die Möglichkeit der Stammbildung durch die Lautgesetze ohnehin beschränkt ist. Es ist auch fraglich, ob die Akademie einig bleibt und immer zur Einstimmigkeit gelangt. Möglich auch, daß dann noch einmal ein Konzil zu Konstanz zur Beilegung eines Schisma berufen werden muß.

Die Sache hat also ihre Schwierigkeiten, besonders in Synonymen und Homonymen, denen gegenüber Schleyer oft genug seinen deutschen Ursprung nicht verleugnen kann. Das ist auch nicht zu verwundern, da eben niemand ohne eigenen Schaden aus seiner Haut fahren kann. Ein recht vieldeutiges Wort ist das deutsche „Zug", aber alle Bedeutungen finden Zusammenhang und Erklärung durch die Verwandtschaft mit „ziehen". Im Wörterbuch giebt Schleyer einfach zug Zug; nach der Ableitung zugik zugig scheint er es vom Luftzug zu verstehen (engl. draught). In lezug „Eisenbahnzug" (ob das le die Steigerungssilbe oder Kürzung aus lelod Eisenbahn — railroad — ist, kann ich nicht ergründen) entspricht es dem englischen train. Hier folgt also das Englische nicht mehr, noch weniger bis zu bizug und bizugik vorzüglich, welches die andern Sprachen mit einer andern Metapher bilden. Ähnlich ist es mit deutschem Heil, bei Schleyer san, davon sanik heilig. Die deutsche Beziehung, worüber man die Wörterbücher nachsehen möge, ist eine ungemein tiefsinnige. Im Englischen schon gehen die

Bedeutungen nach den Formen auseinander, vgl. to heal, health, hail, holy, hallow u. s. w. Schleyer übersetzt „Heil Dir im Siegerkranz“ mit Sanis in vikoda. Wenn wir das gelten lassen, was soll da der Nichtdeutsche mit der Ableitung sanik heilig (eigentlich sich auf das göttliche Heil beziehend) für sein saint, santo anfangen? Nur vereinzelt finden sich Versuche, Verwandtes lautlich nahezubringen, z. B. plag Praxis, pläg Übung, Exercitium, plak Erfahrung.

Damit kommen wir zu einem Punkte, der besondere Beachtung verdient, zu den Spracheigenheiten oder Idiotismen. Kerckhoffs stellt darüber den Grundsatz auf: „Unserer Weltsprache darf weder ein deutscher, noch ein französischer oder irgend welcher nationaler Stempel aufgedrückt werden.“ Das ist recht schön, aber leichter gesagt als verwirklicht. Er räumt selber ein, daß man hier einer der größten Schwierigkeiten gegenübersteht, welche die Annahme einer Sprache bietet, die noch keine Litteratur hat, und deren Studium nur einige Wochen beanspruchen soll. Er hebt ferner mit Recht hervor, daß für diejenigen, welche nur ihre Muttersprache kennen, die Schwierigkeit insofern noch weit größer wird, als sie das Vorhandensein eines Idiotismus in einem in das Volapük zu übersetzenden Texte nicht immer bemerken werden. Er hält aber diese jeder künstlichen Sprache anhaftende Klippe für umschiffbar, indem er als Idiotismus, d. h. als einen aus der „Weltsprache“ unbedingt zu verbannenden Ausdruck jede Wendung betrachtet, die nicht gleichzeitig im Deutschen, Englischen, Französischen und Russischen vorhanden ist. Man wird mit Recht fragen, warum nur in diesen vier Sprachen? Ist damit den Spaniern, Italienern, Arabern, Chinesen oder Südseeinsulanern geholfen? Dieser Schwierigkeit gegenüber ist die Regel, „man übersetze nicht nach dem Laut (Wortlaut), sondern bemühe sich ernstlich, den Sinn wiederzugeben“, ohne Wert. Ebenso ist es eine bloße Redensart, wenn „Vater Schleyer“ verordnet: „Alle Nationen ohne Ausnahme sollen sich einfach dem allgemeinen gesunden praktischen Menschenverstande fügen!“ Wo ist dieser „allgemeine Menschenverstand“ an sich in seiner „reinen Form“ zu finden? Er hat eine viel zu hohe Meinung von seiner Schöpfung, wenn er rühmt, daß sie lauter klare, fest unterschiedene Begriffe, eine strenge Logik und Konsequenz habe und darum von unendlich großem Wert und Nutzen sei, weil das allgemeine Verständnis (?) durch dieselbe

ungemein gefördert werde. Die mangelhafte philosophische Durchbildung ihres Urhebers schimmert vielmehr oft genug durch. Da die Regelung der Idiotismenfrage auf die Zukunft verschoben ist, in der Hoffnung, daß die „Sache sich machen" wird, und eine Syntax noch aussteht, so ist uns Schleyer bis jetzt den Hauptbeweis für seinen Beruf als Sprachschöpfer schuldig geblieben. Abgerissene Bemerkungen wie: „Die Weltsprache liebt vorzugsweise die direkte Rede statt der indirekten, und dies zwar der größeren Klarheit wegen, sowie um das -la des Konjunktivs nicht allzusehr zu häufen", können nicht als Ersatz dafür angesehen werden, zumal sie in sich wertlos sind. Sie werden bei allen Einsichtigen nur ein Lächeln des Mitleids und der Verwunderung hervorrufen über die naive Unbekanntschaft ihres Urhebers mit den wirklichen Verhältnissen und über die bedauerliche Flachheit seines Denkens. „Alle Künstelei, Unklarheit und Verschrobenheit sei aufs äußerste verpönt! Jedermann drücke sich immer so einfach, bündig und klar aus, daß wirklich alle vernünftigen Bewohner des Erdballs seine Worte verstehen können!" Welchen Eindruck dies Machtwort wohl auf manchen unklaren Kopf gemacht haben mag! Wenn ein solches aber wirken soll, dann müßten die Plato, Aristoteles, Kant, Herbart dichter gesäet sein. Schleyer kennt wahrscheinlich die Anekdote von Hegels Schüler nicht. Ist jemand im Denken bereits geschult oder gut beanlagt, dann wird er diese Fähigkeit wohl nicht verlieren, wenn er sich mit Volapük beschäftigt; er wird in dieser Sprache, soweit sie fertig ist, sich richtig ausdrücken. Aneignen wird er sich diese Fähigkeit, wenn er sie noch nicht hat, durch das Studium des Volapük schwerer als durch das einer andern Sprache. Schleyer führt S. 53 einige gewöhnliche Übersetzungsfehler der Anfänger in der Weltsprache auf, welche ganz merkwürdig ähnlich sind denen, die ein jeder Lehrer bei den Anfängern in Latein oder Französisch rügen muß. Gegenüber den mittelmäßigen Geistern, welche die große Mehrzahl aller Lernenden ausmachen, hilft der Befehl „denke klar und richtig" nicht viel.

Die Klippe der Spracheigentümlichkeiten ist nicht zu umschiffen, an ihr müssen alle Versuche scheitern, und wären sie auch mit Hilfe der vollkommensten allgemeinen, logischen oder philosophischen Grammatik unternommen. Die französische, englische und deutsche Sprache stehen einander verhältnismäßig nahe, und doch welche Verschiedenheit in der Syntax, im Bildlichen, in den Redewendungen

zeigen sie! Der Franzose sagt s'approcher de quelque chose, demander quelque chose à quelqu'un. Demgemäß schreibt Kerckhoffs S. 44: no li-vilol säkön ome (statt omi) willst du ihm nicht fragen?, was der deutsche Bearbeiter ruhig stehen läßt . . Derselbe sagt S. 34: dlinön de vin, boire du vin. Im Englischen heißt „einem etwas wegnehmen" to take a thing from a person; wollte man das wörtlich übersetzen, so wären Mißverständnisse nicht zu vermeiden, denn „von einem etwas nehmen" ist doch etwas ganz anderes. Ich schneide mich in den Finger heißt englisch I cut my finger, ich schneide meinen Finger; wer das nicht weiß, wird an's Nägel schneiden denken. Juvo, sequor, suivre, to follow, obey, help u. v. a. sind transitiv, während die entsprechenden deutschen Wörter den Dativ bei sich haben. Schnepper übersetzt „8 oder 14 Tage" dels 8 u 14, während der Franzose huit und quinze jours, der Engländer sennight und fortnight sagt. Vergleiche reiten, aller à cheval (chevaucher), to go (be) on horseback. Und diese Abweichungen sind unzählig, und noch viel schwieriger auf dem Gebiete der Modi und Präpositionen. Dem Englischen ist der Konjunktiv so ziemlich abhanden gekommen; das Französische hat ihn, aber in manchen Fällen nicht, wo ihn das Deutsche verlangt, und umgekehrt. Kerckhoffs sagt richtig: „Der Gebrauch des Konjunktivs in der indirekten Rede ist ein Germanismus, welcher zuweilen sogar dem Redakteur des „WeltsprachebIattes" unterläuft". Was soll bei den Präpositionen der Befehl nützen, die Verhältnisse rein und klar zu denken? Auf das Sinnliche zurückzugehen, ist nur in seltenen Fällen möglich, und alle andern Fälle ausschließen, geht doch nicht an. Wir finden da Kerckhoffs' Klage begreiflich. „Herr Schleyer hat den den Präpositionen innewohnenden Sinn nicht hinreichend erklärt. Deshalb glauben mehrere deutsche Volapükisten gut zu thun, wenn sie stets dieselbe deutsche Präposition durch die nämliche weltsprachliche übersetzen." Der Sprachgebrauch der verschiedenen Völker kann sich eben nicht decken, weil die zu Grunde liegenden Anschauungen verschieden sind, und jede Anschauung ein Recht für sich geltend machen kann.

Die neue Sprache ist so lange in der Hauptsache für unfertig zu halten, als sie nicht das Syntaktische und Phraseologische in bestimmte Regeln gefaßt hat, und als sie sich auf die Aufstellung der Formenlehre beschränkt. Das ist freilich ungleich schwerer als

etwa die Schaffung eines Civilgesetzbuchs im Vergleich zum Strafrecht. Ich glaube, daß überhaupt niemand imstande ist, diese Volapükismenfrage befriedigend zu lösen; jedenfalls müßte es ein Mensch mit ganz ungewöhnlicher, übermenschlicher Begabung sein. Es soll nicht verschwiegen bleiben, daß es einige Volapükismen giebt, z. B. in den Grußformeln; auch den „Dutzkomment" könnte man hierher rechnen.

2. Versuche auf Grundlage des Lateinischen.

Die hier zu besprechenden Vorschläge sind zwar nach Schleyers Auftreten veröffentlicht worden, stellen aber keinen Fortschritt über denselben hinaus dar, vielmehr erfordert die Gerechtigkeit einzugestehen, daß Schleyers Leistung turmhoch über denen anderer steht. Wir können uns deshalb hier bedeutend kürzer fassen.

Die gemeinschaftliche Arbeit von A. Volck und R. Fuchs: die Weltsprache auf Grundlage des Lateinischen, erschien 1883; das Vorwort ist datiert Berlin im Januar 1882. Die Verfasser haben demnach wohl Schleyers Versuch gekannt, doch trägt ihre Arbeit ein selbständiges Gepräge. Das Alphabet ist auf 7 Vokale (darunter ä und ö) und 14 Konsonanten beschränkt; v wird unklar gleich w, s gleich s in Sonne, r gleich r, außerdem c gleich k und j gleich j angesetzt. Der größte Teil der Wörter wird dem Latein, der Rest den romanischen Sprachen entlehnt; in einzelnen Fällen werden Kunstwörter angewendet. Um die z. T. orthographisch veränderten Wörter für die Biegung geschickt zu machen, muß durch Abwerfung der Endungen ein konsonantisch auslautender Stamm gewonnen werden, der oft durch Einschiebungen für die Aussprache bequemer gemacht wird. Es werden Regeln gegeben, wie man aus den Deklinationen die Stämme abzuleiten hat. Der Infinitiv hat die Endung -an, diligan lieben, ridan lachen, locvan reden, venan kommen (daneben venatan jagen). Die Fürwörter lassen teilweise wenigstens den lateinischen Konsonanten erkennen, em ich, at du, mon mein, ton dein. Charakteristische Ableitungsendungen sind für männliche Wesen -or, weibliche -in, Sachen -on, Verkleinerungen -ol, Adjektiva -iv, Adverbien -e. Alle in Wissenschaft und Leben eingebürgerten Fremdwörter werden zugelassen (agoni, cemi, telescop, basar, rapport). Die Bestimmungen über Quantität und Betonung

lauten ganz vernünftig, sind aber bei weitem nicht ausreichend; beim Verbum erinnern sie an's Italienische. Der bestimmte wie der unbestimmte Artikel werden wie die Nomina durchdekliniert. Ein grammatisches Geschlecht giebt es nicht. Das natürliche weibliche Geschlecht wird entweder durch besondere Wörter oder durch -in unterschieden. Die Eigennamen werden durch de und a dekliniert. Die konsonantisch auslautenden Substantiva haben folgende Abwandlung: le silv der Wald, lis silvis, li silvi, la silva; les silves, lum silvum, lib silvib, las silvas. Die vokalisch auslautenden bleiben undekliniert; die Kasus werden an der Form des Artikels erkannt, les clima die Klimate; wie Klimate (ohne Art.) heißt, ist nicht zu erkennen. Gleich willkürlich sind die meisten Fürwörter, die Steigerung, die Konjugation gebildet. Die einsilbigen Stämme nehmen den Tempuscharakter vorn an (Einfluß Schleyers?), em sam ich bin, em esam ich bin gewesen, asam war, isam war gewesen, osam werde sein, usam werde gewesen sein; dazu die Konjunktive säm, asäm ꝛc. Dasselbe Schema hat em som ich werde. Die Personalendungen sind am as at ami asi ati; im Konjunktiv äm äs u. s. w.; Imperativ a ate; Infinitiv an; Part. ant, im Passiv om os ot omi osi oti und öm ös; Imperativ o ote; Infinitiv on; Particip ont. Die mehrsilbigen Verben schieben den Tempuscharakter zwischen Stamm und Endung. Es wird sodann ein Abriß der Kasus- und Modussyntax gegeben mit manchen recht wenig befriedigenden Regeln, welche nur durch die Furcht vor Ausnahmen diktiert sind, so die, daß der Akkusativ nach allen relativen Adjektiven und nach allen objektiven Verben, die nur ein Objekt zu sich nehmen können, stehen soll. Das Ganze macht den Eindruck, daß die Verfasser wohl mit der lateinischen Elementargrammatik bekannt sind, aber mit weiter nichts. Bei den Tempora erhalten wir die merkwürdige Belehrung, daß das Imperfekt eine dauernde Handlung in der Vergangenheit (richtiger eine in der V. dauernde H.) bezeichnet, aber in der Erzählung auch absolut gebraucht wird. Dies und die zugefügten Beispiele sind so deutsch wie möglich.

Als Probe gebe ich die in „Weltdeutsch" mitgeteilte Fabel. Le bonefic. Las-at una grandio beneficora inter les animales vam ma? interrogasat le ap la gomona. Certe, respondasat dic. Et vila? La ova, nam son län (lan haben) sat necessar ma, sed ton mel sat modo jucund.

Zu bedauern ist, daß die Verfasser die Hoffnung gehegt haben, diese „Sprache" von Einzelnen oder ganzen Völkern als Verständigungsmittel angewendet zu sehen.

Ein „neuer Versuch, eine Universalsprache mit Zugrundelegung des lateinischen Wortstammes zu bilden", liegt vor in dem Schriftchen eines Ungenannten, in dem ich einen katholischen Geistlichen vermute, „die Weltsprache", Bamberg 1887. Auch er glaubt natürlich einem allseitig gefühlten Bedürfnisse zu begegnen. Er kam „auf einer Reise durch die österreichischen Staaten 1861, verdrießlich geworden über das Sprachengewimmel in jenem Reiche, während einer schlaflosen Nacht am 9. September zu Tyrnau in Ungarn auf die Idee der „Weltsprache". Es ist ihm selber überraschend, daß der Ursprung des Systems Volapük diesem so sehr ähnlich ist. Gleich in derselben Nacht schrieb er seine ersten Gedanken über die Form einer „Weltsprache" nieder. Nach Wien gekommen, ist sein erster Gang in eine Buchhandlung, unter der Voraussetzung, daß denn doch eine so nahe liegende Idee schon mehrfache Bearbeitung werde gefunden haben. Einen solchen Beweis von Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit findet man nicht oft, denn die meisten Versuche werden gemacht ohne Rücksichtnahme auf früher Geleistetes. Und doch hat schließlich unser Unbekannter seinen Versuch gemacht, ohne sich um seine Vorgänger zu kümmern. Im Buchladen macht er die Bekanntschaft des Professor Schimko von der Wiener evangelischen Fakultät. Dieser teilt ihm mit, daß er schon 1840 das Weltspracheproblem in einem Vortrage behandelt habe, aber ausgelacht worden sei, und macht ihn auf das Programm über Bildung einer „Weltsprache" von dem Sprachforscher J. v. Grimm in Pera (natürlich nicht Jakob Grimm) aufmerksam. An dieses hat er sich denn auch gehalten. Obwohl er sich Zeit genommen hat — das nonum prematur in annum hat er um mehr als das Doppelte überschritten — und jetzt erst mit seinem Versuche ans Licht tritt, ist er doch bescheiden genug, denselben nur als Vorschlag anzusehen, und ersucht „alle, die Interesse an dem Bau einer „Weltsprache" nehmen und mit dem vorliegenden Systeme wenigstens in der Hauptsache sich befreunden können, dem Verfasser ihre Ansichten kund zu geben und Vorschläge zur Verbesserung zu machen", und zwar durch Vermittlung des Verlegers, L. Schindler. Hat der Leser Lust, so wird er gewiß die Bekanntschaft eines liebenswürdigen — dafür schätze ich ihn —

ältern Herrn machen; wir müssen ihn freilich auf die Schrift selbst verweisen. Nur folgende niedliche Stelle sei angeführt, um den universalen Standpunkt dieses Universalspracheerfinders zu kennzeichnen: „den Unterschied von b und p brauchen wir nicht. Die Norddeutschen hören wohl den Unterschied zwischen Pein und Bein, die Süddeutschen dagegen machen in der Aussprache keinen merklichen Unterschied. Genau genommen ist das b ein b ohne Hauch, das p ein b mit Hauch; um den Hauch vernehmbarer zu machen, werden die Lippen zusammengepreßt, damit der aufgehaltene Luftstrom rascher heraustritt. Auf eine größere Entfernung aber, wenn auch sehr laut gesprochen, hört man niemals einen Unterschied zwischen b und p. In der Weltsprache müssen solche feine Unterschiede fallen, weil wir den Gleichlaut der Wörter principiell vermeiden, um das Verständnis möglichst zu erleichtern." Dazu dann eine Anmerkung mit sehr gelehrtem Anstrich: „Kein polynesischer Dialekt u. s. w."

Doch genug! Da der Verfasser selber seine Arbeit noch für des „Ausbaus bedürftig" hält, müssen wir abwarten, ob und wie derselbe erfolgen wird. Daher nur eine Probe (in der vorläufigen Gestalt) aus Josev ed vradros role, wozu der Leser die Übersetzung 1 Mos. 37, 1. 2 finden wird.

Jacob domaba eme le deria kanaan, eme kwe badro role seraba lieno. Ed sde ser le sdoria de vamiluo role. Josev, naskard ali nanis akö, baskaba, aduk serand buero, lo krekau oiko vradros role, ed seraba abu lö vilos de Bala ed Dselva (siehe Vulgata), vemas de badro role, ed nakusidi vradros role abu badro ausa nü vakua ewald malile.

Wenn es der Leser noch nicht gewußt hat, so weiß er es jetzt, daß jeder halbwegs begabte Gymnasiast zu seinem und seiner Mitschüler Vergnügen eine solche „Sprache" zurechtmachen kann, obwohl er seine Zeit besser auf notwendigere Dinge verwendet.

3. Pasilingua.

Es kostet mir einige Überwindung, dem Geisteskinde des Herrn P. Steiner von Zabern hier näher zu treten. Denn so hybride wie der Name dieser Kunstsprache — es hat jemand dafür „Omnibussprache" vorgeschlagen — ist auch sie selber. Aber

da dies widerwärtige Gebilde von seinen Anhängern in den Zeitungen immer wieder als etwas höchst Wertvolles angepriesen wird, ist eine Besprechung nicht ganz zu umgehen. Man kann dabei wieder die Wahrnehmung machen, mit wie wenig Verstand und Urteil manche unserer Tagesblätter geleitet werden. Die Litteratur über und in „Pasilingua" beschränkt sich auf zwei Flugschriften Steiners, auf seine Elementargrammatik mit Übungsstücken (1885) und auf ein „kurz gefaßtes Deutsch-Pasilingua-Wörterbuch (1887), sämtlich aus Heusers Verlag, Neuwied". Ebenda erschienen die Schriftchen der beiden einzigen Anhänger, die Steiner bis jetzt gewonnen hat, Hans Mosers „Zur Universalsprache. Kritische Studie über Volapük und Pasilingua", und Dr. Felix Lenz' „Pasilingua contra Volapük". Diese beiden Herren zeigen ihren Eifer besonders dadurch, daß sie Schleyer und sein Werk aufs gröblichste verunglimpfen, wozu sie von ihrem Standpunkt aus und auf Grundlage des in der Pasilingua Geleisteten am wenigsten Veranlassung und Recht haben. Sie scheinen die Sache als eine Spekulation aufzufassen; sie sehen, daß die Weltspracheidee seit Schleyers Auftreten idealistische Träumer und Schwachköpfe in ungeahnter Zahl mit einer Art Schwindel befallen hat. Warum soll nun Schleyer das Geschäft alleine machen? Diesen Eindruck gewinnt man wenigstens aus Mosers „kritischer Studie". Wie stolz das klingt, und doch ist der Herr nicht so anständig, seine thatsächlichen Angaben über Volapük richtig zu machen, oder er hat Schleyer selbst da mißverstanden, wo dies kaum möglich ist, so z. B. wenn er sagt: „vol steht statt des deutschen Wortes Volk und pük statt engl. speech". Wie der Leser weiß, ist beides falsch, vol steht statt engl. world, in welchem r kaum hörbar ist, und pük für speak. Von ebenso wenig Verständnis, aber einer recht erbärmlichen Gesinnung zeugt auch die Bemerkung: „Schleyer wird allerdings Ursache gehabt haben, als katholischer Kleriker nicht das Idiom seiner Kirche mit dessen Bedeutung für die katholische Bevölkerung und seine Anhänger unter der Priesterschaft durch die Weltsprache zu profanieren." Das ist ebenso unklar, wie der ganze Pasilingua-Hokuspokus; wenn es aber heißen soll, daß Schleyer seine Erfolge als Erfolge des Ultramontanismus ansieht, so berechtigt nichts zu dieser Auffassung.

Auch was Lenz von Volapük mitteilt, z. B. S. 9, ist so

ziemlich alles falsch; dort nennt er den englischen Geschichtsschreiber wiederholt Macoulay, wofür Schleyer „Makolä" schreibt. Die Herren werden wohl mit ihrem Verfahren das Gegenteil von dem erreichen, was sie beabsichtigen; ihren Wechselbalg von Sprache werden sie dadurch niemand anmutender machen, vielmehr bei der deutlich zu Tage tretenden Überlegenheit von Schleyers Sache dieser neue Anhänger zuführen.

Steiner versteht „unter Universalsprache ein Sprachmittel, welches für die Gebildeteren aller Nationen berechnet ist, und welches auf uncivilisierte und ununterrichtete Personen und ihre Art des Denkens und Lautierens vorerst keine Rücksicht nimmt". Als Haupterfordernis stellt er hin, daß dieselbe leichter sei als jede lebende Sprache. Er will vorerst kein Wörterbuch schaffen, sondern eine neutrale Grammatik „als gemeinschaftlichen Boden, auf welchem die verschiedenen Sprachen heranzuziehen und zu sammeln sind, um ihnen zu gestatten, sich mittelst dieses neutralen Bodens einander zu nähern und sich verständlich zu machen". Das verstehe wer kann.

Die Grammatik giebt die Endungen der einzelnen Redeteile an und zeigt, wie diese aus den Stämmen gebildet werden. Vom Stamme mort, deutsch tod wird gebildet to mortia oder to todia der Tod als abstrakter Begriff; to morta, toda der Tod als physischer Zustand; to morto der die das Tote; mortis tötlich Adv.; mortiso oder todiso zum Tode in Beziehung stehend, ihm entsprechend oder ähnlich; mortadeo, todadeo vom Tode herrührend; mortapio dem Tode gehörig; mortoso von Toten erfüllt; morter, toder tot sein; mortir, todir sterben; mortar tot machen; mortor getötet werden. Alle Teile der Grammatik sollen logisch und sprachhistorisch verständlich (!), regelmäßig, einfach und doch vollständig, und eine Syntax außer den durch die einfache Logik gebotenen Gesetzen nicht nötig sein. Dieselbe soll zur besseren Verständigung und leichteren Erlernung auf die lateinische und subsidiär auf die griechische Sprache sich stützen, somit für Kenner der alten Sprachen leicht sein. Aber auch für Nichtlateiner soll sie in 12 Stunden zu erlernen sein. Im Besitze dieser Grammatik soll man nun sich für den Wortbedarf jeder europäischen oder außereuropäischen bekannten oder eines Wörterbuchs für eine unbekannte Sprache bedienen können. Natürlich sind von den Wörtern nur die Stämme zu nehmen. „Mit dem entsprechenden Wörterbuch in der Hand sollen wir in

jeder Sprache schreiben, und was in irgend einer Sprache mit Beobachtung der Grammatik geschrieben, lesen können. Das betreffende Wörterbuch wird uns selbst wenig nötig sein. Denn wir unterscheiden sofort nach der Grammatik die Substantive, Adjektive und Zeitwörter; wir kennen die Bedeutung der Konjunktionen, Fürwörter 2c. Wir werden sicher dann leicht die uns unbekannten Hauptwörter und Zeitwörter nach dem Wörterbuch ergänzen und das Ganze vollständig verstehen — und ebensogut die darauf nötige Antwort feststellen. Ein ungeheurer Erfolg und ein Vorteil, der mit der geringen Mühe des grammatischen Studiums von 12 Lektionen in keinem Verhältnis steht. Durch diese neutrale Grammatik und das dadurch angebahnte Verständnis würden alle Sprachen sich wesentlich nähern und ihre Gegensätze sich vermindern. Die Grammatik würde sofort durch die gleichen Wort- und Satzformen die Völker sammeln und ihren Anhängern einen polyglotten Standpunkt geben."

Es braucht kaum wiederholt zu werden, daß diese unklaren, hochtrabenden Träumereien auf ganz verkehrten Anschauungen vom Wesen der Sprache und der Sprachen beruhen. Ein offenbarer Widerspruch ist es, daß die Grammatik genügen soll und Steiner nachträglich ein besonderes Wörterbuch für eine „Pasilingua universalis" aufstellt. Er hat von den eigentlichen Schwierigkeiten der Aufgabe gar keine Ahnung und hätte in dieser Beziehung manches sogar von Schleyer lernen können. Dann würde er wenigstens wissen, daß durch gleiche Wort- und Satzformen sich die Völker nicht so ohne weiteres sammeln lassen. Bloße Einbildung ist es, wenn er glaubt, weniger willkürlich zu verfahren als Schleyer, oder wenn er sein Geisteskind für eine Sprache oder gar für eine „Weltsprache" hält, mit welcher sich auch nur 12 Stunden zu beschäftigen lohnte. Ganz unklar scheint er sich zu sein über die zukünftige Anwendung; bisweilen scheint er nur an den Gebrauch für schriftliche Mitteilungen zu denken, dann deutet er wieder an, daß sie auch gesprochen werden soll. Denn er sagt: „Jeder Laut wird dem einfachen, natürlichen Lautsystem der deutschen Sprache entsprechend ausgesprochen. Es müssen die Endbuchstaben besonders klar und bestimmt gesprochen werden." Und dazu die Anmerkung: „Dieselbe Orthographie muß beibehalten werden, die der Wortstamm in seiner Sprache hat. Die Aussprache des französischen oder englischen Wortstammes wird für den Anfang nicht streng der Schreibung

entsprechend zu erzielen sein und oft zwischen der literalen und nationalen Aussprache schwanken, bis sich ein fester usus gebildet haben wird". Wie soll da ein Verständnis mündlicher Rede zwischen Angehörigen verschiedener Nationen möglich sein, abgesehen davon, daß ein jeder die Wortstämme seiner eigenen Sprache verwenden soll, deren Kenntnis doch bei dem Mitredenden nicht vorauszusetzen ist, weil beide sonst einer dritten, künstlichen Sprache zur Verständigung nicht bedürften?

Als Beispiel der Verwendung seiner gemeinsamen Grammatik giebt Steiner das Vaterunser in griechischer, lateinischer, französischer, englischer Pasilingua. Griechisch: Patero miso, quo er ouranain, onoma tüa agiore, tüa basileia eldire, tüa thelema gignore, uti in ourana, kai sür ta gea. Didomare misbi misan artan ephemerian. Aphare misas opheilemas (athemistias) uti mis aphiar tasce misosbi apheiletosbi etc. Was es mit der Losschälung der Stämme auf sich hat, kann man an aphare sehen, welches den Stamm aph ergiebt; da es dem griech. aphes non aphienai entspricht, so wäre aphe (aph-he) anzusetzen gewesen, aph ist im Griechischen gar nichts. Ebenso ist der Stamm von gignore richtig gen. Wenn nun das dem Meister unterläuft, was soll man da von den Jüngern erwarten? — Latein: Patro miso, quo er in coela; Nomina tüa sanctore; tüa regna venire etc. — Englisch: Fathero miso quo er in heavena; hallowore nama tüa; kingdoma tüa comire etc. — Französisch: Pero miso quo er in ciela; noma tüa sanctifiore, tüa regna arrivire etc. Das alte Wort, daß das Vaterunser der größte Märtyrer ist, erhält so eine neue Bestätigung.

Lenz giebt sogar ein Beispiel der Anwendung aufs Hebräische, was sich recht seltsam ausnimmt. Der Zweck ist nicht recht einzusehen. Es könnte das höchstens den polnischen Juden zu gute kommen, die helfen sich jedoch mit ihrem schlechten Deutsch immer noch besser in der Welt fort.

Schlußbetrachtung. Aussichten für die Zukunft.

Wie in der Einleitung hervorgehoben ist, haben wir als Christenmenschen keine Veranlassung, uns grundsätzlich und von vornherein gegen die Erfindung einer „Weltsprache" ablehnend zu

verhalten, falls diese wirklich einen Fortschritt in der menschlichen Kultur in sich schließt. Wenn ich demnach — und nach dem Voraufgegangenen wird es der Leser selbstverständlich finden — zu einem verwerfenden Urteil über Volapük, und damit über alle anderen Versuche, gelange, so brauche ich mich kaum gegen den Verdacht zu verwahren, daß mich andere als sachliche Gründe dazu veranlassen. Man hat den Widerspruch der Sprachgelehrten auf die Beweggründe der Klosterschreiber gegen die aufkommende Buchdruckerkunst zurückführen wollen. So drohend ist denn doch die Gefahr einer „Erwerbsstörung" noch nicht, und selbst wenn dieselbe wirklich drohte, würde ich diesem Umstand keinen Einfluß auf meine Prüfung gestatten. Merkwürdigerweise glaubt man von den eigentlichen Sachverständigen in dieser Angelegenheit, den Sprachgelehrten, absehen und ihre Urteile auf Unverstand, Böswilligkeit, Neid und Unfähigkeit, sich für einen großen Gedanken zu begeistern, zurückführen zu dürfen. Da wußte doch der alte Sokrates es besser, daß jeder Beruf seine Sachverständigen und Meister hat. Hier aber soll es anders sein. Wird jedoch eine Stimme laut, welche günstig gedeutet werden kann, gleich wird ihr Zeugnis in Anspruch genommen. Immer wieder wird Leibnitz vorgeschoben, der unter ganz andern Voraussetzungen arbeitete und heute wahrscheinlich ganz anders denken würde. Immer wieder wird auch Max Müller angerufen, der angeblich Herrn Schleyer seine Zustimmung erteilt habe. Hat er dies wirklich gethan, was ich nicht ermitteln kann, so gewiß in demselben Sinne, in dem er sich vor Jahrzehnten in seinen Vorlesungen über die „Weltsprache" geäußert hat. Wenn man die Stelle nachliest, wird man mit Erstaunen gewahr, welche Fälschung an seinen Worten geübt wird. Er sagt Bd. 2, S. 51: „Es ist sozusagen Mode geworden, über die Idee einer künstlichen Sprache noch mehr zu lachen, als über die einer universellen. Wenn aber diese Aufgabe wirklich so absurd wäre, so würde sich ein Mann wie Leibnitz schwerlich für ihre Lösung so warm interessiert haben. Daß eine solche Sprache je zu einer praktischen Verwertung gelangen oder daß die ganze Erde auf diese Weise je wieder eine Sprache und Rede gebrauchen werde, ist schwer zu begreifen. Aber daß das Problem selbst eine Lösung und eine sehr vollkommene Lösung zuläßt, kann nicht bezweifelt werden." Der hervorgehobene Satz wird nun in den Anführungen der Welt-

sprachler (so bei Lenz, S. 15) einfach weggelassen. Ich kann Müller nur so verstehen, daß er eine vollkommene Kunstsprache wohl für möglich hält (wobei er jedoch hervorhebt, daß die Schaffung derselben nicht so schwer sei, „nachdem die Menschen einmal sprechen und urteilen gelernt haben"), daß aber ein solches Kunstgebilde für ihn nur einen theoretischen Wert haben würde. Selbst wenn in Volapük die „sehr vollkommene Lösung" gefunden wäre, so würde damit die Lebensfähigkeit derselben noch nicht bewiesen sein. Ich möchte den Weltsprachlern, die ein solches Werk lesen können, das Buch von Pott: W. v. Humboldt und die Sprachwissenschaft, Berlin 1876 empfehlen, sie werden darin manches finden, was ihnen den richtigen Weg zeigt. Daß ein angesehener Universitätslehrer, Kirchhoff, für die Sache eingetreten ist, hat gewiß Viele verleitet, Zeit und Mühe an diese aussichtslose Sache zu wenden, und Kirchhoff sollte sich in dieser Hinsicht seiner Verantwortlichkeit bewußt bleiben; daß er im guten Glauben handelt, einer großen Sache zu dienen, will ich gern zugeben, nicht aber, daß er in sprachwissenschaftlichen Dingen Sachverständiger sei, ebensowenig wie etwa in der Geologie.

„Was will man denn?" muß ich mit dem Leipziger Sprachenkenner Prof. v. d. Gabelentz (Litt. Centralbl. 1887, Nr. 25) fragen. „Eine Sprache des Alltagsverkehrs oder eine Sprache der Wissenschaft? Fast scheint es, man beabsichtige beides mit einander zu vereinigen." Ich bestreite zunächst das Bedürfnis nach einer solchen Sprache, und zwar das praktische sowohl wie das ideale. Die Bedürfnisse des Völkerverkehrs im Reisewesen, im Handel, in der Wissenschaft werden bedeutend übertrieben; der Verkehr hat sich noch immer die ausreichende Befriedigung derselben verschafft. Der Reisende kommt mit den drei großen Weltsprachen Englisch, Französisch und Deutsch in der ganzen civilisierten Welt leidlich fort, und in der uncivilisierten wird ihm Volapük wenig helfen. Will jemand sich länger in fremdem Lande aufhalten, so muß er sich eben zur Erlernung der Landessprache bequemen, worin ich keinen Schaden sehen kann; sonst wird er keinen Nutzen von seinem Aufenthalt haben. Unsere Großhandlungshäuser haben keinen Mangel an Beamten, welche der für ihre Geschäfte nötigen Sprachen kundig sind. Und wenn selbst die Kunstsprache hundertmal mehr Verbreitung fände als bis jetzt, so müßten sie doch, um sichere Geschäfte machen zu können, das alte Verfahren beibehalten für

die, welche sich der neuen Sprache nicht bedienen wollen oder können. Denn die Aneignung fremder Sprachen bis zur mündlichen und schriftlichen Beherrschung hat bekanntlich ihre Schwierigkeiten; es gehört dazu ebenso gut eine angeborene Begabung wie zu manchem andern Geschäft. Wenn Schleyer meint, durch das Volapük würde der fremdsprachliche Unterricht in den Schulen überflüssig, so verkennt er gänzlich dessen Wert und Zweck. Die alten Sprachen lernen wir schon gar nicht, um sie schriftlich oder mündlich zu gebrauchen, und die neuern meist ebenfalls nicht deshalb. Wir öffnen uns vielmehr durch sie einen Zugang zu Kulturkreisen, mit denen unsere Bildung so verwachsen ist, daß wir unsere Zeit ohne Bekanntschaft mit denselben nicht verstehen würden. In welche Art von Kultur und Geistesleben soll uns nun Volapük einführen? kann es uns einen Ersatz bieten für die Schätze griechischer oder englischer Litteratur? Gewinnen wir durch dasselbe Fühlung mit dem Geiste eines fremden Volkes und kommen wir dadurch irgend jemand näher? Kirchhoff sieht in ihm das Latein der Zukunft. Die Wissenschaft ist auch ohne das bis jetzt nicht stehen geblieben. Neue Ergebnisse werden sofort bekannt, wenigstens allen Beteiligten. Bei hervorragenden deutschen Forschern versteht es sich von selbst, daß sie auch französisch oder englisch geschriebene Werke ihres Faches lesen können. Ohnehin wird, was besondern Wert hat, übersetzt. Die weitgehende Arbeitsteilung sorgt auch auf diesem Gebiete für die Befriedigung wirklicher Bedürfnisse. Wir werden ohne Kenntnis des Russischen durch unsere geographischen Zeitschriften über die Reisen und Forschungen der Russen auf dem Laufenden erhalten. Wenn ein Tscheche oder Magyar seinem Buche eine weitere Verbreitung wünscht, mag er es in Deutsch oder Französisch abfassen. Ist außerdem etwas daran, so werden es die „Übersetzungsgeier" bald auswittern. Wenn irgend eine Sprache Aussicht hat zur Allein- oder Oberherrschaft zu gelangen, so ist es nicht Volapük, sondern das Englische[1]). Ich will Jakob Grimms bekannte Äußerung hier nicht wiederholen. Das Englische ist die Muttersprache von 90, das Deutsche von über 60, das Französische, Spanische, Großrussische von 45 Millionen. Die drei ersten werden außerdem von vielen weiteren Millionen verstanden.

[1]) Möglich, von unserem Standpunkte aber durchaus nicht wünschenswert. A. d. R.

Die Betonung des idealen Bedürfnisses beruht auf einer rührend naiven, im Grunde bedauerlichen Unkenntnis der Welt, wie sie ist, auf einem hohlen unwahren Idealismus. Es ist nicht einzusehen, wie die Annahme einer „Weltsprache“ die Völker in Bruderliebe, Wahrhaftigkeit und Friedfertigkeit einigen soll. Die Einheit der Sprache hat noch nirgends, weder in Deutschland, noch in der Schweiz oder Frankreich, oder Spanien oder Nord- und Südamerika Bürgerkriege und andere Greuel verhütet, während umgekehrt die Verschiedenheit der Zunge kein Hindernis für Verständnis und Einigkeit, z. B. im Glauben, ist. Ja, wer das glauben könnte, daß die gemeinsame Sprache hinfort nicht mehr zur Lüge, zur Bosheit, zum Haß, zur Verleumdung und Verführung gemißbraucht wird! Nach dem verlorenen Eden sehnen wir uns ja alle. Aber die Wurzeln des Übels liegen tiefer. Ob nach Gottes Ratschluß wie ein Hirt und eine Herde, so auch zuletzt eine Zunge sein soll, wer will das bestimmen? So viel wissen wir, daß vorläufig „in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm“. Eine andere Aussicht öffnet uns die Weissagung Zephanjas (3, 9): „alsdann will ich den Völkern reine Lippen geben, daß sie alle sollen des Herrn Namen anrufen und ihm dienen einträchtiglich“ (im Geist; von der Sprache ist keine Rede). Der Christ wird also in dieser Hinsicht wenig Hoffnung auf die „Weltsprache“ setzen dürfen. Auch der Mission wird diese nicht zu gute kommen. Der Missionar wird sich nach wie vor zur Sprache seiner Pfleglinge herablassen müssen; ehe er ihnen die „Weltsprache“ beibringt, was auch erst durch Vermittlung ihrer Sprache möglich ist, kann er sie schon zu Christen gemacht haben. In der „Weltsprache“ kommt vielmehr der Geist roher Gleichmacherei, der in der französischen Revolution seine wüsten Triumphe feierte, abgeschwächt zum Vorschein; der will es nicht verstehen, daß allen allgemeinen menschlichen Einrichtungen die Stetigkeit anhaftet, daß jeder wirkliche Fortschritt nicht durch gewaltsamen Bruch mit der Vergangenheit, sondern durch besonnene Weiterbildung, durch Reformation, nicht durch Revolution zu Stande kommt, daß man wie einen lebensfähigen Staat, so auch eine lebendige Sprache nicht auf einer tabula rasa nach abstrakten Grundsätzen schaffen kann.

Denn ich bestreite ferner die Möglichkeit einer künstlichen „Weltsprache“ überhaupt. Aber M. Müller erklärt sie für möglich?

Wie er sich dieselbe denkt, selbst in höchster Vollkommenheit, würde sie dem Meisterwerk Pygmalions gleichen, ohne daß wie bei diesem ein Gott sich fände, der diesem Kunstgebilde Leben einhauchte. Der große Haufe sieht in der Sprache nur ein Werkzeug zur Verständigung und Mitteilung, und das ist sie auch ohne Zweifel in erster Linie, wenigstens im Verkehr. Wäre sie aber weiter nichts, so hätten wir in ihrem Besitz nicht viel vor den Tieren voraus. Auch diese haben die Gabe der Mitteilung. Der Hund, der an der Thür bellt, weiß recht wohl, daß er eine Mitteilung macht, infolge deren ihm geöffnet wird. Er gebraucht nicht bloß die Stimme, er scharrt, er wedelt, er winkt seinem Herrn, und ähnlich machen wir's auch, wir sprechen, ja wir lügen, auch ohne artikulierte Laute, durchs Mienenspiel, durch Handbewegungen, durch einen bloßen Blick. Daß es möglich ist, sich durch eine Kunstsprache zu verständigen, das zu beweisen hätte es nicht der Probe bedurft, von welcher die Wiener Allg. Zeitung (1887, 8. August) berichtet. Professor Montanari in Reggio verlangte von seinem volapükistischen Kollegen Ferretti einen handgreiflichen Beweis der Verwendbarkeit der neuen Sprache. Zu diesem Zweck übergab er ihm ein italienisches Sonett „Addio“, welches Ferretti und ein jüngerer Volapükler in die „Weltsprache“ übersetzten. Beide von einander unabhängige Übersetzungen wurden an Professor Lederer in Wien geschickt, welcher sie unverzüglich ins Deutsche übertrug und an Montanari zurückschickte. Dieser fand beim Rückübertragen der deutschen Texte ins Italienische eine völlige Übereinstimmung mit seinem Sonett. Wenn der Welthandel seinen Vorteil dabei findet, sich dieses Verständigungsmittels im Briefwechsel zu bedienen, so kann ihm das nicht gewehrt werden. Auf diese Verwendung scheinen die in praktischen Dingen oft recht klaren Franzosen Volapük zu beschränken. Kerckhoffs gebraucht dafür den Ausdruck „Welthandelssprache“ (langue commerciale internationale). So wäre es eine Angelegenheit, welche die Kaufleute unter sich abzumachen haben. Doch wäre zu deren eigenem Besten zu wünschen, daß sie sich nicht ausschließlich auf den Standpunkt der nackten, oft nur scheinbaren Nützlichkeit stellten. Daß Volapük aber eine in weiteren Kreisen gesprochene Sprache werden könnte, ist kaum denkbar. Wie schon hervorgehoben, ist die Erlernung dieser Sprache bis zum Verständnis des Gedruckten lange nicht so leicht, wie man uns glauben machen will. Für das Sprechen ist es sehr schwer,

sich daran zu gewöhnen, mit dem betreffenden Laut den zugehörigen Sinn zu verbinden. Mich z. B. hat das häufige „binom“ (ist) lange Zeit an das mathematische Binom, aber nicht an die sog. „Kopula“ erinnert. Da ich mich selber mit einigen toten und lebenden morgen- und abendländischen Sprachen beschäftigt habe und seit 16 Jahren Sprachunterricht erteile, traue ich mir einiges Urteil zu. Meist sind es Erwachsene, die für Volapük schwärmen, und zwar Leute von einiger, wenn auch nicht gerade tiefgehender Bildung. Sie bringen eine gewisse Schulung mit; mit Hilfe deren aber mache ich mich anheischig, einem solchen schneller und vollständiger zur Erlernung des Englischen zu verhelfen, als ihn irgend ein „tidel“ oder „plofed“ zu einer Beherrschung des Volapük führt. Wer hat in Volapük überhaupt Sprachgefühl? Will jemand Französisch oder Englisch lernen, so steht ihm das französische und englische Sprachgebiet offen, wo er untrügliche Richter findet; fehlen ihm dazu Zeit und Mittel, so hat er in der Heimat Gelegenheit, sprachkundige Männer zu Rate zu ziehen. Im Volapük dagegen ist unter den vielen Blinden der Einäugige König.

Wer nicht an der Außenseite der Dinge haften bleibt, weiß, daß die Sprache noch eine ganz andere Bedeutung hat, in der erst ihre Würde besteht, nämlich daß sie ein Mittel des menschlichen Geistes ist, sich seiner selbst bewußt zu werden und ihm im Denken zu helfen. An dem Kinde, welches sprechen lernt, beobachten wir, wie es mit diesem Hilfsmittel an der Leiter des Bewußtseins emporklimmt. Art und Stufe unseres heutigen Denkens wären unmöglich ohne Hilfe der Sprache. Die Sprache ist eine unbewußte (instinktive) Selbstoffenbarung des Menschengeistes, an welcher sich derselbe nachher in bewußter Weise kennen lernt. Davon hatten die alten Philosophen ein deutliches Bewußtsein. Aristoteles hat seine Kategorieentafel durch Untersuchung der Teile des Satzes gefunden. Wenn er irgend einen Gegenstand, der seinem Denken Schwierigkeiten macht, bewältigen will, so durchmustert er die Rüstkammer der Sprache. Schleyer sieht in der griechischen Unterscheidung von οὐ und μή eine „Abundanz“. Aber sein plumper Tadel wird dem Werte dieser Unterscheidung nichts anhaben. Der griechische Sprachgeist fühlte den Unterschied zwischen Denken und Wollen und gab diesem Gefühl Ausdruck, oder dieser Idee Form, in der Unterscheidung von Urteils- und Be-

gehrungssatz. Solche Feinheiten, die Schleyer erst einmal erfinden soll, hat jede Natursprache in ihrer Art, und entwickelt deren in ihrem Wachstum immer neue. Sprachschöpferisch können auch hervorragende Geister nur wirken im Bereich ihrer Muttersprache. Daß es viele Sprachen giebt, ist für das Fortschreiten der menschlichen Erkenntnis nur ein Vorteil. Daß es viele sind und nicht eine einzige, liegt an der gottgewollten Beschaffenheit alles Irdischen, wonach nirgends der Mensch an sich, sondern Mann und Weib und diese wieder in unzähligen Individuen, zu finden sind, wonach es nur einzelne Rosen, aber nicht die Rose an sich giebt. Wir kommen da auf den alten Streit zwischen Nominalismus und Realismus. Schleyer sagt: „an Volapük kann nichts mehr geändert werden". Die Einführung einer allgemeinen, wenn auch für die Gegenwart noch so vollkommenen Kunstsprache würde nur ein Hemmschuh für unsere Fortentwicklung sein. Sie hätte wie Wilkins' System nur den Wert einer Inventaraufnahme für die Zeit ihrer Entstehung. Alsbald nach der Einführung, an deren Unmöglichkeit das vorläufig vermutlich andauernde Wachstum der Volapükgemeinde nichts ändern kann, würde sie dem Schicksal der Natursprachen verfallen. Dieselben Triebkräfte, welche bei diesen umgestaltend wirken, das Streben nach Bequemlichkeit, Veränderung des Erkenntnisstandes und der gemütlichen Anschauungen — man denke an die tiefgreifende Einwirkung des Christentums auf unsere Sprachen — würden auch hier bald an der Arbeit sein, Veränderungen und Spaltungen in Mundarten herbeizuführen. Es würde sich das Schicksal des Latein wiederholen. Darum wollen wir den Versuch lieber gar nicht machen, gerade so wie wir uns hüten, nach dem kommunistischen Rezept eine allgemeine Teilung des Eigentums vorzunehmen, weil in kurzer Zeit die alte Ungleichheit wieder da sein würde.

Es ist nun schon eine Reihe von Jahren her, da begegnete ich kurz vor Weihnachten auf der Wiener Ringstraße am Stadtpark einem Freunde, einem jungen Künstler. Auf mein „wohin?" sagte er: „Komm mit!" und führte mich in ein großes Haus, es war das österreichische Gewerbemuseum. „Herrlich! Großartig!" mußte ich ausrufen, als wir die große Halle betraten und eine Ausstellung der prächtigsten Blumen im Winter — die Weih-

nachtsausstellung der vereinigten Wiener Kunstblumenerzeuger, vor uns hatten. Und meine Bewunderung wuchs, als ich das Einzelne genauer betrachtete. Da waren Rosen aller Art, von dem bescheidenen Hundsröschen bis zur vornehmen Moosrose, Veilchenbeete und Teppichbeete, Epheuhecken, Sträucher in Kübeln, großblättrige Pflanzen in Töpfen und ganze Lauben, kurz, es war ein Treibhaus, in dem alle Blumen zu gleicher Zeit erblüht waren. Und alles aus Leder, gewebten Stoffen, Draht von Menschenhand gemacht und mit Farben bekleidet, so täuschend, daß die Natur übertroffen schien. Aber die gesättigte Gewächshausluft, die Düfte des Blumengartens fehlten. Was wohl aus allen diesen Kindern des kunstfertigen Fleißes geworden sein mag? Manche fristen wohl noch in einer „guten Stube“ ein mumienhaftes Dasein, die Farben sind verblaßt, auf den mottenzerfressenen Blättern liegt der Staub, und zuletzt wartet ihrer der Feuerofen oder der Kehrichthaufen. Die Naturkinder Floras sind freilich noch viel kurzlebiger, aber sie leben wenigstens ein wirkliches Leben; sie wachsen und blühen auf, sie leuchten und duften, wenn auch nicht von Malerfarben und Leder; sie werden veredelt, und wir freuen uns der Mannigfaltigkeit ihrer Abarten; aus mancher ihrer Blüten zieht die Biene ihren Honig, der Naturkundige heilkräftige Arzneien, und wenn sie hinwelken, so leben sie in ihren Nachkommen fort. Alle Achtung vor den Blumenfabrikanten, aber wenn einer derselben sagte: „Seht, meine Erzeugnisse sind viel regelrechter und ebenmäßiger als die Werke der Natur; bei dieser soll kein Blatt dem andern gleich sein, bei mir ist eins wie das andere; die Achsenstellung der Stengel ist mathematisch genau“ — würden wir deshalb seinen Kunstwerken den Vorzug geben vor den Schöpfungen der Natur, oder sie auch nur dauernd neben diesen in unserer Nähe dulden? Nein, und desto weniger, je mehr man sie uns aufnötigen wollte. Dasselbe Schicksal werden die künstlichen Sprachen haben. Wenn die Natursprachen lustig weiter wachsen und vielleicht absterben, um in frischen Trieben zu neuem Leben zu erstehen, werden die Kunstsprachen in der Rumpelkammer der Geschichte vermodern, bis ein anderes Geschlecht, das durch keine persönliche Erinnerung mit ihnen verknüpft ist, sie dem Kehrichthaufen überwundener Irrtümer überantwortet — gleich den gebackenen Blumen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen von Karl Gust. Andresen. geh. M. 3.—.

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Von Karl Gustav Andresen. Fünfte Aufl. geh. M. 5.—.

Ueber deutsche Volksetymologie. Von K. G. Andresen. Vierte, stark vermehrte Auflage. geh. M. 5.—.

Das Fremdwörterunwesen in unserer Sprache. Von Dr. Hermann Dunger. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. X, 1. [65].) geh. M. 1.20.

Die praktische Spracherlernung auf Grund der Psychologie und Physiologie der Sprache dargestellt von Felix Franke. gr. 8°. 39 S. 1881. geh. M. —.60.

Phrases de tous les jours par Felix Franke. Seconde édition. geh. M. —.80.

Ergänzungsheft zu Phrases de tous les jours. Von Felix Franke. geh. M. —.80.

Le français parlé. Morceaux choisis à l'usage des étrangers avec la prononciation figurée par Paul Passy. geh. M. 2.—.

Der allgemeine deutsche Sprachverein, als Ergänzung seiner Schrift: Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen. Von Herm. Riegel. geh. M. 1.—.

Die neue deutsche Rechtschreibung von Dr. G. A. Saalfeld. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. X, 6 [70]). geh. M. 1.—.

Die Parias der deutschen Sprache. Eine Sammlung von Volksausdrücken von Dr. Franz Söhns. Unter der Presse.

Die Aussprache der in dem Wörterverzeichniss für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preussischen Schulen enthaltenen Wörter. Mit einer Einleitung: Phonetisches. — Orthoepisches. Von Wilh. Vietor. geh. M. 1.—.

Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen und Französischen mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Lehrpraxis von W. Vietor. Zweite verb. Aufl. geh. M. 4.80., geb. in Halbfrz. M. 6.30.

German pronunciation: Practice and Theory. The best German. — German Sounds, and how they are represented in spelling — The letters of the alphabet, and their phonetic values. — German accent — Specimens. By Wilh. Vietor, Ph. D., M. A. (Marb.), Professor of English Philology, Marburg University etc. geh. M. 1.50.
geb. in Ganzleinenband M. 2.—.

Englische Lautlehre für Studierende und Lehrer. Von August Western, Lehrer an der höheren Schule zu Fredriksstad. Vom Verfasser selbst besorgte deutsche Ausgabe. geh. M. 2.—.

Kurze Darstellung der englischen Aussprache für Schulen und zum Selbstunterricht. Von August Western. geh. M. —.80.

Briefe von Jakob Grimm an Hendrik Willem Tydeman. Mit einem Anhange und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Alexander Reifferscheid, Professor der deutschen Philologie zu Greifswald. geh. M. 3.60.

Briefwechsel zwischen Jakob Grimm und Friedrich David Graeter. Aus den Jahren 1810—1813. Herausgegeben von Hermann Fischer. geh. M. 1.60.

Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jakob und Wilhelm Grimm. Mit einleitenden Bemerkungen über den Verkehr des Sammlers mit gelehrten Freunden, Anmerkungen und einem Anhang von der Berufung der Brüder Grimm nach Berlin. Herausgegeben von Dr. Camillus Wendeler. Mit einem Bildniss (Meusebach's) in Lichtdruck. geh. M. 11.50.

Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Alexander Reifferscheid, Professor der deutschen Philologie in Greifswald. Mit einem Bildniß in Lichtdruck von Wilhelm und Jakob Grimm. geh. M. 4.—.

Westfälische Volkslieder in Wort und Weise mit Clavierbegleitung und liedervergleichenden Anmerkungen, herausgegeben von Dr. Alexander Reifferscheid, Professor der deutschen Philologie in Greifswald. geh. M. 8.—.

Mythologie der deutschen Heldensage von Wilhelm Müller, o. ö. Professor an der Universität Göttingen. geh. M. 4.50.

Tell und Gessler in Sage und Geschichte. Nach urkundlichen Quellen von E. L. Rochholz. geh. M. 10.—.

Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge. Aus dem isländischen Urtexte übertragen von Eugen Kölbing. geh. M. 1.—.

Die Hovard Isfjordings-Sage. Aus dem altisländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. geh. M. 1.50.

Die Sage von Fridthjofr dem Verwegnen. Aus dem altisländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. geh. M. 1.—.

Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze von Felix Liebrecht. geh. M. 12.—.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XIII. Heft 6.

Unser Glaube

an einen persönlichen Gott.

Von

Fr. Reiff.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1888.

Ist es eine Zeitfrage und nicht vielmehr eine Frage aller Zeiten oder eine Ewigkeitsfrage, die Frage um einen persönlichen Gott? Mit diesem Gedanken möchte wohl ein Versuch, dieselbe hier zu besprechen, zunächst sich auseinanderzusetzen haben. Wir glauben die Zeitgemäßheit dieser Frage ohne Anstand behaupten zu dürfen. Wie die Wasseradern eines Thales sämtlich der am tiefsten liegenden Rinne desselben zulaufen, so mündet eine Reihe von Zeitfragen, wie sie zum Teil auch in dieser Sammlung erörtert wurden, in dieses Grundproblem ein und kann ohne dasselbe keine Lösung finden. Ich erwähne nur den Materialismus und den Darwinismus, den Optimismus und den Pessimismus, das Gewissen und die Zurechnung, die Zukunft des Menschen und der Welt, das Wunder und die Religion. Von allen diesen Wegen her auf jene Grundfrage, von der hier herein Licht fallen muß, immer wieder hingeführt zu werden, und doch, ohne sich gründlich mit ihr auseinanderzusetzen, stets vor ihr Halt zu machen, oder vielleicht die Antwort darauf als eine einfache Voraussetzung hinzunehmen, die man nicht weiter besieht, dürfte auf die Dauer nicht zuträglich sein. Dazu kommt eine besondere Zeiterscheinung. Man sagt wohl nicht zu viel, wenn man behauptet, daß vielerorts das Zeitbewußtsein von der schwärmerischen Aufnahme, die es dem Pantheismus und Materialismus, dem Skeptizismus und Pessimisms bei ihrem ersten kühnen Auftreten zu teil werden ließ, zu einer positiveren Weltanschauung umzukehren im Begriff steht oder diese Umkehr schon vollzogen hat. Wenn man aber bei dieser Umkehr an der tiefsten zu Grunde liegenden Frage, mit der jene Verkehrtheiten täglich zusammenstoßen, gleichsam nur verstohlen vorbeischleicht, ohne ihr die Ehre anzuthun, daß man sie begrüßt, ihr klar ins Angesicht sieht und mit ihr gründlich sich befaßt, ist zu fürchten, daß sie nicht von

nachhaltiger Wirkung sei und keine feste Stellungnahme zuwege bringe, vielmehr einem Umschlag des Zeitbewußtseins zu den verlassenen Anschauungen zurück sofort wieder folgen würde. Krisen werden nie gründlich und nachhaltig durchgemacht, wenn sie nicht bis zu den letzten Grundsätzen vordringen und da zum Austrag kommen. Schleppt man Elemente alter, abgelegter, aber innerlich unüberwundener Anschauungen oder auch nur Unklarheiten und Zweifel, die aus denselben stammen, nach, so rächt sich dies, wie bei der Karies eines Knochens oder Zahnes das, daß sie nicht gründlich entfernt ist, schlimme Folgen haben muß. In diesem Sinne scheint uns der Glaube an einen persönlichen Gott immerhin eine Zeitfrage zu sein. Und namentlich dürfte auch eine Orientierung desselben in den Bereich des weltlichen Wissens hinein, von dem aus ihm bei oberflächlicher Betrachtung nichts als der Untergang zu drohen scheint, am Platze sein. Beginnen wir darum eben mit diesem Scheine.

1. Der Zweifel an einem persönlichen Gott.

Die **Quellen** dieses Zweifels liegen nahe, und derselbe kann uns bei etwas genauerer Erwägung der Sache keineswegs befremden.

Sie liegen schon in dem Wesen Gottes. Der persönliche Gott gehört der unsichtbaren Welt an, einem Gebiet, in welches mit den bloßen fünf Sinnen nicht einzudringen ist. Um sie zu erfassen, ist ein Geistesschwung erforderlich, der sich von der sinnlichen Welt loszureißen vermag. Die meisten Menschen sind aber desselben nicht fähig; sie sind in den Bereich der Sinne gebannt. „Ich habe mit dem Teleskop alle Himmelsräume durchforscht; nirgends habe ich einen Gott gesehen" — triumphierte bekanntlich Laplace. Es war ein Triumph, so wohlfeil als der andere, wenn jemand es verkündigte, daß er mit dem Mikroskop den ganzen Menschen durchsucht und nirgends den Geist gefunden habe. Dazu bedarf es des inneren Sinnes. Nur vermittelst dieses kann man Gott finden (vgl. Römer 1, 20: „So man deß wahrnimmt"). Dazu kommt noch, daß die Eindrücke, die von diesem Gott ausgehen, ernste, heilige sind und den Menschen nicht ungestraft in seinem Sündenleben dahingehen lassen, vielmehr bestimmt seine Losreißung

von demselben verlangen. Da ist der Mensch nur zu sehr versucht, dieser Aufgabe einfach dadurch sich zu entziehen, daß er diese unsichtbare Welt, diesen persönlichen Gott kurzweg leugnet.

Der Zweifel an ihm stammt weiter aus einer verkehrten Betrachtung der Welt. Einmal aus dem Optimismus, wie ihm der selbstgenügsame Stolz des Menschen huldigt, namentlich in den Kreisen, die in guter Lage sind. Die Welt um den Menschen her gestaltet sich da unwillkürlich zu einem in sich abgeschlossenen, gesättigten Lebenskreis, in welchem das Dasein eines persönlichen Gottes nicht nur als ein Luxus, sondern geradezu als eine Störung empfunden würde. Und wie im praktischen Leben, baut sich da der Mensch auch in seinem Denken ein in sich geschlossenes, sich selbst tragendes System seiner Gedanken auf, für welches die Idee Gottes ganz fremdartig wäre. „Gott ist eine Hypothese, die ich in meinem Weltsystem nicht bedarf“ sagt der genannte Astronom und Mathematiker Laplace. Lautet die Phrase des Optimismus: die Welt ist in sich selbst zu vollkommen und zu gut, als daß sie eines Gottes bedürfte, so spricht dagegen umgekehrt der Pessimismus: die Welt ist zu unvernünftig, ist zu schlecht, als daß es einen Gott über ihr geben könnte; ein persönlicher, weiser und gerechter Gott würde diese Unvernunft, diese Ungerechtigkeit, die wir in der Welt herrschen sehen, nicht so ungehindert walten lassen. Warum dürfen die rohen Naturgewalten in Überschwemmungen, Erdbeben, vulkanischen Ausbrüchen unaufgehalten einherstürmen und die schönsten Gebilde der Menschenhand, ja die Menschen selbst vernichten? — fragt man beim Blick in das Buch der Natur. Und schlägt man die Blätter der Geschichte auf, wie sieht man da Kriegsgräuel und Grausamkeiten, Bosheit und Mutwillen ungestört ihr Wesen treiben. Warum — so fragt man unwillkürlich — darf überhaupt dies alles sein? Endlich, wie viele Unbilden des Schicksals finden sich, wenn wir in den Erinnerungen der täglichen Erfahrung des Einzelnen zurückgreifen, oder brutale Ungerechtigkeiten, die ganz dazu angethan sind, denen, die ihre Opfer sind, Gottes Dasein zu verbergen und dem sie verübenden Mutwillen, dem seine frevelhaften Anschläge ungestört durchgehen, gegen jene den Hohnruf zu entlocken: „Wo ist nun dein Gott?“ „Es ist kein Gott,“ sprechen die Thoren in ihren übermütigen Herzen. „Ihre Macht muß ihr Gott sein; sie opfern ihrem Netze, räuchern ihrem Garn, weil durch dieselbigen ihr Teil so fett und ihre Speise so

völlig worden ist[1])". Wir begreifen, wie solche Eindrücke den Glauben an einen persönlichen Gott erschüttern können. Allein ist nicht oft bei diesen Erwägungen der Gesichtskreis ein kleiner und die Betrachtungsweise eine pedantische? „Die Grille", sagt unvergleichlich schön Beecher, baut im Frühling ihr kleines Nest in der Wiese und zirpt vor Freude, weil ihr alles glückt und gelingt. Wenn sie aber einige Furchen entfernt das Geräusch des Pflugs vernimmt und den Donner vom Tritte der Ochsen, dann beginnt der Himmel sich zu verdunkeln und ihr Herz fällt zu Boden. Der Pflug kommt knirschend heran, wendet die Seite ihrer Wohnung aus der Tiefe um, und während er weiter zieht, spricht die Heimatlose: O, die Grundlagen der Welt sind zerstört, und alles ist in Trümmer gegangen. Glaubt aber der Bauer, der singend und pfeifend hinter dem Pflug hergeht, auch den Grund der Erde aufgewühlt zu haben? Er weiß nicht einmal, ob Nest oder Heimchen da war; er denkt an die Ernte, die dem Zug des Pfluges folgen wird. Und auch das Heimchen, wenn es nur warten will, wird tausend Grashalme finden, wo zuvor nur einer war. Wir gleichen dem Heimchen". So nehmen sich die Revolutionen in der Natur und die tiefeingreifenden Umwälzungen im Leben der Völker oder der einzelnen Menschen auch verschieden aus, je nachdem man sie von dem beschränkten Standort einer kurzsichtigen, am Nächsten haftenden Anschauung oder von dem umfassenderen Standpunkte eines ganzen Lebens, der Geschichte der Menschheit oder der Schöpfung und vollends aus den Höhen einer überirdischen Welt herab betrachtet. Wohl wird manche Furche gezogen, welche tief in das Bestehende hineinreißt. Aber sie ist von heilsam eingreifender Wirkung für die Entwicklung der einzelnen Menschen wie der Völker und der ganzen Menschheit, sei es für dieses Leben oder als stille Bereitung für ihre ewige Aufgabe. Außer diesem kleinen Gesichtskreis verrät sich aber in jenen Anstößen, um deren willen man einen persönlichen Gott bezweifelt, eine pedantische Betrachtungsweise, sagten wir. Man schreibt Gott in seinen Gedanken vor, wie er handeln müßte, damit wir an ihn glauben. Wir engen ihn in unseren Gedanken in ein straffes Weltregiment ein, in ein Regiment ungefähr wie der alte Polizeistaat war, der jedes Vergehen glaubte verhindern zu sollen und zu können. Gott hat einmal die Menschen

[1]) Ps. 42, 11. 14, 1. Hab. 1, 11. 16.

frei geschaffen, weil das allein die rechte Verherrlichung Gottes ist, wenn diese als freie Wesen ihm gehorchen, ihn ehren, ihm vertrauen, ihn lieben. Nur das Leben in diesem freien Dienst ist für sie die wahre Freude des Lebens und ist für Gott der helle Spiegel, der sein Bild ihm entgegenstrahlt. Diese Freiheit, recht gebraucht, ist ein so hohes Gut in der Schöpfung, daß es auch um den Preis des vielen Bösen nicht zu teuer erkauft ist, welches aus dem sündigen Gebrauch der Freiheit hervorgeht. Es ist wahr, es ist für die Menschheit tief demütigend, daß die unvernünftige Schöpfung, die blind und willenlos dem zwingenden mechanischen Gesetz folgt, abgesehen von einzelnen zeitweiligen Störungen so viel Ordnung, Harmonie und Schönheit zeigt, während die Menschheit, welche doch Gottes Bild an ihrer Stirne und das erhabene Sittengesetz in ihrer Brust trägt, die Stätte so schreiender Ungerechtigkeiten und Mißtöne ist, die dem Dichter den viel berufenen Schmerzensruf auspressen konnten:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Je höher eben ein Wesen steht, desto tiefer kann es auch fallen, desto schrecklicher sich zu Grunde richten. Das zu verkennen, ist pedantisches Wesen, das Gott zu meistern sich herausnimmt. Da sind in der That die Scheltworte nicht zu stark, mit denen das Buch Hiob dieses geheime Meistern Gottes in jener Betrachtungsweise unerbittlich straft (Cap. 38—41). Und auch ein ungeduldiger Sinn verrät sich darin, der nicht warten kann, bis Gottes Stunde gekommen ist. Gott schweigt wohl eine Zeit lang; er schweigt vielleicht lange, wie der göttliche Ausspruch beim Psalmisten lautet: „Das thust du, und ich schweige; da meinest du, ich werde sein gleich wie du. Aber — das ist die Widerlegung dieses Wahns — ich will dich strafen und will dir's unter Augen stellen" (Ps. 50, 21). Gott bricht einmal dieses stumme Schweigen und wird noch ein Wort reden; er hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen und sein letztes Werk noch nicht gethan. Und ist die jetzige Weltverfassung noch nicht die Stätte, wo die heißersehnte Gerechtigkeit und Harmonie sich schon niederlassen kann, gleich wie die Taube Noahs auf dem von den Gewässern der Sintflut bedeckten Erdboden nicht fand, wo ihr Fuß ruhen konnte, so warten wir des neuen Himmels und der neuen Erde nach Gottes Verheißung, in welcher Gerechtigkeit wohnet[1]).

[1]) 2 Petr. 3, 13.

Da wird der große Gott in seinem heiligen Walten glänzend gerechtfertigt sein, und alles kleinliche, pedantische und ungeduldige Meistern Gottes wird tief beschämt in sich verstummen.

In diesen verkehrten Weltbetrachtungen hat sich uns aber schon eine dritte, die eigentliche und Hauptquelle dieser Zweifel gezeigt. Es ist die Verkehrtheit und Gottentfremdung des menschlichen Herzens. Für einen Menschen, der von Haus aus Gott fremd ist oder der allmählig von Gott abgekommen ist, muß Gott notwendig außer seinem Gesichtskreis liegen oder jedenfalls allmählich aus demselben verschwinden. Ein mangelhafter Gehorsam gegen Gott, ein Stillestehen in seinem religiösen Leben, ein unvergebener und unüberwundener geheimer Sündenbann im Herzen, ein nicht genug geübter Verkehr mit Gott im Gebet und in seinen Gnadenmitteln läßt unwillkürlich eine Trübung in der Gewißheit eines persönlichen Gottes aufsteigen.

Sind dies die Quellen, aus denen die Leugnung eines persönlichen Gottes entspringt, so ist es auch der Mühe wert, die inneren, aus dem Begriff des persönlichen Gottes gewonnenen, **Gründe** zu vernehmen, auf welche sich diese Leugnung stützt. Dieselben sind am klarsten von Strauß formuliert. Die Persönlichkeit Gottes widerstreite seiner Absolutheit, seiner Unbegrenztheit. Ein persönlicher Gott könne nicht absolut, ein absoluter Gott könne nicht persönlich sein. Persönlichkeit beruhe auf Beschränktheit. Persönlich sei ein Wesen nur dadurch, daß es an anderen seine Schranke habe, sich von ihnen unterscheide und so zum Bewußtsein komme. Rücksichtlich der menschlichen Persönlichkeit werden wir diesen Satz in gewisser Beziehung zugeben müssen. Der Mensch wird seiner nur bewußt an anderen Menschen, er lernt erst „ich" sagen, nachdem er schon länger „du" gesagt hat. Der Grund ist der, daß er als ein endliches Glied einer Reihe von Wesen geschaffen, daß er auf sie angewiesen ist und dem Gesetze der Entwicklung unterliegt. Gott aber steht über der Reihe der Wesen, keines bedürfend und von Ewigkeit her ein vollendetes Leben führend. Er braucht also auch keine anderen Wesen, um durch sie beschränkt zu werden und so zum Bewußtsein zu kommen. Wir vermögen es darum auch nicht, wie manche es thun, die jenen Strauß'schen Einwand durch Berufung auf das trinitarische Leben Gottes entkräftigen wollen, etwa zu sagen, Gott ermangle auch nicht des Gegenwurfes, an dem er seiner bewußt werde, sofern der Vater von einem Zweiten neben ihm, dem Sohne,

sich unterscheide, mit dem er sich im Geiste wieder zur Einheit eines Bewußtseins zusammenschließe. Man verwickelte sich dadurch notwendig in folgendes Dilemma: Ist, wie man es hienach denken müßte, das Selbstbewußtsein des Vaters ohne den Sohn unfertig, eine Vorstellung, die ohnedies der hl. Schrift ferne liegt, so ist auch nicht abzusehen, wie er eine zweite Person denken und denkend hervorbringen kann. Wird er aber als ein Wesen gedacht, das denken kann, so ist er in sich ein fertiges Selbstbewußtsein und bedarf des Sohnes nicht, um seiner bewußt zu werden. Indessen ist auch von Menschen jener Satz nur halbwahr. Wenn auch der Mensch nur am anderen zum Bewußtsein kommt, so stammt doch das Licht, womit er sich erleuchtet, nicht von außen. Er trägt sein Licht in sich selbst; es ist sein eigener Strahl, womit er sich erhellt. Auch die unvernünftigen Naturwesen haben ja an einander ihre Schranken, sie werden aber dadurch ihrer nicht bewußt. Nur des Geistes Art ist es, sich zu wissen. Sich zu wissen, ist eher etwas Aktives als Passives. Wenn auch beim geschaffenen Geist der Strahl, mit dem er sich durchleuchtet, dadurch an Stärke gewinnt, daß derselbe an einem äußeren Spiegel sich bricht und in sich zurückgeworfen wird, so wird damit nur die Kraft der eigenen Zusammenfassung geweckt. Sie ist aber schon vorher vorhanden. Und in dem Maß, als jemand an Geist andere überragt, steht bei ihm auch diese Kraft der Zusammenfassung des Wesens und der Kräfte in sich selbst, höher. Bei einem und demselben Geiste sind auch die selbstbewußtesten Handlungen gerade die der größten Thatkraft, des geisteskräftigsten Sichdurchleuchtens seines Wesens mit seinem eigenen Lichte. Die Persönlichkeit in vollendetem Sinn, als reines Durchsichselbstsein und Sichinsichzusammenfassen, ist nur da, wo gar kein Bedingtsein von außen stattfindet. So wenig schließt also die Absolutheit die Persönlichkeit aus, daß vielmehr nur das Absolute die volle Persönlichkeit ist. Vielleicht noch mehr als jener Strauß'sche Einwand aber macht die Vorstellung von Gott als einem unendlichen, schrankenlosen Wesen es manchem schwierig, Gott als persönlich zu denken. Sofern nämlich das Persönlichsein die Zusammenfassung in einen Punkt voraussetzt, fällt es ihm schwer, dieses Sichumspannen und Sichzusammenfassen bei einem gleichsam in's Unendliche ausgebreiteten Wesen zu denken. Allein dabei müssen wir eben auch erwägen, daß der göttliche Geist selbst eine unendliche Kraft ist, also auch sein unendliches

Wesen zusammenfassen kann: Der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit[1]).

Und was setzt man denn nun für eine Anschauung **an die Stelle des persönlichen Gottes**? Es ist, wenn wir von dem Deismus, von dem später die Rede sein wird, absehen, und ebenso den Atheismus, die einfache Leugnung Gottes, auf der Seite liegen lassen, der **Pantheismus**, die Lehre, Gott sei das All der Welt, der stets kreisende Prozeß der Natur und des Menschenlebens. In der Sprache der Dichtkunst ausgedrückt, ist hienach Gott „der Duft, der aus dem großen Blumenkelch der Welt aufsteigt" (Berthold Auerbach). Überhaupt ist das die Hauptstärke dieser Anschauung, daß sie sich in den Nebel poetischer Überschwenglichkeit hüllt. Aber eben dies ist auch ihre Schwäche. Will man scharf logisch denken, so zerrinnt dieser Nebel bald in sich selbst. Gott soll das All der Welt, das Eine soll das Viele sein. Oder kehre ich es um: Das All soll Gott, das Viele soll das Eine sein. Wie ich es aber auch drehe und wende, keine Rechenkunst wird es fertig bringen, beide gleichzusetzen; eins ist nie vieles, und vieles ist nie eins. Wohl sagt man nun, um diesem Widerspruch zu entgehen, Gott sei die Einheit oder die Lebenskraft der Welt. Aber diese Einheit, diese Lebenskraft der Welt besteht doch nur in meinen Gedanken, in meiner zusammenfassenden Einbildungskraft. In Wirklichkeit ist die Welt nur die Summe von so und so vielen Einzelnwesen. So ist der Gedanke des Pantheismus schon logisch unhaltbar. Und wie gestaltet sich die Sache praktisch? Mache ich wirklich Ernst mit Gott, dem Einen, und nehme an, in ihm liege der Schwerpunkt alles Seienden, ja das sei das wahre Sein — was wird dann aus der Welt, aus dem Vielen? Es wird zu etwas Unselbständigem. Alles Leben, auch das der bedeutendsten Wesen in der Welt, der Menschen, wird zum losen Wellenspiel, das auf dem Ocean der Welt dahintreibt. Die Welle steigt, die Welle sinkt; und so taucht auch das Edelste in der Welt auf und taucht unter, und seine Stätte kennt es nicht mehr. Ist es ein Wunder, wenn da, wo diese Denkweise in das Fleisch und Blut des Volkes übergegangen und zum wirksamen Gährstoff in der Volksseele geworden ist, die Welt sowohl als das Leben des Menschen zu etwas Wertlosem, zu einer Sache wird, mit der man spielt, ja daß sie als

[1]) 1 Kor. 2, 10.

ein Schein, eine Täuschung erklärt wird, wie es im indischen Pantheismus geschieht? Nun macht sich aber in Wirklichkeit die Welt zu sehr als Realität geltend, als daß dieser Wahn bestehen könnte. Insonderheit will auch der Mensch mehr sein als nur eine selbstlos dahinrollende Welle, als ein dahintreibendes duftiges Nebelbild. In Wahrheit kehrt sich also die Sache um. Der Schwerpunkt liegt für den Pantheismus vielmehr in der Welt. Sie ist das eigentlich Seiende, das wahrhaft Wertvolle. Gott ist gleichsam nur ein geweihterer Name, nur eine Verzierung, eine Arabeske, womit man die Welt schmückt. Der Kern, der hinter der duftigen Umhüllung ziemlich unverblümt hindurchleuchtet, ist die Natur, ist der bloße Stoff. Und genau das ist auch der geschichtliche Verlauf der Selbstauflösung des Pantheismus gewesen. Denjenigen, denen es in ihrem Pantheismus nur um die Welt zu thun war, ist es begegnet, daß sie auch in der That so recht in den Weltglauben hinabgesunken sind, in ein Welttum, dem schließlich aller göttliche Duft, alle religiöse Färbung abgestreift ist, in den krassen Materialismus. Den kann man ja gegenwärtig am Ende auch in anständiger Gesellschaft bekennen; dazu bedarf es nicht mehr einer religiösen Schminke. Man kann dieses Luxus entraten. Die Vorgeschrittenen thun es. Es ist ein Geschlecht herangewachsen, das den ausgesprochensten Atheismus, wir dürfen wohl sagen, die fanatische Gottesleugnung auf die Fahne geschrieben hat, weil der Name Gottes das Haupthindernis ist für Verwirklichung seiner Umsturzpläne, das mit dem frechen Fluch auf Gott in den selbstbereiteten Tod geht, indem es möglichst viele mit in seinen Untergang hineinzieht[1]). So finden die Zweifel an dem persönlichen Gott ihren Abschluß. Diejenigen Pantheisten daher, denen es wirklich um etwas Göttliches zu thun war, schwangen sich aus dem Nebelgebilde des pantheistischen Wahnes schließlich zu dem Glauben an den persönlichen Gott empor. Wenn ich unter diesen H e i n e anführe, so geschieht es nicht, weil ich seine Bekehrung besonders hoch anschlagen wollte. Aber sein Geist verstand es, dem Bedürfnis, aus welchem manche dem pantheistischen Gott den Rücken kehrten, einen hochbezeichnenden Ausdruck zu geben. „Dieses arme, träumerische Wesen,“ so sagt er von dem pantheistischen Gott, „ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, gähnt dich an, willenlos und

[1]) Davor möchten wir auch warnen. A. d. R.

unmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein; um ihn geltend zu machen, muß man die Ellenbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag — und das ist doch die Hauptsache — so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, Allweisheit, Allgerechtigkeit u. s. w., annehmen". Wie hat doch dieser beredte Mund so vielen aus der Seele geredet, die sich aus den Banden des Pantheismus loszureißen streben, weil sie wirklich etwas Göttliches suchen.

Stellen wir nun diesen Zweifeln gegenüber

2. Das gute Recht des Glaubens an einen persönlichen Gott.

Hören wir zunächst die Stelle, welche vielen die einzig gültige ist, die **Natur** und ihre Erscheinungen, was sie uns in dieser Beziehung bezeugt, und steigen wir dabei in einigen großen Schritten die Stufenleiter der Schöpfung hinan. Wir werden da ganzen Reihen von Thatsachen begegnen, welche die Leugner eines persönlichen Gottes lediglich nicht zu erklären wissen.

Schon in der unbelebten Natur begegnen wir ihnen. Unsere Erde ist hineingestellt in ein System von Himmelskörpern, in dem uns eine Harmonie und Gesetzmäßigkeit entgegentritt, die der Mensch in einfache Zahlen und Formeln gefaßt hat, was nicht möglich wäre, wenn sie nicht in jenem lägen, d. h. wenn nicht eine rechnende Vernunft sie hineingelegt hätte. Die Verteilung der Planeten in unserem Sonnensystem ist auch so bemessen, daß trotz der Störung durch ihre gegenseitige Anziehung doch im Ganzen eine große Regelmäßigkeit der Bewegung herrscht. In diesem Planetensystem ist der Erde durch die Stellung der Erdaxe zu ihrer Bahn der heilsame Wechsel der Jahreszeiten, durch ihre Bedeckung mit Wasser und ihre Umhüllung mit Luft die Möglichkeit des Daseins lebendiger Wesen auf ihr gegeben, wogegen z. B. der Mond, dem beide Elemente fehlen, eine Stätte der Erstarrung und des Todes ist. Die stete Bewegung, in der das Wasser erhalten wird, macht es um so fähiger, dieses Lebenselement zu sein. Sie geschieht einmal in senkrechter Richtung. Infolge der Abkühlung an der Luft verdichtet sich das Wasser an der Oberfläche, sinkt in die Tiefe und führt den Wassertieren dort den an der Luft eingesogenen Sauerstoff zu: indem aber die Wassermoleküle sinken, verdrängen sie die unteren Wasserteilchen

und nötigen sie, zu steigen. Diese stete Aufrechtbewegung in den Gewässern hindert ihre Fäulnis. Merkwürdig ist aber, daß diese Verdichtung, die infolge der Abkühlung stattfindet, bei 4° Wärme nach Celsius ihre Grenze erreicht und daß über diese hinaus bei weiterer Abkühlung vielmehr wieder eine Ausdehnung, also eine Erleichterung und ein Steigen der Wassermoleküle eintritt. Infolge hievon steigt das Eis an die Oberfläche der Wasser und bildet eine schützende Decke, unter der die Wassertiere einen Schirm finden und das Flußwasser lustig weiterrinnen kann. Wäre es anders, verdichtete sich das Wasser noch über den Gefrierpunkt hinaus, so würde das Eis auf den Boden sinken, unsere Seen und Flüsse würden zu Stein und Bein gefrieren. Was würde dann aus den Menschen und Tieren! Und welche Zeit bedürfte es, bis diese gewaltigen Eismassen aufgefroren wären, wenn es je ganz geschehen würde. Und so gehen auch in wagerechter Richtung über die Erde hin lebenweckende Strömungen der Wasser. Welchen Segen die Bewegung der Wasser in Quellen und Flüssen spenden, haben wir täglich vor Augen. Aber auch die Meere haben diese Strömungen. So zieht auf dem atlantischen Ozean an Amerikas Ostküste hin, in der Richtung nach Europa hin umbiegend, der warme Golfstrom, abgesehen von seinem Wert als Wasserstraße für die Schiffe auch „eine großartige Wasserheizung" für Europa und eine Hauptursache, warum sein Klima viel milder ist als das von Nordamerika. Unter und neben jener warmen Strömung aber ziehen, von den Polen kommend, kalte Strömungen einher, die ihrerseits wieder in den heißen Gegenden wie ein kalter Strahl wirken. Wodurch aber entsteht diese doppelte Bewegung? Einfach durch die Schwerkraft, die das Leichtere steigen, das Schwerere sinken macht, in Verbindung mit der Umdrehung der Erde und der nordsüdlichen Einreißung der großen ozeanischen Wasserrinnen. Um aber das System des Kreislaufs des Wassers zu vollenden, tritt die Luft ein, dieses zweite Lebenselement auf Erden. Sie ist es, die das verdunstende Wasser in der Form der Wolken schwebend erhält und da und dort hinträgt. Wäre die Luft nicht da, so würden sie, statt hoch über uns zu schweben, als undurchdringlicher Nebel auf der Oberfläche der Erde und der Meere lagern, mit halber Finsternis alles bedeckend und mit feuchter Kälte, in der keine Frucht reifen könnte, die Erde umfassend. So aber, in der Luft schwebend erhalten und in ihr durch die Winde mit der Leichtigkeit des Gedankens hin und her getragen, sind sie

die großartigen, unnennbaren Segen bringenden Wasserbehälter des Himmels. Neben dem Wasserweg von der Quelle zum Meere bilden sie den anderen, unsichtbaren Teil des großen Wasserumlaufes im Erdhaushalt. Fürwahr die einfachste, wohlfeilste und geräuschloseste Wasserversorgung, von welcher kein Aufhebens gemacht wird. Wie viele Pferdekräfte müßte wohl eine Dampfmaschine haben, die dasselbe leisten sollte! Diese selbe Luft bedürfen wir aber auch für das Atmen. Und um die verbrauchte Luft zu entführen und frische Luft herbeizuschaffen, dazu dienen auch Strömungen in wagerecher und senkrechter Richtung, die, wieder einfach vermöge des Gesetzes der Schwere und der Achsendrehung der Erdkugel, unaufhörlich in ihr vor sich gehen. Die Luft ist aber auch ein schützender Mantel für die Erde und ihre Bewohner. Wäre die Erde, wie der Mond es ist, ohne diese Hülle, so wären wir auf der einen Seite unseres Körpers einer stechenden Sonnenhitze ausgesetzt und würden von ihr fast geröstet, auf der beschatteten Seite aber wären wir annähernd der Kälte des Weltraumes preisgegeben, die über 100° unter Null beträgt. Die Luft aber dämpft die Sonnenstrahlen und erwärmt uns im Schatten; sie umfängt uns wie ein angenehmes, wohl abgedämpftes Bad. Ebenso macht die Luft auch allein das eigentliche Sehen möglich. Wäre die Luft nicht, so würde man wie auf dem Monde von allen Dingen nur die beleuchtete Stelle sehen; die andere wäre in undurchdringliche Finsternis gehüllt. Die Luft aber zerteilt die Sonnenstrahlen, so daß die Gegenstände von allen Seiten beleuchtet sind und also die Erde statt des Gegensatzes von grellem Licht und pechschwarzem Schatten ein reiches Farbenspiel mit unendlich vielen Schattierungen zeigt. Nehmen wir zu dem Wasser und der Luft noch ein drittes Lebenselement auf der Erde hinzu, die Erde, den Ackerboden, so sagt uns kein Geringerer als Liebig, daß es in der ganzen Chemie keine wunderbarere Erscheinung gebe, keine, welche so sehr alle menschliche Weisheit verstummen mache, wie die, welche das Verhalten eines für den Pflanzenwuchs geeigneten Ackerbodens darbiete. „Durch die einfachsten Versuche kann sich," sagt er, „jeder überzeugen, daß beim Durchfiltrieren von Regenwasser durch Ackererde dieses Wasser keine Spur von Kali, Kieselsäure, Ammoniak, Phosphorsäure auflöst (wie es sonst thut), daß also die Erde von allen den Pflanzennahrungsstoffen, die sie enthält, kein Teilchen an das Wasser abgiebt. Der anhaltendste Regen vermag ihr, außer

durch mechanisches Wegschwemmen, keine von den Hauptbedingungen ihrer Fruchtbarkeit zu entziehen. — Die Ackererde hält aber nicht nur fest, was sie von den Pflanzennahrungsstoffen besitzt, sondern wenn Regen oder anderes Wasser, welches Ammoniak, Kali, Phosphorsäure, Kieselsäure in aufgelöstem Zustand enthält, mit Ackererde zusammengebracht wird, so verschwinden diese Stoffe fast augenblicklich aus der Lösung. Die Ackererde entzieht sie dem Wasser. Und nur solche Stoffe werden ihm von der Ackererde vollständig entzogen, welche unentbehrliche Nahrungsmittel für die Pflanzen sind; die anderen bleiben ganz oder größtenteils ungelöst." Fürwahr ein wunderbarer Haushalt der Zwecke.

Treten wir aber in das Reich der belebten Natur ein, dieses unabsehbare Feld voll Sprossens und Blühens, voll fröhlichen Sichregens und Bewegens, so befinden wir uns hier vollends so recht in dem Gebiet, wo die Zwecke walten. Die Pflanzenwelt zeigt die Hauptthätigkeit der Ernährung, der Atmung, der Befruchtung. In Beziehung auf die Ernährung ist uns soeben eine außerordentlich interessante Thatsache in der Anpassung des Ackerbodens an dieselbe vorgeführt worden. Nicht minder merkwürdig ist die Atmung der Pflanzen. Wie bei den Menschen die Lungen den Sauerstoff in den Organismus einführen und die sich bildende Kohlensäure ausstoßen, ähnlich, nur viel einfacher, ist bei der Pflanze durch unzählige Öffnungen und Kanäle dafür gesorgt, daß der nötige Sauerstoff zu den innersten Zellen gelangen kann, um dort den Wechsel der Stoffe zu veranlassen, vermöge dessen das organische Leben sich stets verzehrt, um sich immer wieder zu erneuern, und ohne den auch die Pflanze auf die Dauer nicht leben könnte. So zehren die Pflanzen samt der Tierwelt an dem Kapital der unentbehrlichen Lebensluft des Sauerstoffes. Allein die grünen Pflanzen machen den Schaden wieder gut. Unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen wird nämlich aus der Kohlensäure, welche samt dem Wasser hauptsächlich zum Aufbau der Pflanzenzellen dient, Sauerstoff ausgeschieden. Dadurch wird 20—30 mal mehr Lebensluft hervorgebracht, als die genannten Pflanzen zu ihrer eigenen Atmung bedürfen, ein Überfluß, von dem die nichtgrünen Pflanzen, die Tiere und die Menschen zu leben haben. Was die Befruchtung betrifft, so ist es eine der wunderbarsten Thatsachen, daß — um mit den Worten der hl. Schrift zu reden — jede Pflanze ihren eigenen Samen bei sich hat, eine jegliche nach ihrer Art. Was alles ist

in dem Samen eingeschlossen, nicht mechanisch, sondern keimmäßig, aber mit der Einrichtung, daß sicher daraus die künftige Pflanze entsteht. Eine auch nur annähernde Erklärung, wie das alles aus sich heraus geschehen konnte, läßt noch auf sich warten. Von untergeordnetem Wert dem gegenüber, aber immerhin auch außerordentlich interessant sind die Wege, auf denen sich die Befruchtung vollzieht. Eines der auffallendsten Beispiele ist die Vallisneria superba, die im Kanal von Languedoc in Frankreich sich in großer Fülle findet. Die Blüten sitzen bei ihr auf einem spiralförmig gewundenen Stile. Soll es zur Befruchtung kommen, die unter dem Wasser unmöglich ist, so entrollt sich diese Spirale, die Blütenknospe steigt auf die Oberfläche des Wassers, um sich königlich auf ihr zu wiegen. Hier, im goldenen Glanz der Sonnenstrahlen, welche die Blüte in sich saugt, entfaltet sich diese, und die Befruchtung kann erfolgen. Ist diese geschehen, so rollt sich mit der Zeit der Stil wieder zur alten Spirale zusammen, und die Blumenkelche senken sich wieder unter das Wasser, welches das Element der Pflanze ist. Es sind die elementarsten Mittel, mit denen bei den Pflanzen diese drei Vorgänge der Ernährung, der Atmung und der Fortpflanzung ausgeführt werden. — Bei den Tieren und Menschen sind zusammengesetzte Organe dafür vorhanden. Es lohnte sich wohl die Mühe, in diesen Gebieten eine umfassende Umschau zu halten. Wir wollen aber nur zwei Beispiele aus der Ernährung herausgreifen. Am Anfang des Ernährungsprozesses begegnen wir bald den Zähnen. Wie merkwürdig ist doch ihr Aufbau. Je weiter nach hinten, desto stärker werden sie. Warum das? Die Kiefer arbeiten nach dem Gesetz des Hebels. In der Nähe ihres Drehungspunktes üben sie die größte Kraft aus. Und eben dort sind die Zähne am kräftigsten gebaut, damit sie diesen stärkeren Druck aushalten können. Alle Zähne aber schützt eine harte, glatte Glasur wie ein Panzer gegen den Angriff von Süßigkeiten und Säuren; ist diese verletzt, so ist der Zahn verloren. Und das Ergebnis der Ernährung ist die Bereitung des Blutes. Das Organ, welches seinen Umlauf regelt, das Herz, arbeitet just wie eine kunstvolle Saug- und Druckpumpe. In allen Teilen der Körpers läuft sein wohlthätiger Strom um, in jedem das zur Ernährung Erforderliche absetzend und die verbrauchten Stoffe wieder mit sich nehmend. Den Muskeln führt er das Eiweiß, dem Gehirn den Phosphor, den Nägeln den Hornstoff, den Knochen die phosphorsaure Kalkerde und die tierische Gallerte

zu. Das Wachstum der Knochen scheint mechanisch unmöglich. Und wie einfach löst die Natur diese Aufgabe. Gleichwie aus dem Bast der Bäume die Jahrringe sich niederschlagen und um den Baum herumlegen, so verdickt sich der Knochen, indem sich um den vorhandenen Stoff neue, sich verhärtende Gewebelagen ansetzen. Damit der Knochen nicht zu dick werde, scheint es, daß in einzelnen Fällen, wie bei der Hirnschale, die Innenseite des Knochens wieder aufgelöst und durch das Blut abgeführt wird. Das Längenwachstum des Knochens geschieht von den Gelenkknorpeln her; aus diesen setzen sich neue Knochenbestandteile ab, die sich allmählich verhärten und den Knochen verlängern. Über die drei mit der Pflanzenwelt gemeinsamen Thätigkeiten der Ernährung, der Atmung und der Fortpflanzung hinaus aber zeigt das tierische Leben auch noch die Ausstattung mit der Empfindung und der freien Bewegung. Das Organ dafür ist das Nervensystem, dessen Thätigkeit wir erst einigermaßen verstehen, seitdem man die Elektrizität entdeckt und die Telegraphen hergestellt hat. Der Nerv leitet die Empfindung nach dem Gehirn, wo sie zum Bewußtsein kommt, wie der Drahtbericht in dem Telegraphenbureau gelesen wird. Und vom Gehirn wiederum werden die Antriebe zu den Bewegungen an die einzelnen Teile des Leibes fortgeführt, nicht nur die bewußten, sondern auch die unbewußten, oft mikroskopisch kleinen Bewegungen, ohne welche kein Gefäß wirken könnte. Die hellste Seite unseres körperlichen Empfindungslebens sind die Sinne. Und der in seiner Wirkungsweise durchsichtigste unter ihnen ist das Auge. Was schon auf den ersten Blick als weisheitsvolle Veranstaltung an dem Auge einleuchtet, ist seine hohe Lage hoch oben am Kopf, an der Warte des Leibes, und seine Einsenkung in das stoß- und schlagfeste Bollwerk der stärksten Schädelknochen, in welchen es auf dem weichsten Fettpolster nach allen Richtungen des Sehfeldes mit der größten Leichtigkeit sich drehen kann. Ebenso leicht fällt uns die Zweckmäßigkeit der Augenlider auf, die nicht nur wie Fensterläden sich schließen, wenn der Herr des Hauses schlafen will, sondern auch, gleich einer die Fenster abwischenden Hand, unwillkürlich immer wieder über das Auge sich bewegen und vermittelst der auf ihrer inneren Fläche ausgeschwitzten Feuchtigkeit die vordere, durchsichtige Haut des Auges, die sogenante Hornhaut, reinigen und geschmeidig machen. Der Bau des Auges selbst wird uns am deutlichsten durch einen photographischen Apparat veranschaulicht. Gleichwie

hier die Strahlen, welche von dem zu photographierenden Gegenstand kommen, durch das vorne befindliche Objektivglas gebrochen und in das Innere hineingeleitet werden, um dort zum photographischen Bilde vereinigt auf die Rückwand zu fallen, so dringen die Strahlen von den Gegenständen, welche gesehen werden, durch die Hornhaut, weiter durch die Regenbogenhaut mit ihrer nach der Stärke des Lichts regulierbaren Öffnung, ferner durch die die Strahlen brechende Krystallinse, welche behufs ihrer Dehnbarkeit und der Farblosigkeit der Bilder aus verschiedenen Schichten aufgebaut ist, und zuletzt durch den sogenannten Glaskörper hindurch, unter Aufsaugung der störenden Strahlen durch den schwarzen Ausschlag der Augenwandung, auf den Hintergrund des Auges. Hier, an der feinst organisierten Stelle desselben, einem bloßliegenden Nervengeflecht von tausenden von Stäbchen, wird ein kleines Bild photographiert, dessen Züge als Eindrücke des Nerves von demselben in das Gehirn fortgeleitet werden, um dort zum Bewußtsein zu gelangen. Jede neue Entdeckung erschließt hier neue Wunder.

Man kann in diese Thatsachen, die uns hier nur in einem kleinen Ausschnitt mitgeteilt wurden, keinen Blick hineinwerfen, ohne von der überwältigenden Fülle der hier niedergelegten weisheitsvollen Gedanken zu staunender Bewunderung hingerissen zu werden. Das ist wenigstens stets ihre erste Wirkung auf jeden vorurteilsfreien Geist, wie schon der Apostel Paulus bezeugt, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, ersehen werde, so man deß wahrnehme an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt[1]. Und die genialen Forscher, in deren Spuren unsere nachgeborene Wissenschaft einhergeht, haben es auch ungescheut bekannt. Der große Baco von Verulam, welcher der modernen Naturforschung die Bahn gebrochen, sagt: „Es ist leichter, an die abenteuerlichsten Fabeln des Korans, des Talmuds und der Legenden zu glauben, als zu glauben, daß die Welt ohne Verstand gemacht sei. Darum hat Gott zur Widerlegung des Atheismus keine Wunder gethan, weil zu diesem Zweck seine gesetzmäßigen Naturwerke hinreichen.“ Und Newton, der geniale Entdecker des Gesetzes der Schwere, spricht es aus: „Die bewundernswürdige Einrichtung der Sonne, der Planeten und Kometen konnte nur aus dem Ratschluß und der Herrschaft eines allmächtigen und

[1]) Römer 1, 20.

allweisen Wesens hervorgehen.“ Der berühmte Botaniker Linné endlich ruft aus: „Ich habe den allmächtigen Gott von hinten vorübergehen sehen und bin in Staunen versunken.“

Nun hat wohl Gott das Herz einfältig geschaffen; aber die Menschen suchen viele Künste. Sie thun es auch in dieser Sache. Man leugnet wohl geradezu die Zweckmäßigkeit der Welt. Wir wundern uns nicht, wenn man sich dagegen erklärt, daß die Natur, in der allerdings das Niedere dem Höheren dienen muß, nur dazu dasein soll, um einem über ihr liegenden Zwecke zu dienen, und wenn solche Zweckbetrachtung am Ende gar, wie manchmal geschieht, in eine kleinliche Tüftelei über den Nutzen der Natur für den Menschen ausläuft, statt zu erkennen, daß die Natur auch einen Selbstzweck in sich trägt. Wie schön haben diesem Gefühl die Rückert'schen Strophen Ausdruck gegeben:

Mensch, es ist der Schöpfung Pracht
Nicht für dich allein gemacht;
Einen Teil hat sich zur Lust
Die Natur hervorgebracht.

Darum singt die Nachtigall,
Wo du schlummerst in der Nacht;
Und die schönste Blume blüht,
Eh' des Tages Aug' erwacht;

Und der schönste Schmetterling
Fliegt, wo niemand sein hat acht;
Perle ruht im Meeresgrund
Und der Edelstein im Schacht.

Kind, da richtig Aug' und Ohr
Dir vom Schöpfer ist bedacht:
Gönn' der Mutter etwas auch,
Das sie zum Geschmeid' sich macht.

Aber anders verhält es sich mit der gänzlichen Leugnung der Zweckmäßigkeit innerhalb der Natur. Man beruft sich dabei etwa auf das viele Unzweckmäßige, das es offenbar gebe. Allein mag es solches geben, sei es weil wir noch nicht alles erforscht haben, oder weil die gegenwärtige Welt eben noch nicht die vollendete ist, weil namentlich die Sünde in ihr herrscht — um so mehr muß, wenn nun eben einmal doch offenbar Zweckmäßiges in der Welt gefunden wird, dieses sich uns als solches aufdrängen und kann nicht von uns in dieselbe hineingelegt sein. Und dessen ist wahrlich viel, sehr viel. Und nun sage man, wie es in die Welt hereingekommen ist. Da sind freilich viele nicht verlegen. Sie antworten uns, die Sache habe sich eben mit der Zeit von selber so gemacht. Die Räder der Weltmaschine haben sich so lange aneinander gestoßen und gerieben, bis alles in einander geklappt habe. Als ob das alles nur so von selbst sich machte. Die Räder müssen doch wohl zuvor da sein, müssen aufgestellt und in Bewegung gesetzt

werden. Nicht die einfachste Schraube entsteht von selbst. Du magst ein Stück Metall in das andere stecken und drehen so lange du willst, eine Schraube wird nie daraus, wenn nicht das eine von ihnen schon zuvor eine Spindel oder eine Schraubenmutter ist, wonach das andere Stück sich bildet. Statt dieser Gedankenlosigkeit hat Darwin wenigstens versucht, für diese vorausgesetzte rein natürliche Entstehung der zweckmäßigen Gebilde in der Natur eine Erklärung zu geben. Durch Zufall, so ungefähr lautet seine allerdings mannigfach umgewandelte Theorie, ist unter den unzähligen kleinen Abweichungen, welche Pflanzen und Tiere mit auf die Welt bringen, die eine und andere gewesen, welche denselben im Kampf um das Dasein vermöge ihrer Eigenschaften, wegen der Beschaffenheit des Klimas, wegen des Wohlgefallens, das sie bei dem andern Geschlecht findet, oder aus andern Gründen besonders förderlich ist. Bei einem späteren Abkömmling ist diese Abweichung nicht bloß geblieben, sondern hat sich vielleicht noch verstärkt, bei einem noch entfernteren wieder, bis der Familie, die sich eben dadurch auch erhielt, während minder gut ausgerüstete Exemplare untergingen, endlich ein ganz neues Organ erwachsen ist. Milliarden von Jahren waren dazu allerdings erforderlich. Aber was schadet's? Die stehen ja der Einbildungskraft in beliebiger Fülle zu Gebote. Nun mögen ja kleine Abweichungen auf diesem Wege allerdings entstanden sein. Allein wenn auf diese Weise auch nur ein Organ eines lebendigen Wesens, geschweige denn ein Mensch, oder gar die ganze, harmonisch geordnete Welt entstanden sein soll, so müßten doch die wunderbarsten Zufälle obgewaltet haben. Zudem lassen sich in Jahrtausenden bei den Organismen keine wesentlichen Abweichungen in der Gestaltung der Art nachweisen. Und überdies setzen diese Umwandlungen, auch wenn sie möglich wären, eben doch immer schon vorhandene Organismen voraus, an denen sie vorgegangen sein sollen. Wie sollen diese aber entstanden sein? Die Einbildungskraft kann freilich weit fliegen. Aber wer will glauben, daß es bei der Entstehung der Organismen so zugegangen sei? Und was an sich nicht möglich ist, das bringen die Milliarden von Jahren auch nicht zu stande. Wäre nicht ein leicht zu ahnendes Interesse hinter dieser Theorie, das allerdings viele teilen, niemand würde wohl derselben zugefallen sein. Es hilft nichts, es sind einmal Zwecke in der Welt, die wir nicht wegleugnen und auch nicht aus der Welt selbst erklären können. Wir können an dieser

Thatsache nicht vorüber; wir müssen ihr gerecht werden, müssen ihr klar ins Angesicht schauen.

Was sagt uns diese Thatsache? Sehen wir die Zwecke einmal genauer an. Hier sind Dinge auf einander bezogen und harmonisch füreinander eingerichtet, die räumlich auseinander liegen und aufeinander nicht wirken können. Tief im Mutterleibe wird das menschliche Auge gebildet, abgeschlossen vom Sonnenstrahl, und doch wird es für diesen bereitet. Von den sogenannten zweiständigen Pflanzen bringen die einen die männlichen, die anderen die weiblichen Befruchtungsorgane hervor, beide getrennt und unabhängig voneinander wirkend und doch füreinander arbeitend. Räumlich Getrenntes, das nicht aufeinander wirkt, aufeinander beziehen und füreinander bereiten, das kann nach unserer Erfahrung nur der Geist, die Vernunft. Da werden weiter viele einzelne Teile als Glieder eines Ganzen entworfen, wie beim Raubtier alles zusammengehört, die Bewegungsorgane und die Sinne, die Klauen und die Zähne, die Kiefermuskeln und die Eingeweide; sie alle zusammen bilden den Leib des Fleischfressers. Vieles einzelne zusammenfassen kann nach unserer Erfahrung wieder nur der Geist. Dort endlich wird für zukünftige Zeiten gesorgt, die so gewiß, als sie noch nicht sind, auch nicht real wirken können. Der Schmetterling legt an die Spitze der Zweige seine Eier, damit dem ausschlüpfenden Lärvchen sofort der Tisch gedeckt sei. Vorsorgend in die Zukunft zu schauen, ist wieder nur Sache des Geistes, der Vernunft. Alle diese drei Momente, die wir in den zweckmäßigen Erscheinungen finden, setzen demnach eine zweckesetzende Vernunft voraus. Aber nicht bloß die Gestaltung einer dem Stoffe nach schon vorhandenen Welt muß das Werk dieser Vernunft sein. Auch der Stoff selbst muß von ihr kommen. Denn der Zweck, das Leben wohnt dem Stoff so ganz inne, daß sie nicht nachträglich, gleichsam wie etwas Fremdes, in denselben hineingebracht sein können. Eine Kraft, welche den Stoff so vollkommen durchdringt und für sich verwendet, muß ihn auch hervorgebracht haben. Darum aber und weil die unabsehbare Welt ihr Werk ist, muß dieser Vernunft auch eine unermeßliche Macht innewohnen. Und wenn sich in dem Naturleben, namentlich in den Erscheinungen des Instinktes, deren eine wir vorhin vorgeführt haben, auch eine liebende Fürsorge offenbart, so muß der Quelle, woraus diese Erscheinungen geflossen sind, auch Liebe zukommen. Die Welt selbst

aber oder ein „Unbewußtes", wie E. von Hartmann phantasiert, kann nimmermehr der Träger dieser Vernunft und Liebe sein. In der Luft schweben kann sie auch nicht. Ihr Träger muß ein über der Welt stehendes, wenn auch ihr innig nahes Geisteswesen sein. Und das ist Gott, der persönliche Gott. Nur Persönlichkeiten sind nach unserer Erfahrung Träger der Vernunft.

Unmittelbarer aber als die Natur weist auf dieses Wesen des **Menschen Geist**. Als persönliches Leben ist er für die Offenbarung des urpersönlichen Lebens geeigneter als jene. Als Geist muß er aus jenem Geistesquell geflossen sein. Denn woher anders soll der menschliche Geist stammen, mit dem eine ganz neue Stufe des Lebens in der Welt anhebt? Soll er aus den physikalischen und chemischen Prozessen der Welt hervorgegangen sein, die nicht einmal einfaches organisches Leben erzeugen können. Oder soll, wie Strauß sich hilft, „im Menschen die Natur über sich hinauswollen" und so den Geist hervorbringen? Allein muß derjenige, der wollen soll, nicht zuvor schon Geist sein? So wird der Geist eben nur wieder vorausgesetzt, nicht erklärt. Der menschliche Geist muß also seinen Ursprung haben in einem über die Natur hinausliegenden Geistesquell. Und auf diesen weist er auch selbst hin, wenn wir in Beziehung auf ihn die bekannte Frage stellen: Weß ist das Bild und die Überschrift? Es macht sich in dem Menschen ein unwillkürliches Gottesbewußtsein geltend, ein unmittelbares Innesein desselben im Gemüt, ein stiller Zug zu dem Gott, in dem er lebt und webt, welcher nur auf die göttliche Nähe und Berührung zurückgeführt werden kann[1]). Man wird darum auch kaum ein Volk finden, in dem alles Gottesbewußtsein ausgelöscht wäre. Seine Spuren zeigt uns auch das Gewissen, nach dem Ausdruck des schärfsten Denkers der neueren Zeit, Kants, eine Thatsache, die uns nicht minder mit Bewunderung erfüllen müsse als der gestirnte Himmel über uns. In demselben vernehmen wir einen Urteilsspruch über unser Wesen und einen Antrieb für unser Thun, die mit einem weit über uns selbst stehenden Ansehen reden. Es stellt sich ungebeten ein und läßt uns nur übrig, seinem Wahrheitszeugnis die Ehre zu geben, seiner unbedingten Forderung zu folgen, es sei denn wir machen uns eines Majestätsverbrechens gegen die oberste sittliche Wahrheits- und Gesetzesmacht schuldig.

---

[1]) Vgl. Apost. G. 17, 27.

Und eine unpersönliche Macht, ein bloßes Gesetz, die sittliche Weltordnung, oder wie wir es nennen mögen, kann diese Majestät nicht sein. So persönlich, wie es im Gewissen geschieht, kann den persönlichen Menschen nur ein persönliches Wesen ansprechen und verantwortlich machen. Ein unentweichbarer Eindruck sagt es uns auch, es sei ein allwissendes Wesen, dessen aufgeschlagenes, blitzendes Auge uns berühre, wenn uns das Gewissen mit seinem Zeugnis durchzuckt. Und wer das menschliche Herz kennt, wird sagen müssen, nur in dem unumstößlichen Wahrheitszeugnis einer solchen über dem Menschen stehenden Person liegt bei dem flüchtigen Wesen des menschlichen Geistes, der sonst mit jeder Wahrheit spielt, die Erklärung, warum er mit dieser nicht spielen darf. Jene über ihm stehende Wahrheitsmacht muß die starke Hand sein, die ihn bei dem Gewissensurteil fixiert und auf demselben gleichsam festnagelt, so daß er von ihm nicht loskommen kann. Weiter eine heilige, gebietende Autorität, die unserer und der ganzen Welt mächtig sei, sei es, welche in seinen Forderungen sich geltend mache, das sagt uns wieder die unmittelbare Gewissensaussage. Und daß die Gewissenspflicht den natürlichen Neigungen gegenüber mit solch unbedingter Gewalt sich geltend macht, kann bei dem natürlichen Zug des Menschen, jenen Neigungen zu folgen, wieder nur aus einer solchen über dem Menschen stehenden Person erklärt werden. Es ragt in der Unverbrüchlichkeit und Unantastbarkeit, welche der Gewissensforderung innewohnt, eben die unantastbare Majestät oder die Heiligkeit dieses persönlichen Wesens in uns hinein. Und ist sein Wille ein unverbrüchlicher, der um jeden Preis einmal ausgeführt werden muß, ist andererseits die ganze Welt von dieser Macht getragen, so muß dieser Wille, mit andern Worten das Gute, auch einmal in der Welt verwirklicht und zur herrschenden Ordnung in der Welt gemacht werden. So liegt in dem Gewissen neben der Bezeugung des Willens Gottes auch die Hinweisung auf die Gerechtigkeit Gottes und auf eine Zeit, wo dieselbe jene Ordnung in der Welt herstellt, auf den Tag des Gerichtes, wie es derselbe Apostel Paulus [1]) andeutet, der auch der Offenbarung Gottes in der Schöpfung einen so klaren Ausdruck gegeben hat. Aber wie sehr hat sich damit die Idee Gottes bereichert gegenüber den Spuren seiner Kundgebung in der Schöpfung. Zu den Eigenschaften einer höchsten Vernunft, einer allumfassenden Macht und einer fürsorgenden Liebe gesellt sich hienach auch noch die göttliche Heiligkeit und Gerechtigkeit.

[1]) Röm. 2. 14–16.

Wir halten die Beweiskraft dieser Spuren Gottes in der Natur und in dem menschlichen Geiste für keine geringe, wie sich thatsächlich bei dem Menschen von einfachem, unverdorbenem Denken zeigt, und bekennen, daß uns in Zeiten der Zweifel diese Thatsachen, gerade je weiter draußen sie liegen, Instanzen von bedeutendem Eindruck gewesen sind. Und wenn wir in der Theologie, die hierin, wie in so manchem andern, etwas übergeistlich und überklug geworden, wenigstens gar wenig mehr einfältig ist, vielmehr an der Krankheit der Gedankenblässe leidet, damit vielleicht auch etwa einsam stehen sollten, so genügt uns darin die eine Autorität des Apostels Paulus, dessen Aussprüche wir schon vernommen haben.

Natur und Geist sind die Stätte, auf welcher sich die **Geschichte** der Menschheit bewegt. Auch in ihr thut sich, wie derselbe Apostel Paulus bezeugt[1]), für jeden, der sehen will, das Walten eines persönlichen Gottes in handgreiflicher Weise kund. In flammenden Zügen leuchtet, in Gnade und Gericht, sein Leiten aus der Weltgeschichte hervor. Wohl verbirgt sich auch dieses Walten in dem Gewebe des menschlichen Treibens und scheinbarer Zufälle. Aber es giebt doch Punkte, wo es auch dem entgegenstrahlt, welcher nicht gewohnt ist, Gottes Wirken in der Weltgeschichte zu sehen. Wie mancher hat nur im Jahre 1870 wieder an einen lebendigen Gott glauben gelernt und gerufen: Das ist Gottes Finger! In solchen Zeiten treten dann außerordentliche Geister auf, die Kraft außerordentlicher Begabung und hinreißender Begeisterung ihre Nation oder die ganze gesittete Welt um eine Stufe weiter führen. Solche Männer können nicht ohne weiteres aus ihrer Zeit erklärt werden. „Der Genius ist doch unendlich viel mehr als ein Produkt seiner Epoche" sagt treffend v. Treitschke; „die Zeit erzeugt ihn wohl, aber sie schafft ihn nicht." Sie sind, müssen wir sagen, von einer höheren Hand ausgestattet und in ihre Zeit hineingestellt. In das große Gewebe der Weltgeschichte ist wie ein Faden der Lebensgang des Einzelnen hineingeschlungen. Auch dieser zeigt Spuren des göttlichen Eingreifens genug. Und dasselbe ist für uns um so eindrucksvoller, weil es uns am nächsten berührt und darum auch uns am verständlichsten ist. Wohl verbirgt sich der Stern der göttlichen Führung auch hier hinter dunklen Wolken, hinter schweren Geschicken und mancherlei Unbilden der Menschen.

[1]) Apost. G. 17, 26.

Aber seiner Zeit tritt er auch wieder um so leuchtender und herzerfreuender hervor. Freilich die schlagendsten, völlig überführenden und uns am innigsten erfassenden Beweistümer für einen persönlichen Gott haben wir damit noch nicht aufgeführt.

Diese liegen in dem durch die Geschichte dahinflutenden Strom geflissentlicher **besonderer Offenbarungen** in Erscheinungen, Worten und Thaten Gottes, zumal in dem Christentum, in der Offenbarung Gottes in seinem Sohne Jesu Christo und in der inneren Erfahrung dieser Offenbarung im Geiste Gottes. Hier thut sich uns Gott kund nicht nur in den Spuren seines Wirkens, sondern im Vollbild, in dem persönlichen Ebenbild seines Wesens und in menschlicher Gestalt. Hier wird uns auch der persönliche Unterschied in Gott und der Reichtum seines inneren Lebens kund. Insbesondere tritt uns da auch, gleichsam als die bewegende Seele desselben, die Liebe Gottes in einem Erweis entgegen, an welchen alles Schmecken und Sehen der Freundlichkeit Gottes in den Gütern der Schöpfung oder in der geschichtlichen Lebensführung nicht hinanreicht. Und wenn diese Liebe in den vorbereitenden Gnadenführungen uns enger und enger umkreist, um uns zu gewinnen, wenn sie in dem Wort der Berufung als direkter Strahl von Person zu Person, in dem „Du" an uns sich wendet, in dem aller Ernst und alle Liebe Gottes an uns sich richtet, und der zündende Funke von Person zu Person überschlägt, wenn der Geist Gottes, gleichsam das zusammengefaßte persönliche Leben Gottes selbst, in uns Wohnung macht, der uns bezeugt, daß wir Gottes Kinder seien, — dann weiß man es mit allen Fasern seines neugeborenen Wesens: „Es giebt einen persönlichen Gott." Man weiß es nicht nur durch eine lange, angreifbare Kette von Schlüssen, man weiß es so unmittelbar, als man weiß, daß man lebt. Es ist ein einfacher Eindruck, ein einziges Kraftgefühl, ein einziges Licht, ein Strahl; und doch ist es die unendliche Weite und Breite der Gottesfülle, welcher wir dabei inne werden.

3. Was liegt in dem Glauben an einen persönlichen Gott?

Es giebt also einen persönlichen Gott — antworten wir mit gutem Recht auf unsere Frage. Was heißt aber dies? **Was haben wir uns unter dem persönlichen Gott zu denken?** Da können wir nun freilich nicht anders verfahren, als so, daß wir, wie auch

die hl. Schrift thut, von dem Abbild zum Urbild, von dem menschlichen zu dem göttlichen Wesen aufzusteigen versuchen (vgl. Ps. 94, 9).

Was den Menschen zu einem persönlichen Wesen macht, ist vor allem sein Wissen, das Bewußtsein, das Erkennen. In dem Wissen bildet er die Dinge, wie sie sind, nach ihrer Erscheinung oder nach ihrem inneren Wesen in einem geistigen Bilde ab, das sich in den empfindlichen Brennpunkt seines Ich hineinphotographiert und dort mit dem hellen Licht desselben beleuchtet wird. In einem solchen Bild wird er einmal seiner selbst inne und durchleuchtet sein geistiges Selbst samt allem, was in demselben ist, samt dem reichen Leben, das in demselben pulsiert. Das ist sein Selbstbewußtsein. Niemand weiß, was in dem Menschen ist, außer der Geist des Menschen, sagt die hl. Schrift[1]). Mit demselben Licht aber durchleuchtet er auch die Welt um ihn her. Alles zu erkennen, selber aber von niemand unter ihm erkannt zu sein, das ist der im Christentum zur Vollendung kommende Adel des menschlichen Geistes[2]). Die Helle dieses Selbstbewußtseins und dieser Erkenntnis der Welt um ihn her unterscheidet den Menschen von den unter ihm stehenden lebenden Wesen, deren Bewußtsein nur ein träumendes ist. Wiederum aber verhält sich des Menschen Bewußtsein, dem die Welt und das eigene Selbst nicht vollkommen durchsichtig ist, zu dem göttlichen wie die Dämmerung zu dem hellen Mittagslicht der Sonne. Bei Gott ist das eindringendste und umfassendste Wissen seiner selbst und dessen, was außer ihm ist. Der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit[3]). Das ist die göttliche Allwissenheit. Und diese ist praktisch für uns Menschenkinder von der hervorragendsten Wichtigkeit. Wehe uns, wenn wir einem blinden Naturwalten, einem finsteren Verhängnis, einem dummen „Unbewußten" anheimgegeben wären, was die neue Weisheit unserer Zeit als tiefen Fund ausposaunt. Wo ein helles, klares, volles Wissen ist, da und nur da können wir Vertrauen haben; von daher lassen wir uns gerne regieren. Und dies ist in vollendetem Maß der Fall gegenüber dem persönlichen Gott. Darum, weil ein allwissender Gott über mir waltet, kann ich die Gewißheit haben, daß alles an mir und in mir, alles was mich trifft und mich bewegt, ihm bekannt sei, und daß er auch alles in der Welt nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durchschaue. Beides aber

---

[1]) 1 Kor. 2, 11. [2]) Ebend. 2, 15. [3]) Ebend. 2, 10. 11.

ist die Voraussetzung für den lebendigen Glauben an eine wirkliche göttliche Weltregierung.

Gleichwie nun aber der Mensch nicht bewußtlos von dem Strom des Lebens dahingeführt wird, sondern durch sein Bewußtsein aus demselben emportaucht und, wie der Brennspiegel, alles in den hellen Brennpunkt seines Selbstbewußtseins sammelt und mit dessen Licht durchleuchtet, so nimmt er auch in seinem Willen einen Standort über demselben ein, von wo er sein eigenes Leben und die Dinge um ihn her nach dem in ihm liegenden, von ihm erzeugten geistigen Bilde, nach seinem Zwecke, setzt und gestaltet Und für diesen Willen steht dem Menschen seine Kraft, die in seiner geistigen und leiblichen Natur liegt, zur Verfügung und wird von ihm in Bewegung gesetzt, während er selber innerhalb gewisser Schranken frei sich bestimmt. Der Mensch ist nur das wahrhaft, wozu er sich frei bestimmt. Bei Gott ist nun wiederum die Kraft des Willens eine vollendete, sowohl was den Reichtum der ihm zur Verfügung stehenden Macht und Kräfte, um nicht von einer Natur in Gott zu reden, als was die Freiheit seiner Selbstbestimmung betrifft. Wie aber das göttliche Wissen auf sich und auf anderes gerichtet ist, so auch der göttliche Wille. Daß Gottes Wille auf sich selbst als das Gute gerichtet ist, sich will, sich setzt und bewahrt, wie er sich auch mit innigem Verlangen umfaßt und in seiner Seligkeit sich als das ewig Gute genießt, dies ist seine Heiligkeit. In ihr genügt er sich selbst. Aber in dem seligen Genuß seines Lebens will er dieses Gut auch anderen Wesen mitteilen, die er darum in's Leben ruft, trägt und vollendet. Das ist seine Liebe. Beide Strahlen des göttlichen Willens aber, seine Heiligkeit und Liebe, sind eins. Indem Gott aus Liebe Wesen außer ihm das Leben zuteilt, sie schafft und selig haben will, will er auch, daß sie, gleich ihm, am Guten festhalten und ihm ähnlich sein sollen. Sowohl Gottes Heiligkeit, als auch dieser freie, heilige Liebeswille Gottes ist ein unveräußerliches Lebensinteresse der Religion. Die Ehrfurcht vor der Heiligkeit Gottes ist eine Grundsäule wahrer Frömmigkeit. Der Wille Gottes, in den sich das ganze Gewicht seiner Person und seiner Majestät legt, ist unantastbar und unverbrüchlich. Gott hält darüber, daß sein Name geheiligt und jede Übertretung seines Willens in die Schranken gewiesen werde. Darum ist es um die Sünde ein Ernst, und man darf mit ihr nicht spielen. Aber nicht minder ist die Liebe Gottes eine Grundsäule

der Religion. Sie ist die Seele derselben, die den Menschen belebt und aufrichtet, wie sie auch die göttliche Person dem Menschen erst nahbar macht und aufschließt. Aber auch an Gottes freiem Walten ist die Religion nahe interessiert. Wie sehr wir auch festhalten müssen, daß die Heiligkeit Gottes eine Norm ist, von der er nicht lassen kann, und daß seine Liebe für Gott ein innerer Drang ist; doch bestimmt sich Gott in seinem Willen und Walten selbst, mit völliger Freiheit. Daran scheidet sich Christentum und Heidentum. Die Weltschöpfung ist für Gott kein Muß, sondern die freie That seiner Liebe. Und so ist auch sein Walten in der Welt keine starre Notwendigkeit. Es ist bei allem Gesetzmäßigen, das es hat, ein freies, persönliches Regiment. Es ist nicht so, wie der sogenannte Deismus wähnt, als ob die Welt, diese kunstvoll eingerichtete Maschine, von selbst sich regulierte und im Gang erhielte, oder als ob der Mensch, weil er ein selbständiges, nach eingeborenen Gesetzen handelndes Wesen ist, des Eingreifens Gottes entraten könnte. Ein unendlicher Geist voll Leben und Bewegung, wie der persönliche Gott es ist, kann, nachdem er einmal die Natur und die Menschheit geschaffen, ihnen gegenüber sicher nicht regungslos sich verhalten. Und ein Gott von jener unergründlichen Liebe vollends, die die Welt erschaffen, kann nicht von dem Tage an, da er sie fertig gestellt, von ihr sich zurückziehen; er kann zumal den Verkehr mit dem Menschen nicht sofort abbrechen, nachdem er ihn in's Leben gerufen. Ein solcher Gott, der die Welt ihren unwandelbaren Gesetzen überließe, ohne sich um sie zu bekümmern, entspricht allerdings am besten jener Gesinnungsweise, die nur die Rücksicht kennt, von einem Gott nicht belästigt zu sein, für die Gott im Grund ein Luxus ist, und die sich auch nichts daraus macht, sich seiner am Ende zu entledigen und „den überflüssigen Maschinenmeister hinauszuwerfen" (Strauß). Der wahre Gott ist ein anderer, und die göttliche Weltregierung ist auch eine andere. Ihr starker Arm ist die Allmacht, die auch wunderbar eingreifen kann; ihre waltende Hand ist die Ordnung schaffende und erhaltende Gerechtigkeit; ihr Auge die tief blickende Weisheit, ihr Herz die heilige Liebe. Diese Weltregierung ist der Ort, in dem auch die einzelne menschliche Person, selbst die geringste, Raum hat und ihren Wert besitzt. Wohl spricht nun die religiöse Kaltherzigkeit, Gott hätte viel zu thun, wenn er sich um alles einzelne in der Welt kümmern müßte; wie man auch in einer so großen Haushaltung jedem ein-

zelnen Umstand seine Aufmerksamkeit zuwenden könne? Wer so redet, kennt nicht den Reichtum des göttlichen Geistes. Und noch weniger ahnt er etwas von der göttlichen Liebe, die um eines Menschen willen Himmel und Erde in Bewegung setzen kann. Bei dem Fest einer Rettungsanstalt hielt einst ein angesehener Mann eine Ansprache, in der er äußerte, wenn auch in diesem Hause nur ein Kind gerettet würde, es wäre dies allein schon aller aufgewendeten Mühe und Kosten wert. Das sei doch ein wenig viel gesagt, meinte nachher in spöttischer Bemerkung ein Bekannter. „Nicht," entgegnete der Redner, „wenn es mein Kind wäre".

Dies führt uns auf einen dritten Zug, der zu der Persönlichkeit Gottes gehört. Der menschlichen Persönlichkeit kommt auch Selbstinnesein, Gefühl zu. In jenem Punkt des Selbst, in welchen das Selbstbewußtsein das eigene Leben und die Dinge um uns her rückt, mit seinem Licht sie durchleuchtend, und von dem aus der Wille dieselben setzt und gestaltet, wird der Mensch auch dessen inne, wie beide ihn berühren, ob sie ihn fördern oder nicht, und welchen Wert sie demgemäß für ihn haben. Erst im Gefühl ist der Mensch ganz in sich; da zieht er die Dinge in die Wärme seines eigenen Lebens hinein, dasselbe dadurch entzündend und steigernd. Völlig hat sich im Gefühl nun freilich der Mensch nicht, wenigstens nicht der unvollendete und sündliche; seine Lebenslinie kehrt gleichsam nicht völlig in sich zurück, sondern ist noch in der Welt verloren. Völlig hat sich im Gefühl nur Gott, der allein Selige (1. Tim. 6, 15). Und wie er seines eigenen Lebens inne ist, so ist in ihm auch das empfindlichste Sensorium, das zarteste Gefühl für das Leben und Ergehen der Kreatur und für ihr Verhalten gegen ihn. Wem nun freilich Gott ganz in dem unbeweglichen Sein, in den starrem Gesetz und Einerlei aufgeht, wie dem Deismus, dem mag eine solche Vorstellung von Gott als Entwürdigung erscheinen. Und vollends ungereimt mag es ihm vorkommen, daß Gott von etwas Geschaffenem so oder anders berührt werden soll, der von nichts beeinflußt werden könne, vielmehr selber alles bestimme und trage. In Wahrheit erleidet nun allerdings Gott keine Einwirkung von außen; er versetzt sich vielmehr selber von sich aus in die Stimmungen, die sein Herz bewegen. Aber wie kann sein Verhältnis zu der Kreatur lebensvoll gedacht werden, wie kann sein Herz von Liebestrieben und heiligem Eifer bewegt sein, wenn er bei Freud und Leid derselben unbeweglich bliebe; wenn er sich gegen den

Dank und Undank, gegen den Gehorsam und Ungehorsam derselben gleichgültig verhielte, und nicht vielmehr solches sein Mitgefühl und Erbarmen, sein Wohlgefallen oder seinen Zorn erregte. Nein, ein solcher Gott ist nicht der Gott der Schrift, der da spricht[1]): „Ist nicht Ephraim mein teurer Sohn und mein trautes Kind? Denn ich denke noch wohl daran, was ich ihm geredet habe. Darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich sein erbarmen muß, spricht der Herr!" Und an diesem Gott sind wir wieder hoch interessiert. Einen solchen bedürfen wir. Ein solcher allein gewinnt dem Sünder das Herz ab.

Und kann nun ein solcher persönlicher Gott vermöge seiner persönlichen Weltregierung auch persönlich und wunderbar mit dem Menschen in Verkehr treten, so fordert eben die Sünde des Menschen dieses Eingreifen. Nur durch ein solches kann ihm geholfen werden. So ist der persönliche Gott des Menschen höchstes Lebensinteresse. Sinkt ihm der persönliche Gott ins Unpersönliche herab, so sinkt auch der Wert des Menschen. Seine Persönlichkeit taucht unter in dem Weltprozeß und verschwindet schließlich mit dem Untergang des Leibes. Ein persönlicher Gott und ein persönlicher, lebendiger Verkehr Gottes mit dem Menschen ist auch allein der Halt für die persönliche Frömmigkeit, enthält aber auch alle Aufforderung dazu.

Und diese **persönliche Frömmigkeit ist es, was für uns aus dem persönlichen Gott als Folgerung sich ergiebt.** Man hat den Eindruck, die Religiosität, selbst das Christentum so mancher sei eine gar unpersönliche Sache, etwas was ihnen nur von außen angethan, von ihnen am Ende nur äußerlich anempfunden ist. Das harmoniert nicht mit dem Glauben an einen persönlichen Gott, zumal an den Vater Jesu Christi, der uns in ihm sich selbst geoffenbart und gegeben hat. Unvermerkt wird uns bei einem solchen religiösen Zustand Gott selbst zu etwas Unpersönlichem. Ist aber Gott der Persönliche und legt er seine ganze Person in seinen Verkehr mit uns, so ziemt es sich für uns, daß auch wir in einem persönlichen Verhältnis zu Gott stehen, daß unsere ganze Person an ihn sich hingebe und mit ihm sich fülle.

Das Wissen, das Licht des Bewußtseins in uns, soll die Offenbarung Gottes in vollem Glauben, in eindringender Erkenntnis in sich aufnehmen. Manche scheuen in Dingen des Glaubens ein klares Wissen, ein sicheres Erkennen, als könnte es ihnen nur die

[1]) Jer. 31, 20.

Glaubensgewißheit stören. Das ist sehr verkehrt. Dies ist nur so lange der Fall, als sich der Glaube nicht auf ein solides, thatsächliches Wissen und Erkennen stellt. Ein solcher Glaube sieht seine Herrlichkeit vor jedem scharfen Windzug verwehen wie die sogenannten Lichter des Löwenzahns. Er kommt sich vor wie eine verstohlene, illegitime Existenz, die sich beim Licht des hellen Tages nicht sehen lassen dürfe. Wie aber der Glaube auf einem sicheren objektiven Erkennen der göttlich gegebenen Wahrheit ruhen muß, so muß er auch im Selbstbewußtsein Fuß fassen, auf dem Grund der inneren Bezeugung der Wahrheit im Herzen, und zu klarer Gewißheit der Gotteskindschaft sich gestalten. Es ist doch ein armer Glaube, wenn man sich nicht auch der Gnade rühmen kann[1]. Das allein macht das Herz fest und den Schritt gewiß.

Und der Wille darf sich ebenso wenig dieser Hingabe an Gott entziehen. Erst dann gehören wir Gott persönlich an, wenn wir ihm mit dem Willen angehören, und zwar mit freiem Willen. „Der größte Gedanke,“ sagte der große amerikanische Staatsmann Daniel Webster, „das ist der Gedanke meiner persönlichen Verantwortlichkeit vor Gott. Der wiegt zentnerschwer, so oft ich an ihn denke.“ Man soll von Gottes Wort nicht bloß angeleuchtet sein, sondern im Innersten erfaßt werden. Man soll nicht bei der Erweckung stehen bleiben, man muß auch bekehrt und wiedergeboren werden. Man darf sich auch mit diesem nicht begnügen; man soll auch gegenüber noch unüberwundenen Sünden und angesichts neuer Aufgaben der Heiligung nachjagen. Auf allen diesen Stufen muß der Wille einsetzen: nur so bleibt man geistlich gesund. Sonst sinkt der Mensch eben in jenes unpersönliche Christentum hinein und ist in der Gefahr, ganz darum zu kommen.

Und hat der persönliche Gott auch ein Herz, ein Gefühl für uns, so muß auch der Mensch ein Herz für seinen Gott und den Nächsten haben, und das Gefühl darf nicht zurückbleiben, obwohl wir freilich darüber nicht verfügen können, wie wir wollen. Auch in das Gefäß dieses Seelenvermögens soll der göttliche Inhalt gegossen werden. Eine Buße, die uns nicht im tiefsten Herzen bewegt, ein Glaube, der uns nicht im Innersten erhebt, ein geistliches Leben, das nicht eine gesunde, freudige Atmosphäre um sich verbreitet: sie mögen vielleicht nicht unreell sein, aber sie sind noch nicht das Wahre, Volle. Wahrlich, ein Geschlecht, in dem der unheimliche

[1] Röm. 5, 2.

Geist des Pessimismus umgeht, welches täglich lebensmüde, unglückliche Existenzen in den selbsterwählten Tod der Verzweiflung sendet, sollte auch ein in seinem Herrn fröhliches Christenvolk sehen, dem es anzuspüren ist, was es in seinem Glauben und von seinem Glauben hat. Und für dessen eigenes Leben würde darin ohne Zweifel eine große Kraft liegen. Die Freude am Herrn würde seine Stärke sein.

Persönliches wird aber nur durch Persönliches erzeugt. Ein **persönliches Christentum** in dem genannten Sinn wird nur **geboren** aus dem persönlichen Verkehr, den Gott mit uns hat in Christo und seinem Geist, in seinem Wort und Sakrament, zumal wenn dieser Geist in den innersten Punkt unseres Personlebens hineinstrahlt mit dem Zeugnis, daß wir Gottes Kinder sind, und wenn wir aus diesem Innersten heraus im Gebet mit dem persönlichen Gott verkehren. Dazu kann es aber nicht kommen ohne eine Einsetzung und Hingabe der ganzen Person an diesen persönlichen Gott. Und eben zu dieser Entscheidung drängt die Gewißheit, daß unser Gott ein persönlicher Gott ist, da ein persönlicher Gott durch weniger nicht als durch die Hingabe der Person, da ein Gott, der uns gehören will, nur dadurch, daß auch wir ihm gehören wollen, geziemend geehrt wird. Wenn man mit dieser Gewißheit der Existenz eines persönlichen Gottes und deren Consequenzen Ernst macht, liegt darin ein Drängen zur Entschiedenheit, das durch alles Schwanken schneidig hindurchfährt, eine Logik, die unerbittlich durch jede Unklarheit hindurchblitzt. Elias hat sie aufgeboten in seinem gewaltigen Wort: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach; ist's aber Baal, so wandelt ihm nach“ [1]). Und ebenso Maleachi in seiner Frage voll folgerichtiger Evidenz: „Bin ich nun Vater, wo ist meine Ehre? Bin ich Herr, wo fürchtet man mich?“ [2]) Und wo diese Worte ihr Werk thun, wo es zu jener persönlichen Hingabe an Gott kommt, da steigt mit einer sieghaften Gewißheit, in der sich die Stärke des Glaubens an einen persönlichen Gott mit dem eigensten beseligten Selbstbewußtsein in einem untrennbaren Gefühl vermählen, der freudige Triumphruf zu Gott empor: „Der Herr ist meine Macht, mein Psalm, mein Heil“ (Psalm 118, 14).

[1]) 1 Kön. 18, 21. [2]) Mal. 1, 6.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XIII. Heft 7/8.

Deutsches Zeitungswesen
der Gegenwart.

Von

Franz Walther.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1888.

1. Umfang und Wachstum der periodischen Presse.

Seit die periodische Presse zu einer anerkannten, allen Richtungen und Parteien unentbehrlichen Macht geworden ist, wird über Wesen und Bedeutung derselben kaum mehr verhandelt. Das Daseinsrecht dieser Form des Schrifttums steht ein- für allemal fest, es läßt Erörterungen über Licht- und Schattenseiten derselben überflüssig erscheinen und gehört zu den Dingen, über welche Freunde und Gegner der modernen Entwickelung sich nachgerade beruhigt haben. Begreiflicherweise sehen die Glücklichen, die allen Fortschritt auf Zunahme und Verbreitung intellektueller Bildung zurückführen und den freien Wettbewerb für das sicherste Heilmittel aller Schäden der Zeit halten, in dem unaufhaltsamen Wachstum der periodischen Presse eine schlechthin erfreuliche Errungenschaft. Ihrer Meinung nach ist es in der Ordnung, daß eine vornehmlich mit sich selbst beschäftigte Zeit der Tagespresse die erste Stelle des Schrifttums einräumt, daß alle Klassen der Gesellschaft der Kunde über Vorgänge und Gedanken des Tages ebenso dringend zu bedürfen glauben wie des täglichen Brotes und daß das Zeitungenlesen mehr und mehr an die Stelle der Beschäftigung mit anderer Litteratur tritt. Im Laufe der Zeit haben sich schließlich auch die Bedenklichsten darein gefunden, daß diese hastig bereitete und hastig verschlungene Speise zum geistigen Hauptnahrungsmittel der Menschheit wird. Daß das Zeitungswesen viele an sein Emporkommen geknüpfte Hoffnungen getäuscht und Übelstände von ungeahntem Umfang emporgefördert hat, vermögen die ernsthafteren Beurteiler selbstverständlich nicht zu bestreiten. Ihrer Meinung nach ist das aber nur für diejenigen eine Überraschung gewesen, die den Dingen nicht gehörig auf den Grund zu sehen vermocht haben und die das

Wesen der gesamten modernen Entwickelung von Hause aus falsch beurteilten. Tiefer blickende Geister haben in der That schon vor Menschenaltern die zweischneidige Natur der Hauptwaffe zeitgenössischen Fortschrittes erkannt. Länger als ein Jahrhundert ist es her, daß Justus Möser die Deutschen davor warnte, Lesen und Schreiben zu ihrer vornehmsten Beschäftigung zu machen, und daß er die Schreibelust eine mit den Jahren zunehmende Krankheit nannte. Mit direkter Beziehung auf das, was er selbst gesehen und gehört, führte um die Wende des Jahrhunderts Goethe „das Allerschlimmste" auf das „Lesen der Journale" zurück. Daß es ein Übelstand sei, „wenn neun Zehnteile aller überhaupt Lesenden nichts als Zeitungen lesen, ihre Rechtschreibung, Grammatik und Stil nach diesen bilden', und daß sie, soweit sie junge Leute der ungelehrten Stände sind, die Zeitung, weil sie gedruckt ist, als Autorität ansehen", hat Schopenhauer vor nunmehr sechsunddreißig Jahren tadelnd hervorgehoben. Wenig später, im Jahre 1854, trat einer der hervorragendsten Publizisten damaliger Zeit, Lothar Bucher, mit dem Bekenntnis hervor, „daß die Tagespresse und die von derselben genährte Gewöhnung, jeden Tag geistige Speise aus derselben Schüssel und in derselben Quantität zu genießen, das Gedächtnis wüst und das Urteil stumpf mache," und daß der angeblichen Lehrhaftigkeit der Zeitungen die einfache Erwägung entgegenstehe, „daß ein Ding, welches wir genau kennen, und ein Bild, das uns gegenwärtig bleibt, mehr wert ist als Zehnerlei, worüber wir ungewiß sind, und als zehn Bilder mit verschwimmenden Umrissen". In dem nämlichen oder in verwandtem Sinne haben sich Veuillot, Carlyle u. a. geäußert und dem Vordringen der Tagespresse Rückgang der allgemeinen Bildung, Vorherrschaft schlechten Geschmacks und Zunahme jener Superklugheit zur Last gelegt, welche „alles weiß, ohne irgend etwas gelernt zu haben".

Als diese Meinungen geäußert wurden, stak das deutsche Zeitungswesen noch in den Kinderschuhen, gab es weder ein allgemeines Wahlrecht, noch eine das gesamte Vaterland umfassende politische Organisation und hatten Zahl, Inhalt und Verbreitung der in deutschen Landen periodisch erscheinenden Schriften kaum den dritten Teil ihres heutigen Umfanges erreicht. Nach dem Verrinnen der wilden Hochwasser des Jahres 1848 zählte man in deutschen Landen etwa 1550 Zeitungen und Intelligenzblätter neben beiläufig

400 Journalen und fand man diese Zahlen bereits erschreckend groß. Um die Mitte der fünfziger Jahre war die Zahl der ersteren auf 1600, diejenige der letzteren auf rund 850 angewachsen. Zehn Jahre später (1867) machte die Preisliste des Berliner Zeitungs-Postamtes mehr als 3600 in Deutschland, Österreich-Ungarn und den Ostseeprovinzen Rußlands erscheinende Zeitblätter namhaft, von denen 165 auf Berlin, 291 auf das Königreich Sachsen und darunter 127 auf die einzige Stadt Leipzig kamen. Dabei sollte es indessen nicht bleiben. Bereits im Jahre 1871 zählte dieselbe Preisliste 3862 in deutscher Sprache erscheinende Zeitungen und Zeitschriften, in welche Zahl die außerhalb des Deutschen Reiches gedruckten Blätter mit einbegriffen waren; 1879 war die Zahl der Berliner Blätter auf 350, diejenige der innerhalb der Reichsgrenzen veröffentlichten Journale auf 4256 angewachsen; 1886 wurden von der Preisliste 6147 deutsche Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes, 1887 nicht weniger als 6416 besonders gangbare Blätter gezählt, ohne daß diese Ziffern auf Vollständigkeit hätten Anspruch erheben können und ohne daß sich ein Ende derselben hätte absehen lassen[1]). Wenn die Summe der jährlich aus der Reichshauptstadt versendeten Zeitungs*nummern* bereits vor zwölf Jahren nach Millionen berechnet werden mußte, so giebt das einen Maßstab für Gegenwart und Zukunft des Zeitungswesens ab, der auch den Nüchternsten schwindeln machen könnte[2]).

---

[1]) Die Gesamtzahl der am 1. Januar 1887 durch die Post zu beziehenden Zeitungen und Zeitschriften betrug 9572; davon erschienen in deutscher Sprache 6416, in fremden Sprachen 3156, und zwar in armenischer Sprache 1, in bulgarischer 1, in kroatischer 2, in czechischer 18, in dänischer 178, in englischer 952, in finnischer 5, in französischer 1132, in griechischer 11, in hebräischer 3, in holländischer 161, in italienischer 175, in lateinischer 1, in litthauischer 7, in norwegischer 72, in persischer 2, in polnischer 97, in portugiesischer 10, in romanischer 2, in rumänischer 31, in russischer 53, in ruthenischer 4, in schwedischer 137, in serbischer 3, in slowakischer 1, in slovenischer 4, in spanischer 48, in türkischer 2, in ungarischer 27, in vlämischer 10 und in wendischer Sprache 6 Zeitungen.

[2]) Die Zahl der in *Berlin* periodisch erscheinenden litterarischen Erzeugnisse betrug im Januar 1887 497. Es befindet sich darunter allerdings eine ganze Zahl von solchen, die im Verborgenen blühen, ferner eine Reihe von hektographierten oder sonst vervielfältigten Zeitungskorrespondenzen, die eigentlich auf den Namen Zeitschrift keinen Anspruch erheben können. Von den Zeitungen haben 49 einen amtlichen Charakter, 75 sind politischen Inhalts, 60 dienen der

Mit der Vermehrung der Zahl deutscher Zeitblätter haben Zunahme der Verbreitung und des Umfanges der einzelnen Organe Schritt gehalten. Eine Statistik des Absatzkreises der einzelnen Blätter ist bisher nicht aufgenommen worden, von der Mehrzahl größerer Zeitungen und Zeitschriften steht indessen fest, daß sie sich trotz der maßlosen Zunahme des Mitbewerbs behauptet, bezw. daß sie an Lesern gewonnen haben. Wäre dem anders, so erschiene unerklärlich, wie es zugegangen, daß der durchschnittliche Umfang deutscher Zeitungen trotz unaufhaltsamer Vermehrung der mit dem Betriebe verbundenen Unkosten gerade im Laufe der letzten Jahrzehnte erheblich zugenommen hat. Der Monatsumfang größerer moderner Zeitungen ist auf die durchschnittliche Stärke der Jahres- oder Halbjahrsumfänge deutscher Zeitblätter der dreißiger und vierziger oder fünfziger Jahre angeschwollen. Wer jemals Bibliotheken älterer deutscher Zeitungen zu durchmustern Gelegenheit gehabt hat, gewinnt regelmäßig den Eindruck, daß es sich hier um ein Wachstum handelt, für welches allein die Pflanzenvermehrung südlicher Länder Vergleichungsobjekte herzugeben vermag. Eines, aber keineswegs das einzige Merkmal dieses Wachstums bildet die Vermehrung der Zahl täglicher Ausgaben. Während es noch vor zwanzig und dreißig Jahren eine Anzahl geachteter Zeitblätter gab, die sich nach Art der Zeitungen des vorigen Jahrhunderts mit zwei bis drei wöchentlichen Ausgaben begnügten, versteht sich für anspruchsvollere politische Organe unserer Tage tägliches Erscheinen von selbst. Neuerdings läßt man es dabei indessen nicht mehr bewenden. Die mehrerwähnte Berliner Preisliste macht zwischen fünfzig und sechzig in Deutschland erscheinende Zeitungen namhaft, welche zwei-, drei- und viermal täglich erscheinen. Zwölf Nummern in der Woche werden für größere Blätter nächstens die Norm bilden; achtzehn wöchentliche Ausgaben kommen bereits vielfach, 24, sage vierundzwanzig, wöchentliche Ausgaben mindestens als Ausnahmen vor. Dabei sind die unaufhörlich zunehmenden An- und Beilagen nicht mitgezählt. Außer den nicht selten täglich vorkommenden Inseratbeilagen, pflegen besonders „zeitgemäß“ geleitete Zeitungen an den Sonntagen, bezw. jeden zweiten Sonntag ein litterarisch-

Kunst und Wissenschaft, 211 behandeln Gegenstände des Handels, der Gewerbe und der Landwirtschaft, 23 verfolgen religiöse Tendenzen und 79 geben verschiedene Zwecke an.

belletristisches und im Laufe der Woche ein landwirtschaftliches oder technisches Beiblatt, zuweilen auch noch eine humoristisch-satirische Gabe den täglichen Lieferungen hinzuzufügen. Daß das früher nur als Ausnahme vorkommende „Feuilleton" unter keinen Umständen fehlen darf und daß Börsen-, Markt-, Parlaments-, Familien-, Gerichts- und Polizeiberichte, „vermischte" und die Mode betreffende Nachrichten so umfassend wie immer möglich geboten werden müssen, versteht sich von selbst. Um in jeder Rücksicht „zeitgemäß" zu sein, fügt man wohl auch noch Kochrezepte, Schachaufgaben, Rätsel und lehrreiche Briefkasten-Notizen hinzu. Verleger und Redakteure, die „das Geschäft" verstehen und den Schwierigkeiten des Mitbewerbs zu begegnen wissen, pflegen diesen herkömmlich gewordenen Unterabteilungen ihres Blattes besondere Sorgfalt zuzuwenden und neue Rubriken höchsteigner Erfindung zu schaffen, welche dem Unterhaltungsbedürfnis der Leser die gehörige Abwechselung zu bieten und den Gaumenreiz zu schärfen bestimmt sind.

Daß Appetit und Appetite mit dem Essen wachsen, hat sich dem entsprechend auf dem Gebiete der Journallektüre unwidersprechlicher als sonst irgendwo gezeigt. Obgleich die heutigen Zeitungen direkt darauf ausgehen, ihren Lesern die Benutzung anderer als der von ihnen gebotenen Belehrungs- und Unterhaltungsmittel entbehrlich zu machen, nimmt die Zahl der nichtpolitischen Zeitschriften fortwährend zu. Früher hatte Deutschland an zwei bis drei Illustrationsblättern, ebenso vielen Witzblättern und einer nicht ganz unansehnlichen, aber immerhin mäßigen Zahl belletristischer Zeitschriften genug, — heutzutage werden die Erzeugnisse dieser Gattungen nach Dutzenden gezählt. Nichtsdestoweniger schreitet diese Entwickelung unaufhörlich weiter vor. Kein größeres deutsches Journalunternehmen, das nicht mindestens einen, von spekulationslustigen Nachahmern erzeugten Doppelgänger aufzuweisen hätte, — kein glücklich erfundener Zeitungs- oder Zeitschriftentitel, der nicht in der einen oder anderen Form wiederholt würde, — keine irgend erfolgreiche litterarische Spekulation, der nicht ein halbes Dutzend Mitbewerber auf den Fersen folgte, um ihre guten oder schlechten Einfälle zu überbieten und zu Tode zu hetzen, — kein Geschlecht, kein Alter, kein Stand, keine politische, religiöse oder gesellschaftliche Partei, kein Gewerbe, kein Vergnügungs- und Unterhaltungsgebiet, dem nicht von einer Anzahl periodisch erscheinender

Blätter Dienste angeboten oder aufgezwungen würden! Zeitungen schreiben und Zeitungen lesen scheinen Lieblingsbeschäftigungen des Volkes der Denker, des Vaterlandes der gründlichen Gelehrsamkeit und des wissenschaftlichen Ernstes geworden zu sein. Etwa Nordamerika ausgenommen, giebt es denn auch kein Land, in welchem die journalistische und litterarische Spekulation und Konkurrenz so große Verhältnisse angenommen hätte, wie in Deutschland, dessen Zeitungen und Zeitschriften durch die Demokratisierung der modernen Gesellschaft ungleich stärker beeinflußt worden sind, als diejenigen Frankreichs, Englands und der übrigen Kulturländer unseres Weltteils.

Unter den Wirkungen, welche diese alle Voraussetzungen übertreffende Entwickelung auf das geistige Leben der Nation geübt hat, sind die handgreiflichsten und nächstliegenden diese, daß die periodische Presse der Beschäftigung mit Erzeugnissen der bleibenden Litteratur erheblichen Abbruch thut und daß sie Beschaffenheit und Richtung des gesamten zeitgenössischen Schrifttums auf das stärkste beeinflußt. Vermehrung der auf die Gebildeten gewälzten Arbeitsmasse, Zunahme der Arbeitsteilung und Notwendigkeit beständiger Vervollkommnung innerhalb des ergriffenen Berufes haben mit sich gebracht, daß Junge und Alte unserer Tage der eigenen harmonischen Ausbildung weniger Zeit zuwenden, als die Väter thaten. Von der immer spärlicher werdenden Zahl für Bildungszwecke übrig gebliebener freier Stunden und Minuten aber wird ein großer, nicht selten der größere Teil regelmäßig durch Zeitungenlesen festgelegt. Daß die Zeitungsblätter in der Regel nur „durchflogen werden", macht die Sache nicht besser, sondern im Gegenteil schlechter. Einmal sorgen Anzahl und Umfang der den Lesestoff bildenden Blätter dafür, daß der angebliche „Flug" nicht wörtlich zu nehmen ist, zum anderen aber erscheint bedenklich, wenn die einzige von Zehntausenden von Menschen regelmäßig getriebene Lektüre eine flüchtige ist und wenn Aufwendung und Ergebnis dadurch um jedes vernünftige Verhältnis gebracht werden. Schlecht verdaut, vermag auch der gesundeste Nahrungsstoff seinen Zweck nicht zu erfüllen, — die Gesundheitsmäßigkeit einer ausschließlich oder wesentlich aus Zeitungen gezogenen Geistesnahrung aber erweckt an und für sich Bedenken. Daß an die Stelle der Goetheschen, Schillerschen, Hegelschen u. s. w. Gedanken, welche die Väter in sich aufzunehmen pflegten, für die Söhne Zeitungsnotizen und Zeitungserörterungen

getreten sind, darf unter die wesentlichsten Ursachen der Umwälzung gerechnet werden, die sich während der letzten Jahrzehnte in Bildungssubstanz, Ausdrucksweise und Stil der Deutschen vollzogen hat. — Das Verhältnis zwischen unserer Bildung und der Bildung des vorigen Geschlechts festzustellen, würde wegen der Verschiedenheit der über diesen Punkt bestehenden Ansichten ein zu weitaussehendes Unternehmen bilden, als daß dasselbe ohne Schaden für den Zusammenhang der vorliegenden Erörterung gewagt werden könnte. Darüber aber dürfte eine gewisse Übereinstimmung bestehen, daß mündliche und schriftliche Ausdrucksweise unserer Zeitgenossen von den namenlosen Beherrschern der Tagespresse ungleich stärker beeinflußt werden, als von den Klassikern unserer Litteratur. Die nachlässigen Redewendungen, die häßlichen Fremdworte und grammatikalisch unzulässigen Verdrehungen deutscher Ausdrücke, denen man in Wort und Schrift unaufhörlich begegnet, sind großenteils auf das böse Beispiel der Zeitungsschreiber und auf den Umfang der von diesen geübten Herrschaft über die Leserwelt zurückzuführen. Die einfache, seit Jahr und Tag gepredigte Regel, daß Fremdworte nur bei Mangel gleichbedeutender deutscher Ausdrücke oder behufs Vermeidung von Wiederholungen angewendet werden dürfen und daß hochfliegende, poetisch gemeinte Ausführungen die Beimischung fremdsprachlicher Elemente schlechterdings nicht vertragen, ist unserer Durchschnittspresse bis heute verschlossen geblieben. Aus geschmackloser Anhäufung übelklingender Latinismen und Gallicismen machen sich auch die tüchtigeren unter unseren Tagesschriftstellern ebensowenig ein Gewissen wie aus der Verstümmelung weltbekannter deutscher oder dem unrichtigen Gebrauch fremder Worte. Statt „Gewöhnung" Gewohnheit, statt „Anerkennung" Anerkenntnis, statt „Mißverständnis" Mißverstand, statt „Vollziehung" Vollzug, statt „Vorlegung" Vorlage, statt „selbstverständlich" selbstredend, oder statt „er erkennt an" er anerkennt zu sagen, — die Ausdrücke „abnorm" und „anomal" zu verwechseln und aus „Abnormitäten" Anomalien zu machen, gilt kaum mehr für anstößig. Immer mehr gerät die alte, von Schopenhauer vor einem Menschenalter in Erinnerung gebrachte Feststellung in Vergessenheit, nach welcher die Endsilbe „ung" dazu bestimmt ist, eine Handlung von dem Gegenstande oder der Wirkung derselben zu unterscheiden, während die Endsilbe „keit" die einer Sache oder Person anhaftende Eigenschaft ausdrückt. Das

nämliche gilt von dem Gebrauch des Wörtchens „nur“ (welches immer „nicht mehr als“ und niemals „nicht anders als“ bedeutet), von den, österreichischen Zeitungen abgelernten, widerwärtigen Unart, statt „derjenige“ jener zu setzen und auf dieses lediglich hinweisende Fürwort ein zurückbeziehendes „welcher“ folgen zu lassen, von der weitverbreiteten Unfähigkeit, tempus perfectum und tempus imperfectum richtig zu gebrauchen und dergleichen mehr. Schuld des Zeitungsschreibers ist es allerdings nicht, wenn von ihm im Gedränge atemloser Hastarbeit begangene Flüchtigkeitsfehler von Leuten nachgeahmt werden, die zur Besinnung auf das Richtige alle Zeit haben: der Übelstand besteht eben darin, daß eine ihrem Wesen nach von Mustergiltigkeit ausgeschlossene Art des Schreibens Ansehen und Einfluß des mustergiltigen Schrifttums verdrängt.

Ungleich peinlicher und bedenklicher nimmt es sich freilich aus, daß das Heer auf der gemeinen Heerstraße wandelnder Zeitungsblätter sich dazu hergiebt, Schlag- und Scherzworte in Umlauf zu setzen, die in früherer Zeit höchstens auf dem Markt und in der Schenke geduldet wurden. Immer wieder geschieht es, daß Gassenhauer und Redewendungen von vollendeter Sinn- und Gedankenlosigkeit durch die deutsche Gesellschaft die Runde machen, schließlich unter den Gebildeten Bürgerrecht gewinnen und den Sinn für würdige und geschmackvolle Ausdrucksweise anfressen. Während französische Zeitungen und Blätter der höheren Ordnung den Gebrauch plötzlich in Umlauf gebrachter Schlag- und Modeausdrücke vornehm vermeiden und dem Pariser „Jargon“ den Eintritt in ihre Spalten hartnäckig verweigern, lassen die deutschen Zeitungen von strenger Sprachzucht sich an den Fingern abzählen. Die große Mehrzahl macht ohne weiteres mit, wenn ein Börsenscherz, ein Operettenreim, ein dem „Ulk“, den „Wespen“ oder den Publikationen der Frau Buchholz entnommener Einfall in Aufnahme kommt und auf die verschiedensten Beziehungen und Verhältnisse angewendet wird. Wo dergleichen Ausgeburten der Tageslaune sich auf dem Boden der Volkstümlichkeit und des lokalen Humors zeigen, mag man sie gelten lassen: daß jeder zwischen Elbe, Rhein und Isar zu Markte gebrachte schlechte Witz, jeder über das Possentheater gegangene Reim alsbald deutsches Gemeingut wird und in der Sprach-, Schreib- und Denkweise der gesamten Nation Spuren hinterläßt, kann dagegen nicht anders, denn als Schaden für unsere ohnehin immer dünner werdende Bildung bezeichnet

werden. So lange die Überlieferungen des goldenen Zeitalters unserer Litteratur Inhalt und Richtung des deutschen Geisteslebens bestimmten und die Massen in einem gewissen Respekt erhielten, wären Erscheinungen wie die erwähnten geradezu unmöglich gewesen — dem Gebrauch pöbelhafter und gemeiner Redewendungen und Redensarten hat erst die Herrschaft der Zeitungen die Thüren des Schrifttums geöffnet. Nicht die Anerkennung der Einzelnen, welchen das Beste eben gut genug ist, sondern der Beifall der Vielen, denen alles Klingende echte Münze bedeutet, ist für die Ungezählten maßgebend geworden, die die Erzeugnisse ihrer Feder von dem Urteil des „Publikums", d. h. von einer Summe Gleichgiltiger und Urteilsloser, abhängig wissen.

Die Einwendung, daß der von der periodischen Presse geübte Einfluß nur einer unter vielen Einflüssen ist, daß der Tageslitteratur eine bleibende gegenübersteht und daß eine Verringerung der jährlich in Deutschland erscheinenden Zahl von Büchern bisher nicht bemerkt worden ist, — dieser Einwendung liegt zuviel Berechtigung zu Grunde, als daß sie übergangen werden könnte. Ihre Geltung stellt sich indessen als eine nur bedingte dar. Zum ersten steht fest, daß die Zahl deutscher Zeitungen sich ungleich stärker vermehrt hat, als diejenige der Bücher, — zum zweiten, daß Zeitungsauflagen die durchschnittlichen Bücherauflagen (800 bis 1500 Exemplare) weit übertreffen, — zum dritten, daß die im Laufe der letzten Jahrzehnte in die deutsche Lesewelt eingetretenen Gesellschaftsklassen Bücher nur höchst selten, Zeitungen dagegen regelmäßig lesen. Mindestens ebenso wichtig aber ist ein anderer, gewöhnlich unbeachtet gelassener Umstand: die Thatsache nämlich, daß ein nur geringer Teil unseres Schrifttums von der Tagespresse unabhängig geblieben ist. Eine große, beständig zunehmende Zahl politischer, dichterischer und popularwissenschaftlicher Erzeugnisse gelangt zunächst durch Vermittelung der Tagespresse an die Öffentlichkeit; vollständiger Unabhängigkeit von derselben erfreut sich eigentlich nur noch die wissenschaftliche Litteratur. Was das heißen will, muß man an eigener Haut erfahren haben, um vollständigen Bescheid darüber zu besitzen. Im regelmäßigen Laufe der Dinge und von glücklichen Ausnahmen abgesehen, ist der Schriftsteller, der bei Zeitungsredakteuren und Zeitungsverlegern Dienste genommen und seine Arbeiten nach den Bedürfnissen eines „Feuilletons" oder einer „litterarischen Beilage" einzurichten gelernt hat, der freie Vogel nicht mehr, der er

gewesen war oder hätte sein sollen. Nur allzuleicht gehen die dem jungen Schriftsteller bei Beginn seiner Thätigkeit aufgezwungenen journalistischen Rücksichten in das Fleisch und Blut desselben über, um auch da fortzuwirken, wo die direkte Nötigung dazu aufgehört hat. Statt mit sich selbst und mit seinem Stoff zu ringen, ringt der bei einer Zeitung heraufgekommene Schriftsteller mit dem Redakteur, mit dem Setzer und dem „Metteur en pages", statt mit Rücksichten der Schönheit zu rechnen, rechnet er mit Rücksichten des Raumes und der Zeilenzahl. Die Kritik, an welche er zunächst denkt, ist diejenige des Verwalters seiner Zeitungsrubrik, sein Maßstab derjenige des Tages- und Augenblickserfolgs — die Stelle des idealen Publikums, der stillen Gemeinde sittlich und intellektuell höchstgebildeter Zeitgenossen aber nimmt für ihn die ermüdete und abgestumpfte Leserschaft ein, welche das „Feuilleton" durchfliegt, nachdem sie sich an Telegrammen, Inseraten, Kours- und Marktberichten gesättigt hat. Dem Publikum aber geht es wie dem Schriftsteller; es überträgt die an die Zeitung gestellten Ansprüche auf das Buch. Art und Beschaffenheit dieser Ansprüche sind jedem von uns geläufig. Wo der tägliche Verbrauch mehrerer Druckbogen unentbehrlich und gewohnheitsmäßig geworden ist, pflegen Selbstdenken und unabhängiges Urteil in allmählichem Rückgange begriffen zu sein. „Wer viel liest und sich dann bei gedankenlosem Zeitvertreibe erholt .... ist dem Manne zu vergleichen, der immer reitet und dadurch das Gehen verlernt." So schlimm wie in England, dem klassischen Lande der Lesewut, in welchem Familienzimmer und Reisewagen wie Lesekabinette behandelt zu werden pflegen, ist es bei uns noch nicht geworden, aber immer noch schlimm genug. Ungezählten ersetzt aber auch bei uns die Zeitung andere regelmäßige Unterhaltungen, der bevorzugte Journalist den eigenen Kopf. Und weil man vornehmlich der Unterhaltung wegen liest, gerät man in die Gefahr, alles Lesen in demselben Maße als Unterhaltungssache zu behandeln, wie das bei Zeitungen der Fall ist.

Für Zeitungen zu schreiben, ist aber nicht nur das sicherste Mittel, Leser zu finden, sondern das einfachste und lohnendste Mittel, seine Arbeit bezahlt zu erhalten. Mit den Honoraren, welche große Zeitungen zahlen, vermögen Bücherverleger den Mitbewerb nicht zu bestehen. Die Zeitung hat außerdem den Vorzug, alle Tage zu erscheinen, während andere Arten der Veröffentlichung an gewisse, nicht allzu häufig wiederkehrende Fristen gebunden sind. In der Zeitung

läßt sich **jeder** Einfall „verwerten“, — Bücher lassen sich erst schreiben, wenn man eine Anzahl Einfälle gesammelt und in einigen Zusammenhang gebracht hat. „Die Brochüre wurde geschrieben, wenn das Herz voll war, der Zeitungsartikel wird geschrieben, so oft der Beutel leer ist“. Unzweifelhaft ist es ein Gewinn gewesen, daß die Bettelhonorare früherer Zeiten nur noch als Ausnahmen vorkommen und daß man den schriftstellerischen Arbeiter entsprechenden Lohnes wert zu achten gelernt hat: der mit diesem Gewinn verbundene Verlust an schriftstellerischem Berufsidealismus und die dem heutigen Schriftstellertum bereitete Gefahr der Lohnschreiberei dürfen bei dieser Rechnung indessen nicht außer Betracht gelassen werden.

Der vorstehend erörterte Zustand beständigen Vorschreitens und Übergreifens der von der Tagespresse geübter Wirkungen und fühlbarer Zurückdrängung unserer bleibenden Litteratur ist verhältnismäßig neueren Datums. Dieser Zustand setzte sich um dieselbe Zeit fest, zu welchem der äußere Umfang des deutschen Zeitungswesens sich so maßlos vergrößerte, daß der quantitative Unterschied gegen früher in einen qualitativen umschlug. Damit ist zugleich gesagt, daß die vorstehend angeführten, älteren Urteile über Licht- und Schattenseiten des Journalismus für die Gegenwart eine nur bedingte Geltung haben. Dem Versuche einer Abschätzung dessen, was heutige deutsche Zeitungen leisten und was sie schuldig bleiben, wird demnach eine Feststellung der unterscheidenden Merkmale älterer und neuer Preßzustände vorhergehen müssen. Billig und unparteiisch wird diese Feststellung aber nur ausfallen, wenn in Erinnerung behalten wird, daß in dem Zeitalter allgemeiner Teilnahme an den Staatsgeschicken und europäischer Bedeutung der Ergebnisse deutscher politischer Entwickelung Zeitungenlesen und Zeitungenschreiben ganz andere Dinge geworden sind, als sie zu den Tagen unserer Väter waren.

2. Zeitungen sonst und jetzt.

Vergänglicher noch als des Mimen Kunst ist diejenige des Journalisten. So unkenntlich verändern sich die Ansprüche, welche an das „Schreiben für den Tag“ gestellt werden, daß es selbst Freunden und Kennern vergangener Dinge schwer fällt, sich in die

Art zu finden, nach welcher vor hundert und vor fünfzig Jahren öffentliche Meinung gemacht zu werden pflegte. Veränderungen, wie unser Geschlecht sie auf diesem Gebiete erlebt hat, dürften kaum jemals früher vorgekommen sein. Wenig länger als ein Vierteljahrhundert ist es her, daß die „Allgemeine Zeitung" den gelegentlichen Ausspruch that, „sie schreibe nicht für die Krapüle, sondern für Staatsmänner und Gelehrte". Über die Berechtigung dieses Standpunktes ließ sich bereits im Jahre 1859 streiten; heutzutage ist derselbe so unmöglich geworden, daß Äußerungen verwandten Inhalts überhaupt nicht mehr gewagt werden. Wer für Zeitungen schreibt, weiß, daß er nicht nur für kein auserwähltes, sondern für möglichst weit nach Unten geöffnetes Publikum schreibt, und daß „jedem etwas zu bringen" und dadurch aller Welt genießbar zu werden, das letzte Ziel der meisten Zeitungsunternehmungen der Neuzeit geworden ist. Seit das allgemeine Wahlrecht die schließliche Entscheidung über unsere öffentlichen Dinge in die Hände der Massen gelegt hat, ist die Demokratisierung der deutschen Gesellschaft so unaufhaltsam vorgeschritten, daß der Verdacht, für „ausschließlich" gelten zu wollen, ängstlicher gefürchtet wird, als irgend ein anderer. Wer mit der guten Meinung anderer zu rechnen hat, wird ebensowenig den Bildungsaristokraten wie den Geburtsaristokraten spielen dürfen. Seit ausgemacht worden ist, daß gesellschaftliche Zusammengehörigkeit allein durch Gleichartigkeit des äußeren Lebenszuschnittes bedingt werde, gilt Berufung auf überlegene Bildung für ungleich geschmackloser, als Prahlerei mit glänzendem Hausrat und üppigen Mahlzeiten. Weil eine mächtige, immer zuversichtlicher auftretende Schicht neu emporgekommener Menschen wohl in der letzteren, nicht aber in der ersteren Rücksicht sich geltend machen kann, müssen die älteren Gesellschaftsklassen ihren Ton herabstimmen und ein Bildungsstockwerk hinuntersteigen. Was von den einzelnen gilt, gilt natürlich auch von den öffentlichen Einrichtungen, insbesondere denjenigen, welche der Kunst und der Unterhaltung gewidmet sind. Aus den engen Schauspiel- und Konzerthäusern, welche als Bildungsanstalten einer gebildeten Minderheit gedacht waren, sind Riesenanlagen für die Ergötzung der Vielen geworden, welche anstrengungslosen Genuß allem übrigen vorziehen.

Der veränderten Zusammensetzung des Publikums entsprechend, sind auch die Zeitungen und Zeitschriften andere geworden. Für

mehr oder minder erlesene Kreise bestimmt, war die Zeitung älterer Zeit ein litterarisches Unternehmen, das von Schriftstellern ausging und von diesen seinen Stempel empfing. In die Arbeit teilten sich zu vormärzlicher Zeit und während der ersten auf dieselbe folgenden Lustren einzelne Berufsjournalisten mit einer größeren Anzahl gesinnungsverwandter Freunde der verschiedensten Berufsarten. Neigung und Bildungsstandpunkt der Herausgeber und Mitarbeiter bestimmten Behandlung und Auswahl des Zeitungsstoffes, der demgemäß den Gebieten entnommen zu werden pflegte, welche Männern der begünstigten Gesellschaftsklassen vornehmlich am Herzen lagen: in älterer Zeit nahmen Gegenstände der Litteratur, Kunst und Wissenschaft, seit den Freiheitskriegen und der Julirevolution Fragen der Staats- und Gesellschaftsordnung (der „gelehrte" und der „politische" Artikel) den Hauptanteil derjenigen in Anspruch, für welche man Zeitungen schrieb. Den Anforderungen erlesener Kreise angepaßt, von Lokalrücksichten unangefochten, richtete das Zeitblatt älteren Stils sich zunächst an Staatsmänner, Diplomaten, Gelehrte und Handelsherren, die über weit auseinander gelegene Gebiete verstreut lebten und aus der großen, nicht der kleinen Welt ihrer nächsten Umgebung Kunde zu erhalten wünschten. Diesen Verhältnissen entsprechend, kam alles auf das Geschick, die guten Verbindungen und die Leistungsfähigkeit des Redakteurs und seiner Freunde an. Der Apparat, dessen diese Männer bedurften, war ein verhältnismäßig einfacher, auch für Unternehmer von mittlerem Vermögen erschwingbarer. Ein paar wohlunterrichtete Korrespondenten, ein Schriftsteller, der die laufenden Ereignisse ein- oder zweimal wöchentlich in leidlich geschmackvoller Weise erörterte, ein geschmackvoller Rezensent und die Verbindung mit einem viertel Dutzend gelegentlich schreibender Gelehrten reichten aus, den Ruf eines Blattes zu begründen; sehr häufig genügte eine tüchtige Feder, eine gute Verbindung dazu, eine Zeitung am Leben zu erhalten. Bei dem bescheidenen äußeren Umfang älterer Zeitblätter hatte der Redakteur es mit einer beschränkten Anzahl ihm genau bekannter Mitarbeiter und mit einem Stoffe zu thun, den er übersehen, durcharbeiten und vereinheitlichen konnte — der Drucker und Eigentümer aber druckte die ihm gerade zugehenden Anzeigen ab, ohne diesem Zweig seines Geschäfts wesentliche Bedeutung beimessen zu können. Wie andere Schriftsteller griffen auch die Mitarbeiter von Zeitungen nur, wenn sie etwas zu sagen hatten, zur

Feder. Die meisten von ihnen waren Männer in staatlichen oder gelehrten Berufsstellungen, die dem Preßhandwerk ein und das andere Mal die „Ehre anthaten" und das geringe ihnen zufließende Honorar als zufällige und gelegentliche, wenn auch gern gesehene Einnahme buchten. Görres und Gentz, Dahlmann und Gervinus haben in diesem Sinne Journalistik getrieben; in diesem Sinne sind Heinrich Heine, Lorenz v. Stein und andere Pariser Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung" gewesen. Und auch nach dem Jahre 1848 ist es dabei eine Weile geblieben, daß unsere Zeitungen zunächst und vor allem litterarische und erst hinterher geschäftliche Unternehmungen waren. Während der fünfziger Jahre las man die „Kreuzzeitung", um Herrn von Gerlach, — die „Evangelische Kirchenzeitung", um dem streitbaren Dr. Hengstenberg, das „Volksblatt", um Heinrich Leo zu begegnen; die „Allgemeine Zeitung" wurde wegen ihrer Wiener Verbindungen und wegen der Beiträge namhafter Universitätslehrer geschätzt; die „Volkszeitung" wurde wegen der naturwissenschaftlichen Aufsätze Bernsteins, die „Nationalzeitung" wegen der Briefe zur Hand genommen, welche L. Bucher über die Aussichten des Krimkrieges und über die erste Londoner Weltausstellung schrieb; die „Grenzboten" spielten wegen der Kritiken Julian Schmidts, die „Historisch-politischen Blätter" wegen der Jörgschen „Zeitläufe" eine Rolle.

Von alledem ist nicht mehr die Rede, seit in deutschen Zeitungen nicht die räsonnierenden Aufsätze bedeutender Köpfe, sondern Telegramme, Kursnotierungen, Tagesneuigkeiten, Gerichtschroniken, Parteikundgebungen, Feuilletonromane und Geschäftsankündigungen gesucht werden. So unkenntlich haben die Verhältnisse sich verändert, daß die Redakteure nur noch in Ausnahmefällen die Herren ihrer Blätter sind und daß die maßgebende Rolle, wenn überhaupt an eine Person, an diejenige übergegangen ist, welche Freytags „Journalisten" als komische Figur behandelten. Nicht die erste mit dem Leitartikel geschmückte Seite des Blattes, sondern die vierte, welche die bezahlten Anzeigen bringt, ist heutzutage die wichtigste. Auf diese vierte Seite folgt dem Range nach die dritte mit den Berichten über Kurse und Marktberichte, und erst nach Erledigung dieser Hauptpunkte kommt das übrige an die Reihe. Warum der geistige Leiter der Zeitung aufgehört hat, der Hausherr derselben zu sein, und warum man bei Auswahl der Redakteure zuletzt an schriftstellerisch bedeutende und zuerst an geschickte und

handwerksmäßig geschulte Männer denkt, bedarf nach dem Vorstehenden kaum mehr der Erklärung. Heinrich Wuttkes[1]) pathetische Klage darüber, daß die mit der Leitung deutscher Zeitungen betrauten ausgezeichneten Schriftsteller an den Fingern aufgezählt werden könnten, zeugt von ebenso vollständiger Verkennung des Wesens heutiger Zeitungsunternehmungen, wie desselben Verfassers Weheruf über den Mangel von äußeren Rücksichten unabhängiger Zeitungen. Abgesehen davon, daß der Begriff der Unabhängigkeit ein bloß relativer und, wenn er auf die Spitze getrieben wird, ein chimärischer ist, erscheint die Forderung, daß ein Kapitalanlagen bedingendes Geschäftsunternehmen von Geschäftsrücksichten absehen sollte, an und für sich unerfüllbar. Daß unsere Zeitungen infolge der ungeheueren auf sie gewälzten Kosten zu Partei- und Interessenorganen werden mußten, kann im Ernste nur noch von Sachunkundigen bestritten werden.

Diese Veränderung ist wesentlich auf drei Ursachen zurückzuführen:

Auf die Erweiterung der Zeitungen um eine Anzahl Rubriken, die mit Litteratur und literarisch-publizistischer Thätigkeit nichts gemein haben;

auf die maßlose Vermehrung der Betriebs- und Herstellungskosten; endlich

auf die gleichzeitig errungene Vorherrschaft des Partei- und Fraktionswesens über unser gesamtes öffentliches Leben.

Unter den im Laufe der letzten Jahrzehnte neu eröffneten Zeitungsrubriken ist diejenige der telegraphischen Nachrichten die wichtigste gewesen. Wert und Bedeutung der räsonnierenden Aufsätze und der Korrespondenzen im alten Sinne des Wortes haben ihr bestes Teil eingebüßt, seit die Möglichkeit sofortiger Benachrichtigung über die wichtigeren Vorgänge der gesamten Welt allenthalben die nämliche geworden und seit eine mechanische Vorrichtung an die Stelle getreten ist, welche sonst von den guten Verbindungen, der Voraussicht und Urteilsfähigkeit der Redakteure und Mitarbeiter eingenommen wurde. Der wichtigste Teil der politischen Berichterstattung ruht seit Errichtung des großen telegraphischen Büreaus in den Händen von Geschäftsleuten, die kein Verhältnis

---

[1]) Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung von Dr. H. Wuttke (Leipzig bei Joh. Wilh. Krüger 1875).

zur Litteratur, kaum eines zum Staatsleben beanspruchen, denen einflußreiche Hintermänner nicht nur den Inhalt, sondern sehr häufig auch die Form ihrer Mitteilungen vorschreiben, und die ihre Dienste Zahlungsfähigen aller Gattungen und Arten in gleicher Weise zu Gebote stellen und stellen müssen. Von Ausnahmeverhältnissen abgesehen, sind außerordentliche Leistungen auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens allein von Besitz und Aufwendung reichlicher Geldmittel bedingt und Privatpersonen ebenso zugänglich wie Zeitungsredaktionen.

Hand in Hand mit Auftreten und Wachstum der telegraphischen Berichterstattung ist die Erweiterung der dem Handel, Gewerbe und Verkehr gewidmeten Zeitungsrubriken gegangen. Auch für denjenigen Teil kommerzieller Nachrichten, die nicht durch den Draht vermittelt werden, kommt es vornehmlich auf die Verbindung mit Personen von geschäftlicher Übung an, deren Leistungen dem litterarischen Maßstabe ein- für allemal entrückt sind. Da die Vermittelung dieser Meldungen auf mechanischem Wege geschieht und der Inhalt derselben in den meisten Zeitungen gleichlautend ist, hat das Aufkommen dieser Rubrik erheblich dazu beigetragen, Thätigkeit der Redaktionen und Anspruch der Leser von Grund aus zu verändern. — Die Besprechung des einzelnen dieser neuen Einrichtungen wird Gelegenheit bieten, auf den Einfluß hinzuweisen, welchen dieselben auf das gesamte Nachrichtenwesen und auf die Thätigkeit der schreibenden Korrespondenten geübt haben.

Zu den Rubriken, welche mit litterarischer Thätigkeit gleichfalls so gut wie nichts zu thun haben und die den einzelnen Zeitungen keine oder nur geringe Gelegenheit zur Geltendmachung ihrer Besonderheiten bieten, gehören ferner die Berichte über Parlaments- und Gerichtsverhandlungen, Kongresse, öffentliche Versammlungen u. dgl. Daß die Thätigkeit der Berichterstattung über angehörte Reden eine schwierige und verantwortliche ist, — daß sie eine große Summe von geistiger Gewandtheit, gesundem Menschenverstand, Unterscheidungsvermögen und Gewissenhaftigkeit erfordert und daß zwischen guten und schlechten Berichten ein ebenso großer Unterschied besteht, wie zwischen guten und schlechten Reden, Aufsätzen oder Büchern, weiß, wer immer Gelegenheit gehabt hat, dieser mühsamen und aufreibenden Thätigkeit obzuliegen. Gewisse für den Journalisten erforderliche Eigenschaften und Fähigkeiten können nicht besser als durch die Berichterstatterthätigkeit erworben und aus-

gebildet werden. Unter die eigentlich schriftstellerischen Thätigkeiten ist dieselbe indessen nicht zu rechnen, wenigstens in Deutschland nicht, wo das (in der englischen Presse übliche) Aufrücken vom „Reporter" zum Redakteur nur ausnahmsweise geschieht. Dazu kommt, daß die Aufzeichnung über öffentliche Verhandlungen außerhalb des Redaktionslokals und ohne wesentliche Mitwirkung der Redakteure besorgt wird, daß die Aufzeichnenden gewöhnlich im Dienste mehrerer Blätter stehen und daß ihre Arbeiten in einer ganzen Anzahl öffentlicher Blätter gleichlautend zu erscheinen pflegen.

Endlich entbehrt auch die außerordentlich wichtige und umfangreiche Rubrik der Lokalereignisse, Hof-, Polizei- und Familiennachrichten jeder Beziehung zu Litteratur und litterarischer Thätigkeit. Der der gemeinen Wirklichkeit abgewandte, höheren Interessen lebende Schriftsteller wird den an diese Zeitungsabteilung gestellten Ansprüchen in der Regel sehr viel unvollkommener entsprechen als der halbgebildete. Nur allzuhäufig auf Fischfang in trüben Wassern und auf Entenjagd in verdorbener Atmosphäre angewiesen, glaubt der journalistische Neuigkeitensammler allen an ihn zu stellenden Ansprüchen gerecht werden zu können, wenn er mit leidlicher Kenntnis der deutschen Grammatik mäßiges Schicklichkeitsgefühl und eine gewisse Portion Wahrheitsliebe verbindet[1]). Der Redakteur eines großen Blattes wird wiederum eines erheblichen Talents für Verwaltung und für Handhabung der Disziplin bedürfen, wenn er mit diesen Hilfsarbeitern verschiedenster Bildungsstufen, außerdem mit dem technischen Personal und endlich mit dem verehrlichen Publikum auch nur leidlich auskommen will; solche Talente aber wird man bei allen möglichen Leuten häufiger vertreten finden als bei Schriftstellern.

Zieht man in Betracht, daß die hier aufgeführten Rubriken, der telegraphischen Meldungen, der Kurs- und Handelsberichte, der Parlaments-, Gerichts- und Versammlungschroniken und der Lokal-, Hof-, Polizei- und Familiennachrichten, in der Mehrzahl deutscher Zeitungen reichlich die Hälfte des verfügbaren Raumes einnehmen, — daß sie mit schriftstellerischer Thätigkeit so gut wie nichts zu thun haben und daß ihr Inhalt in der Regel einer ganzen Anzahl von Zeitblättern gemeinsam ist, so wird man den ausgesprochen geschäftlichen Charakter des heutigen Zeitungswesens nicht verwunderlich finden können. Auf den engen Zusammenhang zwischen

[1]) Auf diesen Punkt wird wohl kein ganz so großer Wert gelegt?
A. d. R.

diesen und den übrigen Zeitungsabteilungen soll hier noch nicht eingegangen, desto nachdrücklicher aber darauf hingewiesen werden, daß die neuen „unlitterarischen" Rubriken den Zeitungsbetrieb in dreifacher Rücksicht verteuert haben. Abgesehen von den erheblichen Kosten für Beschaffung des betreffenden Stoffes hat die Bewältigung desselben zu einer Erweiterung des Umfangs der mit diesen neuen Lasten beladenen Blätter geführt, welche Verdreifachung der Papier-, Lettern- und Maschinenanschaffungen, des Redaktions-, des Drucker- und Setzerpersonals bedingte. Um das Durchschnittsmaß zeitgenössischer Leseransprüche ausfüllen und der für selbverständlich angesehenen Forderungen der Vollständigkeit und Schnellfertigkeit annähernd nachkommen zu können, muß der Herausgeber eines Mittelblattes Aufwendungen machen, welche hinter den größten Zeitungskosten früherer Jahrzehnte kaum zurückbleiben. Erst wenn in dieser Rücksicht vorgesorgt und die Summe alles dessen bestritten worden ist, was für herkömmlich und schlechthin unentbehrlich gilt, — erst dann kommen diejenigen Aufwendungen an die Reihe, welche außerordentlichen, insbesondere schriftstellerischen Leistungen zugewendet werden und von denen der eigentliche Ruf der Zeitung abhängt! Rücksichtlich ihrer Einnahmen aber sind die Zeitblätter auf die früheren Quellen des Bezugsgeldes und der Aufnahme der Anzeigen angewiesen, ohne daß eine den Mehrleistungen entsprechende Preiserhöhung hätte Platz greifen dürfen.

Aus dem Vorstehenden erhellt, daß der an die periodische Presse gestellte Anspruch auf Unabhängigkeit und auf Rücksichtslosigkeit gegen dritte Interessen heutzutage ungleich schwerer zu erfüllen ist als damals, wo diese Tugenden wenig kosteten, weil es keine telegraphischen Depeschen, keine bogenlangen Parlamentschroniken, keine verantwortlichen Kursberichte und keine mit Gold aufzuwiegenden Feuilletonromane gab, wo die Herstellungskosten des Blattes unschwer aus dem Bezugsgelde bestritten werden konnten und die Anzeigen den Reingewinn darstellten. Jede Erweiterung des Zeitungsstoffes bedeutete Vermehrung der Betriebskosten, jede Kostenvermehrung die Vervielfältigung der Bedingungen, von denen der geschäftliche Erfolg abhängig ist, — von diesem Erfolge aber hängt wiederum ab, daß an die litterarische Leistungsfähigkeit des Blattes überhaupt etwas gewendet und der Versuch angestellt werden kann, demselben ein individuelles Gepräge zu geben. Durch die Zunahme des Mitbewerbes daran verhindert, die

Zeitungspreise in einem den Zeitungsleistungen auch nur annähernd entsprechenden Maße zu erhöhen, haben die Zeitungsunternehmer ihre Einnahmen durch die Anwendung von Hilfsmitteln vermehren müssen, von denen in früherer Zeit höchstens in Ausnahmefällen die Rede war. Die Überhandnahme des Anzeigen- und Reklamewesens und die mit dieser zusammenhängende Abhängigkeit der periodischen Presse von Börsen- und Kapitaleinflüssen ist genau so alt, wie die Erweiterung des Zeitungsstoffes um die oben erwähnten neuen Rubriken. Die den Anzeigen gewidmete „vierte Seite" wurde die wichtigste der gesamten Zeitung, weil sie die Mittel zur Bestreitung der von den übrigen drei Seiten in Anspruch genommenen Kosten beschaffen sollte. Konnte da ausbleiben, daß die Rücksicht auf möglichst zahlreiche und möglichst gut bezahlte Anzeigen dem Inhalt des lediglich mit Ausgaben verbundenen Textes gelegentlich mitspielte? Abgesehen von der Notwendigkeit, mit den Interessen und dem guten Willen der Anzeigenden zu rechnen, mußten die Zeitungsherausgeber in noch ganz anderem Sinne als früher auf möglichste Verbreitung, d. h. auf Popularisierung, ihrer Organe Bedacht nehmen. Der Natur der Sache nach entscheidet die Zahl der Leser und Abonnenten eines Blattes über die Bedeutung, welche dasselbe für die Anzeigenden hat. Um in dieser Rücksicht möglichst weitgehende Erwerbungen zu machen, suchte man einesteils durch möglichste Mannigfaltigkeit des Stoffes, anderenteils durch Anpassung an die Tagesströmung Leser zu gewinnen. Der moderne deutsche Durchschnittsleser gehört in der Regel einer Partei an, — unsere Parteien stehen wiederum unter der Oberleitung der parlamentarischen Fraktionen, und die von diesen empfohlenen und begünstigten Zeitblätter haben die meiste Aussicht auf Verbreitung. Für den Unternehmer, „der sein Geschäft versteht", ist damit ein- für allemal gesagt, daß außerhalb der Fraktionen kein Heil ist. Er rechnet mit diesen ebenso genau, wie mit seinen Anzeigenden und sonstigen Geschäftsfreunden, und hat dabei den Vorteil, sowohl für den redaktionellen als für den zahlenden Teil seines Blattes Gönner und Freunde zu erwerben: die einen zahlen b a r, die anderen durch Nachrichten, Korrespondenzen und Auskünfte, die Geldeswert haben und um den Gegendienst der Anbequemung an das Fraktionsinteresse verhältnismäßig wohlfeil erworben werden.

Wesentlich auf diese Umstände ist die tiefgehende Veränderung zurückzuführen, welche das deutsche Zeitungswesen im Laufe der

letzten Jahrzehnte erfahren hat. Um dieselbe Zeit, zu welcher Zeitungen und Zeitschriften den ansehnlichsten Teil unserer geistigen Nahrung zu bilden begannen, tauschte die Mehrzahl der ersteren ihren litterarischen Charakter gegen den geschäftlichen aus, indem sie neue, von schriftstellerischer Thätigkeit unabhängige Rubriken zu schaffen und auf diese den Schwerpunkt zu legen begannen. Der sonst von Schriftstellern geübte Einfluß ging zum einen Teil auf Geschäfts- und Börsenleute, zum andern auf Fraktionspolitiker über, denen geschäftliche Interessen, mindestens sehr häufig, näher lagen als litterarische.

Ungleich günstiger sind die Wandlungen gewesen, welche sich um die nämliche Zeit in unserem Zeit*schriften*wesen vollzogen haben. In der glücklichen Lage, Telegramme, Kurslisten, Parlaments- und Lokalberichte u. s. w. überhaupt nicht, Anzeigen in nur bescheidenem Maße zu brauchen, haben die deutschen Wochen- und Monatsschriften an den Vorteilen der neueren Entwickelung teilgenommen, ohne von den Nachteilen derselben heimgesucht zu werden. Redakteure und Mitarbeiter der Zeitblätter (im engeren Sinne des Worts) vermögen in dem ruhigen Tempo weiter zu arbeiten, welches den Hauptvorzug der schriftstellerischen Arbeiten vergangener Tage bildete; sie sind imstande, ohne Beeinträchtigung ihrer Freiheit und Gewissensruhe mit den Verlegern Hand in Hand gehen zu können; wenigstens in der Regel hängt von ihnen ab, ob und in welchem Maße sie sich in den Dienst des Partei- und Fraktionswesens begeben wollen, — die Möglichkeit eines Daseins außerhalb dieses Rahmens ist ihnen niemals ganz benommen. Während ihre Ausgaben-Budgets keine anderen Erweiterungen erfahren haben, als diejenigen, welche durch die allgemeine Preissteigerung bedingt sind, kommen ihnen die Vorteile des vermehrten Anzeigenbetriebes reichlich zu gute. — Der bloß relative Unterschied, der in früherer Zeit zwischen Zeitungen und Zeitschriften rücksichtlich des Betriebes und der Art der Thätigkeit bestand, ist auf solche Weise zu einem absoluten geworden — die Zeitschrift in gewissem Sinne an *die* Stelle getreten, welche ehemals von der Zeitung eingenommen wurde. Schriftsteller im vollen Sinne des Wortes zu sein, hält für den Redakteur und regelmäßigen Mitarbeiter der letzteren ziemlich schwer, ist für den Journalisten der Zeitschrift dagegen selbstverständlich geblieben. Werdende vermögen sich der letzteren Thätigkeit ohne Schaden für ihre Weiterentwickelung zu widmen, weil sie in dieselbe

nicht aufzugehen brauchen. Die Zeitung dagegen verlangt den ganzen Menschen und frißt ihn allmählich auf: „Wer sich gewöhnt hat, immer nur für den Tag zu arbeiten, wird zuletzt in den Tag hineinleben" hat Freytag seinen Konrad Bolz eingestehen lassen müssen. Sich vollständig und selbstlos der einmal ergriffenen Sache hinzugeben, ist unzweifelhaft ein edler, wahrhaft männlicher Beruf, und Gustav Freytag hat Unrecht, wenn er demselben die Fähigkeit abspricht, „große Charaktere" zu bilden: große Schriftsteller aber werden aus der Schule der Zeitungsschreiberei nur höchst selten hervorgehen, am seltensten im heutigen Deutschland, wo der Journalist sein Leben lang Journalist zu bleiben verurteilt ist.

Auf Beschaffenheit und Bedingungen der einzelnen Formen und Arten moderner Journalistenarbeit wird in einer Reihe weiterer Bemerkungen eingegangen und daran die Frage geknüpft werden, ob die Erzeugnisse der Tagespresse geeignet erscheinen, den hauptsächlichen und regelmäßigen Nahrungsstoff deutschen Geisteslebens zu bilden.

3. Die Demokratisierung der Presse.

Unabhängigkeit einer Zeitung ist mit lohnendem geschäftlichem Ertrage gleichbedeutend. Eine Weile kann ein nicht auf seine Kosten kommendes Blatt durch Zuschüsse des Herausgebers erhalten werden, auf die Dauer vermag auch der Reichste die Last eines „zehrenden Kapitals" nicht zu tragen. Werden die für die Erhaltung eines Journals erforderlichen Zuschüsse von Dritten — von politischen oder geschäftlichen Freunden des Blattes oder seiner Herausgeber — aufgebracht, so bleibt von der Unabhängigkeit desselben nur noch der Schein übrig, weil Rücksichten auf die zusteuernden Genossen sich von selbst einfinden, ohne daß Parteifarbe oder sonstige Beschaffenheit der beisteuernden Freunde dabei einen Unterschied bedingten. Daß der Sprachgebrauch unter Abhängigkeit zunächst und vor allem Abhängigkeit von einer Regierung meint und daß er diese nicht nur für verwerflicher als jede andere, sondern für an und für sich verwerflich hält — das beruht auf einer aus den Kinderjahren unseres öffentlichen Lebens in die Gegenwart hinübergenommenen Verwechselung der Begriffe. Der Urteilsfähige weiß, daß das zwischen Regierungen und offiziösen oder regierungsfreundlichen Blättern bestehende Verhältnis von

demjenigen nicht oder nicht wesentlich verschieden ist, welches zwischen Parteiorganen und Parteileitungen Platz greift. Er weiß ferner, daß die Dienstbarkeit bei einer politischen Partei — mag dieselbe die regierende oder die oppositionelle sein — in der Mehrzahl der Fälle vorteilhaft unterschieden sein wird von dem Dienstverhältnis, welches ein rein und unverhüllt geschäftliches Unternehmen bedingt. Zum Wesen einer Partei gehört, daß dieselbe nicht private, sondern öffentliche Zwecke verfolgt und daß ihr Urteil mindestens in abstracto mit demjenigen des Staates oder der gesamten Nation zusammenfällt. Auch wo unter diesen Zeichen noch so sehr gefehlt werden mag, sind es doch, dem Namen und der ursprünglichen Absicht nach, ideale Ziele, denen nachgestrebt werden soll, während Vereinigungen zu Erwerbszwecken auf solche von vornherein verzichten.

Doch davon wird erst in der Folge zu handeln sein. Stellen materieller und geschäftlicher Erfolg sich als oberste Bedingungen für die Unabhängigkeit eines journalistischen Unternehmens dar, so wird zunächst nach den Quellen zu fragen sein, aus welchen der Unternehmer die zur Bestreitung der Betriebskosten erforderlichen Mittel schöpfen kann.

In erster Reihe aus dem Bestellgelde (Abonnementsbetrage). Nachweislicher und anerkanntermaßen ist dasselbe in Deutschland so niedrig bemessen, daß er zur Bestreitung auch nur der allerdringendsten Kosten (Papier, Lettern, Satz und Druck) nicht ausreicht. Am deutlichsten springt das Mißverhältnis zwischen Leistung und Gegenleistung bei den großen, geschäftlich lohnenden Blättern in die Augen. Einige Anführungen aus der Preisliste des Berliner Postzeitungsamtes werden das belegen.

Der Jahrespreis des teuersten deutschen Tageblattes, der „Hamburger Börsen-Halle", beträgt 48 M. Die Mehrzahl großer deutscher Blätter wird mit wenig mehr als der Hälfte, eine sehr erhebliche Zahl einflußreicher Zeitungen mit weniger als einem Dritteil dieses Betrages bezahlt. Die zweimal täglich in Großfolio erscheinende, wegen der Fülle und Raschheit ihrer Mitteilungen bekannte „Kölnische Zeitung" kostet 28 M. 80 Pf. jährlich. Mit demselben Preise begnügen sich die bedeutendsten und anerkanntesten Tageblätter: die (Berliner) Nationalzeitung, die Kreuzzeitung, die Münchner (früher Augsburger) Allgemeine Zeitung, die in West- und Süddeutschland weitverbreitete und

außerordentlich gehaltreiche Frankfurter Zeitung, der dreimal täglich erscheinende Hamburgische Korrespondent u. s. w. Eine ganze Anzahl nicht minder bemerkenswerter Zeitungen ist erheblich wohlfeiler zu haben. Die viermal täglich erscheinende Weserzeitung, die katholische Germania und die (Stettiner) Ostseezeitung kosten 22 M. 40 Pf., die offiziöse Nordd. Allg. Zeitung und die Schlesische Zeitung 24 M., der nationalliberale Hannoversche Kurier 20 M., zwei Hauptorgane der freisinnigen Partei, die Königsberger Hartungsche Zeitung und die Kieler Zeitung (zwei Ausgaben täglich) 14 M. 20 Pf., die freikonservative Post 17 M. 20 Pf., die Berliner Volkszeitung 14 M. 40 Pf., der Schwäbische Merkur 13 M. 60 Pf. jährlich. — Unvergleichlich niedriger stellen sich die Preise gewisser auf populären Massenabsatz berechneter Blätter: die (Berliner) Freisinnige Zeitung kostet 9 M. 60 Pf., die Fränkische Tagespost 6 M. 70 Pf., der Reichsbote 11 M. 20 Pf., die Schleswig-Holsteinische Zeitung 7 M. 20 Pf., die in Danzig erscheinende Kleine Zeitung für Stadt und Land 3 M. 20 Pf. jährlich. Der Durchschnittspreis der zahlreichen preußischen Kreisblätter schwankt zwischen 4 und 8 M. jährlich.

Auf den ersten Blick erhellt, daß diese Beträge hinter den zur Bestreitung der Herstellungskosten erforderlichen Summen erheblich zurückbleiben, ja daß sie in vielen Fällen kaum den Preis des gelieferten Papieres und der Druckschwärze decken werden. Im einzelnen wird das Verhältnis zwischen Bestellgeld und Aufwendung von Papier und sonstigem Stoffe sich verschieden stellen, — für die Mehrzahl größerer deutscher Zeitungen die Sache ungefähr so liegen, wie sie sich im Jahre 1873 für die „Neue freie Presse" stellte. Nach einer zur Zeit der Wiener Weltausstellung veröffentlichten Berechnung dieses Blattes verausgabte dasselbe rund 500 000 Gulden jährlich für das Druckpapier, welches an 35 000 abgezogene Exemplare gewendet wurde, während der Gesamterlös aus dem Bezuge 630 000 Gulden betrug. Für die 18 Gulden, welche der Besteller jährlich zahlte, wurde demselben Druckpapier im Werte von 14 1/3 Gulden geliefert. Da die Druckkosten 120 500 Gulden jährlich betrugen, stellte die Summe dieser beiden Posten sich nahezu ebenso hoch, wie der gesamte jährliche Bezugspreis. Hätten die Herausgeber sich mit diesem begnügen müssen, so wäre für die

sonst von ihnen aufgewandten Herstellungskosten, d. h. für Beschaffung des Redaktionsstoffes, für Löhnung der Redakteure und Betriebsbeamten, für Miete, Heizung, Beleuchtung, Schreibmaterial, Korrespondenz- und Telegraphenporto, Gewerbesteuer u. s. w., so gut wie gar nichts übrig geblieben. Daß dieser Teil der Aufwendungen hinter demjenigen für Druck und Papier nicht zurückblieb, konnte die „Neue freie Presse" ziffernmäßig nachweisen, die Herstellung des für 18 Gulden jährlich verkauften Jahrgangs der Zeitung habe den Herausgebern 30 bis 34 Gulden gekostet. — Für die Mehrzahl größerer deutscher Zeitungen wird die Sache wenig anders liegen, als für das genannte Wiener Blatt. Was die in Berlin, Hamburg, Köln, Breslau, München u. s. w. erscheinenden Blätter an Aufwendungen sparen mögen, wird überreichlich durch die größere Wohlfeilheit der von ihnen gestellten Preisforderungen (statt 36 M. durchschnittlich 24 bis 28 M.) aufgewogen. Von kleinen Lokalblättern abgesehen, arbeitet jede Zeitung, die vom Bestellgelde leben und ihren Lesern halbwege erträgliche Lesestoffe bieten will, mit Verlust. — Thatsächlich giebt es denn auch keine Tage- und Wochenblätter mehr, die nicht zu Anzeigen ihre Zuflucht genommen bez. ihre Zuflucht zu nehmen versucht hätten. Selbst um den Widerstand, welchen die bedeutenderen Witzblätter (Kladderadatsch und Fliegende Blätter) der Aufnahme dieses einträglichen Ballastes zu bieten versucht hatten, ist es längst geschehen; der Kladderadatsch hat sich den Anzeigenden zu Liebe sogar auf eine Verteilung seines Stoffs über die Beilagen verstehen müssen, ob seine Herausgeber gleich die auf anderen Blättern ruhende Hauptlast (diejenige der Telgramme) nicht zu tragen haben.

Auf die einzelnen Umstände, welche den Betriebsaufwand der periodischen Presse in ungeahnter Weise erhöht haben, wird in der Folge näher einzugehen sein. Daß das an und für sich nahe liegende Auskunftsmittel eines den Verhältnissen entsprechenden Preisaufschlags durch Konkurrenzrücksichten ausgeschlossen war, ist bereits erwähnt worden. Ähnlich wie bei uns ist es in dieser Rücksicht allenthalben zugegangen. Seit Zeitungenlesen zum allgemeinen Volksbedürfnis geworden ist, besteht in der gesamten zivilisierten Welt ein Wettlauf um Wohlfeilheit der Zeitungspreise. Von der „Times" und ein paar anderen englischen Blättern abgesehen, werden englische, französische, italienische, schwedische

u. s. w. Zeitungen zu Preisen abgegeben, die von den deutschen wenig verschieden sind, sehr häufig hinter denselben zurückbleiben. Zieht man in Betracht, daß die großen Pariser Blätter weniger bezahlte Anzeigen aufnehmen, als diejenigen unserer Großzeitungen, so erscheinen die von denselben erhobenen Bestellgelder sehr bescheiden. Das „Journal des Debats“ kostet 44½ M., alle übrigen großen Pariser Zeitungen sind wohlfeiler. Die „Monde“ kostet 30 M. die „Republique française“, der „Temps“, der „Figaro“, die „France“, der „Français“, der „National“, der „Pays“, die „Union“, der „Soir“, der „Soleil“, der „Univers“, der „Reveil“, „Paris-Journal“, „Patrie“, „Gaulois“ u. s. w. 28 M. jährlich, d. h. ein Preis, der hinter demjenigen der Kölnischen Zeitung um 80 Pf. (1 Franc) zurücksteht. Ebenso wohlfeil werden die meisten großen englischen Blätter abgegeben: der „Standard“ für 23 M. 84 Pf., „Pall Mall Gazette“ für 24 M. 16 Pf., „Daily News“ für 23 M. 84 Pf., „Daily Telegraph“ für 24 M. 84 Pf., „Morning Post“ für 24 M. 80 Pf. u. s. w. Daß die russischen Zeitungen („Moskauer Ztg.“ 70 M. 40 Pf., „Russ. St. Petersburger Ztg.“ 64 M., „Grashdanin“ 50 M. 60 Pf., „Nowoje Wremja“ 70 M. 40 Pf.) theurer sind, erklärt sich aus der Beschränktheit des russischen Zeitungspublikums, das ausschließlich aus den höchstgebildeten Klassen der Gesellschaft zusammengesetzt ist; in Italien sind die Zeitungspreise durchschnittlich noch geringer als bei uns, ebenso in Spanien und den skandinavischen Ländern. Überall soll es die „Masse“ machen, d. h. die Masse der Leser, welche die Masse der Anzeigen heranzieht und die Masse der Anzeigen, welche die Zahl interessierter Leser vermehrt.

Die Geschichte der Zeitungspreise ist gleichbedeutend mit der Geschichte der allmählichen Demokratisierung der periodischen Presse. Von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, setzt sich dieselbe aus einer Kette von Preisherabsetzungen zusammen. Diese Herabsetzungen sind zum einen Teil dadurch bewirkt worden, daß für unveränderte Beträge um das Drei- und Vierfache vergrößerte Blätter abgegeben wurden, zum anderen Teile durch direkte Preisminderungen. Die bekanntesten Beispiele letzterer Art gehören Frankreich und England an, wo sie förmliche Zeitungsrevolutionen zur Folge gehabt haben. Bis zum Jahre 1836 betrug der feste Preis der größeren Pariser Zeitungen 80 Francs jährlich. Als Girardin den Preis für die in dem genannten Jahre begründete

„Presse“ auf 40 Francs festsetzte, dadurch eine ungeahnt große Zahl von Abnehmern gewann und glänzende Geschäfte machte, wirkte dieses Beispiel so ansteckend, daß die gesamte Pariser Presse demselben folgte und daß (wie oben erwähnt) das teuerste Organ der französischen Presse heute nur noch fünfzig und einige Francs, die Mehrzahl der übrigen Blätter erheblich weniger kostet. Zwanzig Jahre später vollzog sich ein ähnlicher Prozeß in England, wo nach dem Vorgang des Daily Telegraph der Preis für die Nummer großer Zeitungen von 5 auf 4, dann auf 3 Pence herabgesetzt und sodann (während der sechziger Jahre) mit der Begründung von Penny-, später von Halfpenny-Blättern vorgegangen wurde. — In Deutschland haben trotz der im Jahre 1872 erfolgten Aufhebung der preußischen Stempelsteuer, der Hamburgischen Inseratensteuer u. s. w. direkte Preisherabsetzungen nur ausnahmsweise Platz gegriffen. Dafür giebt es kaum ein größeres deutsches Blatt, das nicht vermittelst Vergrößerung seines Formats, Vermehrung der Zahl seiner täglichen Ausgaben, Zugabe von Feuilletons, Sonntagsbeilagen u. dgl. bei unverändertem bez. fast unverändertem Preise seine Leistungen unverhältnismäßig erhöht hätte. Diese mittelbaren Preisverminderungen fielen um so schwerer ins Gewicht, als die Einführung der telegraphischen Rubrik und die allgemeine Steigerung der Setzer-, Drucker- und Schriftstellerlöhne bereits früher eine ungeahnte Vermehrung der Herstellungskosten verursacht hatten.

Die Folgen dieser Veränderung brauchen kaum erwähnt zu werden. Einerseits mußte auf Heranziehung einer vergrößerten Leserzahl hingewirkt, andererseits die Vermehrung der bezahlten Anzeigen ins Auge gefaßt, d. h. zu einer Popularisierung und Nutzbarmachung des Zeitungswesens geschritten werden, welche mit der ursprünglichen Bestimmung desselben kaum etwas gemein hatte.

Daß die Absicht, die Zahl der Zeitungsleser zu vermehren und die gebildete Auslese des Publikums durch breite Massen zu ersetzen, geglückt ist, hat sich in dreifacher Rücksicht geltend gemacht. Zu Gunsten der Vielen, deren jedem „Etwas“ gebracht werden soll,

ist den Zeitungen eine Anzahl neuer Stoffe von höchst zweifelhaftem Werte zugeführt,

ist der publizistische Ton herabgestimmt,

ist der periodischen Presse eine Abhängigkeit von Tagesstimmungen, Partei- und Durchschnittsmeinungen eingeimpft worden, die der wahren Aufgabe der Journalistik zuwiderläuft.

Der erste Punkt, die Zulassung ausschließlich der Unterhaltung dienender Gegenstände in die Zeitungsspalten, ist der wichtigste und verhängnisvollste gewesen, weil er das Verhältnis der periodischen Presse zu den Lesern verrückt, der Unterhaltung eine Stelle neben und häufig über der Belehrung eingeräumt, der Abwechselungs- und Zerstreuungssucht des Publikums unmittelbar Vorschub geleistet, Unmündige zu Zeitungslesern geködert, diesen Eindringlingen weitere Zugeständnisse gemacht und außerdem zu einer alles Maß und allen Glauben übersteigenden Verwahrlosung des Geschmacks den Anstoß gegeben hat. Charakteristischerweise ist die Entstehung des Romanfeuilletons mit der oben erwähnten Herabsetzung der Pariser Zeitungspreise zusammengefallen, ja durch diese veranlaßt worden. Die beiden 40 Francs-Blätter, Presse und Siècle, sind die ersten gewesen, die diesen Köder auswarfen und mit demselben so gute „Geschäfte" machten, daß ihrem Beispiel von der französischen und in weiterer Folge von der gesamten festländischen Kollegenschaft nachgeeifert wurde. Seit Jahr und Tag ist nahezu jedes deutsche Blatt mit einem „seiner Tendenz entsprechenden" Romanfeuilleton gesegnet. Große Zeitungen bringen Erzählungen sog. novellistischer Meister, mittlere Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen, Italienischen, Russischen, Schwedischen und allen sonst möglichen Sprachen, kleine und kleinste Blätter endlich Erzeugnisse, die sich weder kritisieren noch rubricieren lassen.

Von der „neuen Ära", welche das Aufkommen des Romanfeuilletons der deutschen Erzählungs-Industrie erschlossen, und von dem Einfluß, den diese Übung auf die Roman-Mache, die Methode der Kapiteleinteilungen, Aktschlüsse u. s. w. geübt hat, wird besonders zu handeln sein. Für jetzt genügt die Bemerkung, daß die Heranziehung von Erholungsstoffen für deutsche Zeitungen unentbehrlich geworden ist, seit dieselben weite Kreise zum Bezuge heranzuziehen und dem Grundsatze zu folgen genötigt worden sind, „daß die Masse es bringen muß". Von dem Einfluß dieser Massenherrschaft auf Haltung und Ton der periodischen Presse legt jede Vergleichung zwischen älteren und neueren Jahrgängen der bekannteren Zeitungen Zeugnis ab. Mag die Art der Darstellung im Durchschnitte an Lebhaftigkeit und leichter Schürzung gewonnen haben, — diese Vorzüge werden überreichlich aufgewogen durch Trivialisierung, Eintönigkeit und flache Schnellfertigkeit der abgegebenen Urteile. — Den Ton anzuschlagen, in welchem die ausgezeichneten Publizisten älterer Zeit redeten, ist außerordentlich schwierig ge-

worden, seit auf zehn hochgebildete neunzig auf der Mittelstufe stehende Leser kommen und seit Abhängigkeit von Parteischlagworten und Modetendenzen alle Schichten der Gesellschaft ergriffen hat. Sonst galt es, neue Meinungen und Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen, unter Innehaltung gewohnter Ausdrucks- und Denkformen Abwendungen von landläufigen Vorurteilen vorzubereiten und gegen den Strom zu schwimmen; der heutige Zeitungsschreiber hat im voraus feststehende Ansichten in neue Formen zu bringen, hundertmal gesagten Dingen ein modisches und auffallendes Kleid anzuziehen. Da die politischen Parteigegensätze sich auf nahezu alle Gebiete des Lebens erstrecken, gibt es kaum noch eines, auf welchem der Tagesschriftsteller freie Bahn nehmen dürfte. Seit Konservative, Klerikale, Liberale, Demokraten und Sozialisten in kommunalen, religiösen und zumeist auch in ästhetischen Fragen ebenso bestimmten Glaubensbekenntnissen, Liebhabereien, Zu- und Abneigungen folgen, wie in Sachen des Staatslebens, hat der in ihrem Dienste thätige Schriftsteller Rücksichten zu nehmen, von denen man noch vor dreißig Jahren nichts wußte. In dem freien Tone einer Unterhaltung zwischen Gebildeten zu reden, hält außerordentlich schwer, wenn ein Chorus Halbgebildeter zuhorcht, wenn bei jedem dritten Worte Mißverständnisse und Mißdeutungen gefürchtet werden müssen und wenn man nicht sowohl im eignen Namen, als in demjenigen des großen Anonymus (der öffentlichen Meinung oder Partei) redet. Von der Hauptstraße abliegende Meinungen zu vertreten, zwischen den Parteien seinen Weg zu nehmen, auch nur vorzeitig Folgerungen zu ziehen, welche an und für sich unabweisbar sind, ist seit der Demokratisierung der Presse hochgefährlich geworden. Beispiele dafür liegen in großer Zahl vor: wer sich darauf einläßt, nimmt in der Regel ein schlechtes Ende. Der Liberale, der vor dem Spätsommer 1866 die Richtigkeit der Bismarck'schen Politik auch nur als Möglichkeit hinzustellen wagte, war ein toter Mann. Demselben Geschicke unterlag, wer vor zwölf Jahren Punkte der Maigesetzgebung anzutasten wagte, die heute von allen Parteien preisgegeben werden, wer vor dem Jahre 1877 von einem berechtigten Kern der sozialdemokratischen Forderungen oder vor dem Jahre 1876 von bedenklichen Seiten der Manchester-Politik handelte. Unter den ungezählten Liberalen, welche die damaligen Preß-Feldzüge gegen Ultramontane und Sozialisten und gegen das angebliche Bündnis der „Schwarzen"

mit den „Roten“ mitmachten, haben unzweifelhaft sehr viele gewußt, daß Unmöglichkeiten angestrebt wurden und daß Rückschläge unvermeidlich seien. Wenn sie dennoch still hielten, so geschah das aus den nämlichen Gründen, aus denen zwei Jahrzehnte früher auf dem Boden der preußischen Verfassung stehende Altkonservative (aus Rücksicht auf die Gerlach und Louis Schneider) Schweigen für das bessere Teil ansahen, — aus denselben Gründen, welche die heute von allen Sachkennern für unzweckmäßig erklärte Methode der Reallastenaufhebung in Schleswig-Holstein ihrer Zeit unanfechtbar erscheinen ließ. Auf ihnen lastete die „schlimmste aller Tyranneien“, die Tyrannei der Masse, welche niemandem gestattet, klüger als sie selbst zu sein. Innerhalb gewisser Grenzen hat solche Gewaltherrschaft immer und überall bestanden, — diese Grenzen aber sind enger geworden, seit die Zahl der Teilnehmer an öffentlichen Diskussionen um das Zehn- und Hundertfache zugenommen und die Herrschaft der Vielen förmliche Sanktion erhalten hat. — Im gewöhnlichen Laufe der Dinge wird von dem Publizisten nicht nur keine individuelle Meinung, sondern bereitwillige Hingabe an fraktionsmäßig festgestellte Gesamturteile erwartet. Die jüngste in dieser Rücksicht gemachte Erfahrung datiert um wenige Jahre zurück. Steinwürfe von rechts und von links und Abonnentenverluste von erheblichem Umfange trug es der Berliner „National-Zeitung“ ein, als dieses Blatt die Scheidung zwischen Nationalliberalen und Sezessionisten nicht mitmachen, sondern zwischen diesen Fraktionen Posto fassen zu wollen erklärte. Was sonst für ein Verdienst gegolten hätte, wurde als Niedersitzen zwischen zwei Stühlen bezeichnet, unklug und unpraktisch gescholten.

So folgenreich die übrigen im deutschen Zeitungsbetriebe stattgehabten Neuerungen auch gewesen sind, an Wichtigkeit werden sie durch den Einfluß übertroffen, welchen die veränderte Stellung und Einrichtung des Anzeigenwesens auf die gesamte journalistische Gebahrung geübt hat.

Bezahlte Privatanzeigen wurden bereits in den Zeitungen der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gefunden. Bis zum vierten Jahrzehnt desselben als Ausnahmen vorkommend, bezogen dieselben sich zumeist auf neue litterarische Erscheinungen, auf buchhändlerische Subskriptionseinladungen und auf amtliche „Notifikationen“. Diesen frühesten Geschäftsanzeigen reihten sich seit Mitte des philosophischen Jahrhunderts andere an, welche Verzehrungs-

und Bekleidungsgegenstände betrafen. Familiennachrichten statt durch Versendung von Trauer-, Vermählungs- und Geburtsbriefen durch Einrückungen in die öffentlichen Blättern bekannt zu geben, soll erst in den neunziger Jahren und zwar zuerst in Hamburg und in Leipzig üblich geworden sein[1]). So rasch kam der Gebrauch, die Zeitung zu Privatankündigungen und amtlichen Publikationen zu benutzen, in Aufnahme, daß das verbreitetste und ansehnlichste deutsche Tageblatt älterer Zeit, der im Jahre 1730 begründete „Hamburgische unparteiische Korrespondent von Staats- und Gelehrtensachen", zu Ende des vorigen Jahrhunderts Nummern brachte, welche mehr Anzeigen- als Textzeilen enthielten, und daß in den Spalten desselben amtliche und außeramtliche „Avertissements" aus nahezu allen deutschen Ländern zu finden waren. Daß dem erlaubten Gebrauch der mißbräuchliche auf dem Fuße folgte, hat sich auch in diesem Falle gezeigt. Es kommen bereits in den ältesten Jahrgängen des „Hamburgischen Korrespondenten" schwindelhafte Anpreisungen neuentdeckter Geheimmittel vor. In dem Jahrgange 1792 thut sich das erste (nicht weniger als vier enggedruckte Spalten umfassende) Heiratsgesuch auf, dem im Jahre 1794 ein zweites kürzeres folgt, um zahlreichen Gesuchen ähnlichen Inhaltes Bahn zu brechen. Des weiteren scheinen Ankündigungen neubegründeter Lehr- und Unterrichtsanstalten, Transport- und Reisegelegenheiten, sowie Auslobungen für die Entdeckung von Verbrechen und Verbrechern, öffentliche Schaustellungen und Wirtshauseröffnungen die hauptsächlichste Rolle gespielt zu haben. — Einer diesen Anfängen entsprechenden Fortentwickelung des Anzeigewesens wurde durch das Elend der Franzosenzeit und der auf diese folgenden allgemeinen Verarmung indessen so feste Grenzen gezogen, daß dasselbe sich um das Jahr 1820 wesentlich auf demselben Standpunkte befand, wie ein Vierteljahrhundert früher. Während der folgenden dreißig Jahre bewirkte die Zunahme des Wohlstandes Vermehrung

[1]) Vgl. Nr. 1 der Jubiläumszeitung des „Hamburgischen Korrespondenten" vom 18. Januar 1880 und Wuttke a. a. O. Wie der letztere mitteilt, ist die erste Todesanzeige 1790, die erste Entbindungsanzeige 1797, die erste Verlobungsanzeige erst 1816 in der „Leipziger Zeitung" veröffentlicht worden. Daß mit der Veröffentlichung von Todesanzeigen die Verbittung von Beileidsbezeugungen verbunden wurde, kam bereits im Jahre 1795 vor, wo z. B. die Brüder Wilh. und Alex. von Humboldt in Veranlassung des Ablebens ihrer Mutter eine bezügliche Bekanntmachung im „Hamb. Korresp." erließen.

der bezahlten Anzeigen; bis zur Mitte des Jahrhunderts bewegte man sich indessen in ziemlich engen Gleisen. Die Sache im großen Stil zu treiben, die Anzeigen durch eigens dazu bestellte Agenten sammeln zu lassen, planmäßig auf Vermehrung derselben hinzuarbeiten, das Bedürfnis künstlich zu erzeugen und auf nahezu alle Gebiete des Lebens auszudehnen, kam erst nach dem Jahre 1850, d. h. um die Zeit des Aufschwungs der modernen Industrie und der zunehmenden Konkurrenz, in Gebrauch. Neben der Macht des in England und Frankreich gegebenen Beispiels war dabei der bekannte Umstand maßgebend, daß die Revolutionsjahre 1848 und 1849 die Zahl deutscher Zeitungen vermehrt, die Gewohnheit des Zeitungenlesens verallgemeinert und dadurch den geschäftlichen Wert der Zeitungsanzeigen erhöht hatten. Da die in dieselbe Zeit fallende Einführung telegraphischer Nachrichten die Betriebskosten erhöht, der Druck der Konkurrenz entsprechende Preisaufschläge unmöglich gemacht hatte, wurde die Aussendung von „Annoncenjägern" alsbald bei vielen größeren Zeitungen üblich. Diesen Vermittlern einen Anteil an dem Erlöse der von ihnen besorgten Anzeigen, bei größeren Bestellungen einen Preisnachlaß (Rabatt) zu bewilligen, war bereits um die Mitte des sechsten Jahrzehnts allgemeiner Brauch geworden. Daß die größeren Vermittler zu förmlichen Agenten wurden, daß sie als solche selbständige Bedeutung gewannen, diese durch die Begründung von Bureaus bethätigten und mit den Zeitungen auf dem Fuße geschäftlicher Großmächte verhandelten, war unter den gegebenen Verhältnissen unvermeidlich. Die erste dieser Anstalten, die von den Frankfurter Buchhändlern Haasenstein und Vogler begründete Agentur, brachte es nach verhältnismäßig kurzer Frist zu einer zahlreichen, größere Städte umfassenden Verzweigung, weil sie einem vorhandenen Bedürfnis entsprach und mit der Mehrzahl bedeutenderer Blätter in Beziehung zu treten wußte. Dieser Anstalt folgten diejenigen Hübners (in Leipzig), Eugen Forts und Rudolf Mosses, der seit dem Jahre 1867 in nicht weniger als dreizehn deutschen Städten Hauptagenturen begründet hat, endlich verschiedener internationaler Anstalten, von denen einzelne (z. B. die Pariser Agence Havas) mit Telegraphen-Kompagnieen verbunden sind und europäischen Einfluß üben.

Damit hatte für das gesamte Zeitungswesen eine neue Phase des Daseins begonnen. Redakteure und Verleger hatten es nicht mehr ausschließlich mit zahlreichen kleineren Auftraggebern, sondern

ebenso häufig mit großen Geschäften zu thun, die alsbald auf die gesamte geschäftliche und redaktionelle Gebarung ihrer Auftragnehmer einen gewissen Einfluß zu üben begannen. Für große, über weite Kreise verbreitete Zeitungen und für neubegründete journalistische Unternehmungen wurde die Verständigung mit den Bureaus schon zu Ende der sechziger Jahre notwendig, während begünstigte Lokalblätter ihre Unabhängigkeit längere Zeit behaupten konnten. „Annoncieren" an bestimmter Stelle ist bekanntlich Sache des Herkommens. An nahezu jedem größeren oder kleineren Orte ist das Publikum von Alters her gewöhnt, die auf Familienereignisse, Hausbedürfnisse, Dienstbotenverhältnisse, neue Markt- und Verkaufsartikel u. dgl. bezüglichen Anzeigen in bestimmten Lokalblättern zu finden. Die kleinen, nur ausnahmsweise inserierenden, aber wegen ihrer ungeheueren Zahl höchst schätzbaren Auftraggeber halten sich in der Regel an ein bestimmtes Blatt, dem sie ihre Bestellungen direkt aufgeben und dem sie ohne Rücksicht auf seine sonstige Beschaffenheit unentwegt treu zu bleiben pflegen. In Berlin nimmt die Vossische Zeitung, in Leipzig das Tageblatt, in Dresden der Anzeiger, in Hamburg eine Anzahl von Lokalblättern diese unangreifbare Stellung ein. Von einer festen Anzeigenbasis ausgehend, Stellensuchern, Arbeitsgebern, Hausfrauen, Handwerkern, Krämern u. s. w. ebenso gewohnt wie unentbehrlich, vermögen Zeitungen der bezeichneten Gattung mit den Bureaus wie Macht zu Macht zu verhandeln und denselben ihre Bedingungen vorzuschreiben. — Dieses Vorteils entbehren größere Blätter in sehr zahlreichen Fällen; eben weil sie Weltblätter sind, fehlt ihnen der örtliche Boden und sind sie wesentlich auf große, aus den verschiedensten Ländern und Städten stammende, periodisch wiederkehrende Anzeigen angewiesen. Für sie sind Freundschaft oder Feindschaft der Bureaus von höchster Wichtigkeit. Von Bewerbern aller Gattungen und Arten umdrängt, — im Besitz von spaltenlangen Aufträgen großer Bank- und Industrieanstalten, — häufig mit allgemein gehaltenen Aufträgen (wie „größte Blätter", „verbreitetste und einflußreichste Zeitungen" u. dgl.) versehen, sind die Bureaus in der Lage, die ihrer Vermittelung übergebenen Anzeigen nach freiem Ermessen zu vergeben und vorzuenthalten. Von ihnen geäußerte Wünsche werden für schwächere oder um ihr Dasein kämpfende Zeitungen zu förmlichen Befehlen. Je nach dem Dafürhalten dieser großen Auftraggeber dürfen nicht selten manche Dinge von

den mit ihren Bestellungen beehrten Blättern gar nicht oder nur auf bestimmte Weise erörtert werden. In dem einen Falle sollen bestimmte Interessen gefördert, in dem anderen die Kundgebungen von Gegnern oder Konkurrenten unterdrückt werden. Wie die Bureaus machen es natürlich auch die hinter denselben stehenden Inserenten, Banken, Fabriken, Transport-, Versicherungs- und Aktiengesellschaften aller Art, indem sie die Vergebung ihrer Kundschaft von der Erfüllung von Bedingungen abhängig zu machen suchen. Gewisse, besonders einträgliche Anzeigen sind sehr häufig bloß um den Preis empfehlender Redaktionsartikel, andere nur unter der Bedingung mittelbarer Berücksichtigung bestimmter Interessen, wiederum andere lediglich gegen das Versprechen gefälligen Schweigens über „wunde Punkte" zu haben. Zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten sind alle überhaupt denkbaren Mittel grober, feiner, mittelbarer oder unmittelbarer Beeinflussung, als: erhöhte Anzeigengebühr, Beteiligung am Gewinn von angepriesenen Unternehmungen, Versprechen periodisch wiederkehrender Inserate, Übernahme von Massenabonnements, Vermittelung wichtiger politischer oder geschäftlicher Nachrichten, Schweigethaler u. s. w., mit dem Anzeigenwesen in Zusammenhang gebracht worden. „Große Inserenten nicht zu ärgern", — Geschäften, die fleißig inserieren, gelegentlich ein freundliches Wort zu gönnen, gewissen Gattungen heikler Fragen aus dem Wege zu gehen und des Sprichwortes zu gedenken, nach welchem Reden S i l b e r, Schweigen aber G o l d sein kann, — diese und verwandte „Geschäftsgrundsätze" haben sich zu Zeiten in ausgedehnten Kreisen Geltung zu verschaffen gewußt. Ganz besonders gilt das von denjenigen Blättern, die in das Eigentum von Bureaus übergegangen oder deren dritte und vierte Seiten dauernd an dieselben verpachtet worden sind.

Die Blütezeit dieser vielfach zu schreienden Mißbräuchen ausgearteten „Gepflogenheiten" war bekanntlich die sog. Gründer-Ära, wo massenhaft aufschießende neue Bank- und Industrieanlagen die Inseraten- und Börsenrubriken unserer Zeitungen förmlich belagerten, mit goldenen und papierenen Kugeln beschossen und neben einzelnen uneinnehmbaren Festungen nicht wenige Kapitulanten fanden. Aus jener Zeit rührt die in manchen Kreisen noch heute bestehende Meinung, daß es mit der Ehrenhaftigkeit der deutschen periodischen Presse überhaupt zu Ende sei und daß innerhalb derselben Käuflichkeit die Regel bilde. Zu allgemeinen Urteilen solcher Art ist

niemals, auch nicht zu den Zeiten weitester Verbreitung des Übels, Grund vorhanden gewesen. Immerdar hat es eine erhebliche Anzahl makelloser Blätter und innerhalb des Personals von der Seuche angesteckter Zeitungsleitungen zahlreiche, völlig ehrenhaft gebliebene Männer gegeben. Es gilt das ebenso von denjenigen Beamten und Mitarbeitern größerer Zeitungen, die mit der geschäftlichen Gebarung nicht direkt zu thun haben, wie von den zahlreichen Redakteuren, die in die politische Leitung der ihnen anvertrauten Blätter vollständig aufgehen. Auch von diesen ist häufig gesündigt worden, sehr viel häufiger indessen durch schwächliches und kurzsichtiges Gehenlassen angeblich unabwendbarer Dinge, als durch Entgegennahme von Bestechungen. Dazu kommt, daß der schlimmste Unfug in und von specifischen Börsenblättern getrieben worden ist, für welche die politische Presse überhaupt nicht verantwortlich gemacht werden kann, daß die sogenannte Gründerperiode allzulange überhaupt nicht gedauert und seit den Tagen des großen Wiener Zusammenbruches (Mai 1873) einem außerordentlich wirksamen und überdies andauernden Rückschlag Platz gemacht hat. Zu den in dem mehrerwähnten Wuttkeschen Buche und in der Wichmannschen Tendenzschrift: „Die goldenen Metropole" ausgestoßenen Klagerufen über die Verderbnis der gesamten deutschen Presse ist überhaupt niemals Grund dagewesen. Im wesentlichen hat die Sache so gelegen, daß der tiefeingreifende Einfluß des großen Kapitals auf die gesamte Staats- und Gesellschaftsentwickelung der Neuzeit auch der periodischen Presse mitgespielt, zeitweise stärker mitgespielt hat, als anderen Faktoren unseres öffentlichen Lebens. Keiner derselben ist von den Einwirkungen der Vorherrschaft dieser Großmacht unberührt geblieben; für alle wird es darauf ankommen, die mit der neueren Entwickelung verbundenen Gefahren ernsthaft zu nehmen und über die Würde und Unabhängigkeit der öffentlichen Organe zu wachen, mögen dieselben Zeitungsbureaus, Verwaltungsstellen oder sonst wie heißen.

Mit den vorstehenden Ausführungen über Rolle und Machtgebiet der Anzeigenbureaus und ihrer Hintermänner ist das Kapital von dem Einfluß des Anzeigewesens auf die periodische Presse noch keineswegs erschöpft. Regierungen, Gerichte, Verwaltungs- und Gemeindebehörden haben gleichfalls Anzeigen zu vergeben, die als Machtmittel benutzt werden können. Von einer erheblichen Zahl

kleinerer konservativer Blätter läßt sich behaupten, daß sie längst zu Grunde gegangen wären, wenn sie nicht durch die Zuwendung von Anzeigen öffentlicher Verwaltungsstellen und kirchlicher Autoritäten unterstützt würden. Wichtiger noch sind die wegen ihrer periodischen Wiederkehr und ihres erheblichen Umfangs besonders geschätzten gerichtlichen Anzeigen, welche mit Vorliebe gemäßigt liberalen Organen — wie der gebildete Jurist sie liebt — zugewendet werden. Großstädtische Gemeindeverwaltungen und einzelne Handelskammern pflegen dagegen ihre politische Gesinnung durch Beschickung fortschrittlich-freisinniger Zeitungsspalten zu bethätigen und dadurch ihre Stellung zu stärken. Daß eine Hand die andere wäscht und daß regelmäßig mit einträglichen Anzeigen bedachte Zeitungen sich dieser Gunst würdig zu erweisen und ihren Gönnern höfliche und freundliche Gesichter zu zeigen haben, liegt in der Natur der Sache. Je nach Bildungsgrad, Charakter und Erfahrungsreichtum der beteiligten Personen werden die an das Wohlverhalten der begünstigten Preßorgane gestellten Anforderungen hoch oder niedriger bemessen. Wie allenthalben sind auch hier die kleinen Tyrannen die schlimmsten und anspruchsvollsten, — die Fälle, in welchen der bloße Schein einer Kritik der Auftraggeber zur Drohung mit Inseratenentziehung führt, in engen Verhältnissen am häufigsten. Parteistellung bedingt dabei keinerlei Unterschied. In Preßangelegenheiten pflegt die Gemütlichkeit gerade so aufzuhören, wie in Geldsachen, weil zwischen beiden ein Zusammenhang besteht. Es darf dabei als bekannt vorausgesetzt werden, daß mit Anzeigen unterstützte Zeitungen die von ihnen erwartete gute Gesinnung keineswegs bloß auf rein politischem Gebiete zu bethätigen haben. So tief hat der Parteigegensatz sich in unser öffentliches Leben eingefressen, daß eine ganze Anzahl von Dingen, die mit den Kategorieen von liberal und konservativ, fortschrittlich und klerikal nichts zu thun haben, häufig nach politischen Gesichtspunkten behandelt zu werden pflegt. Wer verschiedene Zeitungen dauernd und mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird wissen, daß und warum die einen regelmäßig für die Justiz, die anderen ebenso regelmäßig für die Verwaltung Partei ergreifen, warum städtische Verwaltungen auf fortschrittliche Unterstützung gegen die Polizeipräsidien, warum innerhalb städtischer Verwaltungen die Magistrate auf die konservative und gemäßigt liberale, die Stadtverordnetenversammlungen auf die radikale Presse rechnen dürfen: selbst so neutrale Streit-

fragen, wie „Granit- oder Asphaltpflaster", „Gasbeleuchtung oder elektrische Illumination" werden zuweilen nach Fraktionsrücksichten behandelt. Daß der Liberalismus einem natürlichen Zuge zu protestantenfreundlicher Aufklärung, der Konservatismus ausgesprochener Vorliebe für positives Kirchentum folgt, ist welt- und altbekannt. Sieht man genauer zu, so wird man finden, daß dieselben sozusagen angeborenen Neigungen sich auch auf den Gebieten des Schulwesens, der Kunst und der Wissenschaft geltend machen. Es ist mehr als ein Zufall, daß die sog. vorgeschrittene Presse als Vorkämpferin für das Realschulwesen und erklärte Anhängerin der modernen, in Makart, Hamerling und Richard Wagner gipfelnden Kunst auftritt, während die Blätter der entgegengesetzten Richtung gewöhnlich zur Sache der Klassicität halten. Endlich ist aus dem Zeitalter der politischen Prozesse die Gewohnheit hinübergenommen worden, den Staatsanwalt ungünstiger als den Vertheidiger zu behandeln, in dem ersteren einen „reaktionär" gerichteten Mann, in dem letzteren einen „Anwalt der Volksrechte" zu mutmaßen.

Man sieht, daß der Dornen an dem Wege des der Unabhängigkeit und Wahrheit zustrebenden Publizisten viele und spitzige wachsen, und daß es kaum einen Unterschied macht, ob derselbe Politiker, Recensent oder einfacher Berichterstatter ist. Gefährlicher als alles Übrige sind natürlich Personenfragen. Für die Vollkommenheit, zu welcher modernes Parteiwesen es in gewissenhafter Behandlung von Fragen dieser letzten Art gebracht hat, können schlagendere Belege kaum angeführt werden, als diejenigen, welche ihrer Zeit durch die Beurteilung der Prozesse des Hofpredigers Stöcker beigebracht wurden: je nachdem man konservative oder liberale Zeitungen aufschlug, begegnete man freisprechenden oder verurteilenden Äußerungen über den Angeklagten. Dieselbe wunderbare Übereinstimmung kommt ziemlich regelmäßig bei Wahlprüfungen vor. Obgleich die Bedingungen für die Gültigkeit einer Wahl einfach genug abgefaßt sind, um häufig wiederkehrende Meinungsverschiedenheiten auszuschließen, lehrt die Erfahrung, daß die Ungültigkeit einer Wahl immer denjenigen zuerst einleuchtet, die an der Umstoßung derselben zunächst interessiert sind. Stat pro ratione voluntas.

Aus den vorstehend erörterten Verhältnissen erklärt sich unschwer, warum manche geschickt geleitete und ansehnlich verbreitete Blätter niemals auf den grünen Zweig kommen, d. h. die für ihre Erhaltung

erforderlichen Inserate nicht zu erlangen vermögen, während andere, im Strome der Plattheit schwimmende Fahrzeuge mit Gold beladen werden.

Die vorstehend erörterten Verhältnisse hängen mit der Natur der Sache und dem Wesen menschlichen Eigennutzes so eng zusammen, daß pathetische Klagen über die Mängel des heutigen Preßwesens völlig überflüssig erscheinen. Nicht um zu verurteilen, sondern um zu sagen, wie es wirklich ist, und um nachzuweisen, daß vollständige Unabhängigkeit der periodischen Presse heutzutage noch schwerer ist, als sie früher gewesen, ist auf diesen Punkt näher eingegangen worden. Unabhängig kann eine Zeitung nur genannt werden, wenn sie in der Lage ist, Irrtümern, Verfehlungen und Interesseneinseitigkeiten der eigenen Partei ebenso unbefangen entgegenzutreten, wie von gegnerischer Seite geübten Ungerechtfertigkeiten. Verschlungenheit und Vielgestaltigkeit des modernen Lebens haben diese wahre, allein ihren Namen verdienende Unabhängigkeit mit Schwierigkeiten umgeben, die nur in Ausnahmefällen überstiegen werden können. Regel ist darum, daß der in den Dienst der periodischen Presse tretende Schriftsteller kaum eine andere Wahl als diejenige zwischen verschiedenen Arten der Gebundenheit zu treffen hat. Die Blätter, bei denen er Arbeit nimmt, sind geschäftliche Unternehmungen, die als solche an politische, wirtschaftliche und private Geschäftsrücksichten gebunden sind. Und selbst wenn dem nicht so wäre, würden Zeitungen derjenigen Freiheit entbehren, die Büchern gewährt ist. Die Leserschaft eines Buches setzt sich ad hoc zusammen, das Publikum einer Zeitung muß dauernd, von Tag zu Tage, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr zusammengehalten werden. Der Verleger hat es nicht mit einem um eine bereits vorhandene Waare geschlossenen Kaufgeschäft, sondern mit beständig wiederkehrenden Geschäften zu thun, deren Gegenstand von Tag zu Tage festgestellt und dadurch von Tagesströmungen abhängig gemacht wird. Bücher werden ebenso häufig von Gegnern wie von Freunden der in ihnen niedergelegten Meinung gekauft, — Zeitungen fast ausschließlich von sog. Gesinnungsgenossen, d. h. von Parteileuten. Dem Durchschnittsleser ist nicht sowohl an wahrhaftiger Beurteilung der berichteten Thatsachen, als an einem den Standpunkt und die Interessen seiner Partei berücksichtigenden Wahrspruche gelegen. In noch höherem Maße gilt das von dem Inserenten, an welchem dem Verleger häufig mehr gelegen

ist, als einem halben Dutzend Abonnenten. — In der Summe: Seit die Unkosten des Zeitungsbetriebes den Betrag des Bestellgeldes regelmäßig übertreffen, hat das Inseratenwesen einen Einfluß auf die periodische Presse gewonnen, der schwerer wiegt, als alle geübten Einflüsse thaten; seit das Parteiwesen unser gesamtes öffentliches Leben beherrscht, sind der Unabhängigkeit der einzelnen Preßorgane Schranken gezogen worden, welche nicht selten an die weiland von der Censur geübten Bevormundungen erinnern.

4. Viel und vielerlei.

Meyerbeer soll den lästerlichen Ausspruch gethan haben, daß das Geheimnis großer theatralischer Erfolge in der Kunst bestehe, „zur rechten Zeit trivial zu werden". Hat dieses häßliche Wort nicht am Ende für journalistische Erfolge größere Bedeutung als für künstlerische, — erklärt sich aus demselben nicht mühelos, warum Zeitungen, die „Konzessionen an das Publikum machen", sehr häufig bessere Geschäfte machen, als wählerisch und vornehm auftretende Blätter? Als Sünde gegen den Zeitgeist wird doch noch nicht angesehen werden können, wenn man behauptet, daß Durchschnittsgeschmack und Trivialität im Jahrhundert der Massenherrschaft in ein Verwandtschaftsverhältnis getreten seien?

Die Trivialität, von welcher hier die Rede ist, bezieht sich einesteils auf die Art der Behandlung öffentlicher Fragen, anderenteils auf Zahl und Auswahl der in den Zeitblättern behandelten Gegenstände. Von dem ersten Punkte ist bereits die Rede gewesen. Seit Berücksichtigung der Partei- und Fraktionsmeinung an die Stelle rücksichtslos ausgesprochenen persönlichen Urteils getreten ist, kann Nachahmung der parlamentarischen Verhandlungsmethode als sicherstes, zum Ziele der Volksbeliebtheit führendes publizistisches Mittel angesehen werden. Wie unsere Parlamentarier am liebsten vom Parlamentarismus und von ihren parlamentarischen Freunden reden, so unterhalten die Zeitungen ihre verehrungswürdigen Leser mit besonderer Vorliebe von der Presse und von dem zwischen den verschiedenen Organen derselben bestehenden Verhältnis. Während periodisch über Mangel an Raum und Überfülle des zu verarbeitenden Stoffes geklagt wird, hat man für polemische Auseinandersetzungen und für Citate aus anderen Blättern

immerdar Papier und Lettern übrig. Ja, man erfindet in den Zeiten offenbarster Bedrängnis neue Rubriken, die nicht von den Sachen selbst, sondern von den in den Dienst derselben gestellten Instrumenten, d. h. von Parteien, Parteikundgebungen und Parteiorganen, handeln. Wunderlicherweise steht die unermüdliche Beschäftigung mit Fraktionswesen, Parlamentsgerede und Parteipolemik gerade bei einzelnen Gegnern des parlamentarischen Systems und seiner Auswüchse in Blüte. Die Rubriken „Parteibewegung", „Preßstimmen" u. s. w. gehören zum eisernen Inventar von Blättern, die im Kampfe gegen Parlamentsherrschaft und Parteiunfug ergraut sind. Daß dadurch viele Dinge von bloß eingebildeter Bedeutung aufgebauscht und auf solche Weise die Leser zu schiefen Auffassungen staatlicher Dinge angeleitet werden, erscheint keineswegs als bedenklichste Seite der Sache. Viel schlimmer wirkt die dadurch erzeugte Gewöhnung, streitige Fragen nicht nach ihrem Wesen und nicht nach eigenem Wissen und Gewissen, sondern nach der Meinung anderer Leute zu beurteilen, die Meinung der meisten (mögen dieselben Zeitungsschreiber oder Wähler und Erwählte sein) als ultima ratio rerum zu behandeln und auf solche Weise die letzten Grundlagen privater und öffentlicher Sittlichkeit in die Stellung von Mehrheitsgutachten zu bringen. Die Götzen der Partei und der Parteiautorität sind die schlimmsten, denen überhaupt geopfert wird, und gerade diese spielen im neueren Zeitungswesen eine bedenklich große Rolle.

Parteien nennt man Vereinigungen von Männern, welche die nämlichen politischen, religiösen oder wirtschaftlichen Ziele verfolgen, dieselbe Sache wollen. Wenn daraus nichts weiter folgte, als daß das Interesse dieser Sache über jede andere innerhalb der gesetzlichen Ordnung vorhandene gesetzt werden solle, so ließe sich dawider wenig einwenden. So aber steht es nicht. Die Partei hat außerdem ein eigenes Interesse, dasjenige nämlich, möglichst stark, zahlreich und angesehen zu sein, und dieses mit dem Sachinteresse keineswegs gleichbedeutende Parteiinteresse wird in nur allzu zahlreichen Fällen zu einem Selbstzweck, dem man alle übrigen Rücksichten opfert. Das Interesse der Sache erfordert z. B. möglichst gerechte und gleichmäßige Verteilung der öffentlichen Lasten, das Parteiinteresse dagegen, daß die auf solche Verteilung abzielenden Vorschläge nicht von der Regierung, sondern von der betreffenden Partei selbst ausgehen. Oder: das Interesse der Sache bedingt

möglichst beschleunigte Erledigung eines Gesetzgebungsvorschlages, während der Vorteil der Partei Verschiebung der Sache bis nach den nächsten Wahlen angezeigt erscheinen läßt. Hundertfältige Erfahrung beweist, daß Parteien unserer Tage in solchen Fällen keinen Anstand nehmen, ihr Interesse auf Unkosten der Sache wahrzunehmen. Das zur Rechtfertigung solchen Verfahrens angewendete Verfahren ist dabei das folgende: auf die Dauer wird unserer Sache am besten gedient, wenn wir selbst (die Partei) mächtig und zahlreich bleiben. Sollen wir mächtig und zahlreich bleiben, so müssen Vorschläge, die unseren Gegnern zugute kommen könnten, abgelehnt oder verschleppt werden. Natürlich wird das nicht gerade herausgesagt, sondern irgend ein halbwege wohlklingender Vorwand herbeigezogen, dem man mit Hilfe rednerischer Künste den Anhängern und Wählern annehmbar zu machen versucht. Sieht man näher zu, so wird man gewahr werden, daß dergleichen für Köpfe und Gewissen der Masse gleich verderbliche Spiegelfechtereien eine der wesentlichsten Beschäftigungen der Parteipresse bilden und unter hundert verschiedenen Formen wiederkehren. Keine unserer Parteien macht sich ein Gewissen daraus, diese verderbliche Methode anzuwenden, wenn ihr Vorteil dasselbe zu erheischen scheint. Alle die unnatürlichen Kartelle, welche im Laufe der letzten Jahre erlebt worden, und ebenso die Feindseligkeiten sachlich auf gegenseitige Unterstützung angewiesener Parteien sind auf dieses Verfahren zurückzuführen, nach welchem der Zweck die angewendeten Mittel wenn nicht heiligen, so doch adeln soll. Da Moral und Kriegsmethode der im Dienste der Parteien stehenden Zeitungen aus den parlamentarischen Fraktionskatechismen geholt werden, sind in erster Reihe d i e s e dafür verantwortlich, wenn Rücksichten des Parteiinteresses in der Volksmeinung die Stelle von rationes ultimae einnehmen.

Aus diesem Zustande erwachsen der periodischen Presse aber noch andere als sittliche Schäden. Die Notwendigkeit, sich fortwährend auf Luftsprünge und Eiertänze einzulassen und die Fesseln der Fraktionsrücksicht mit scheinbarer Freiheit zu tragen, ruinieren dem Journalisten und insbesondere dem jüngeren, noch im Werden begriffenen Schriftsteller den Stil und den Kopf. Er gerät in die Gefahr, über der „Mache“ die schriftstellerische Kunst, über dem Schreiben das Denken zu verlernen und in der Fertigkeit, triviale Allerweltsmeinung geistreich zu umschreiben oder verbrauchte Schlag=

worte neu aufzuputzen, seine vornehmlichste Aufgabe zu sehen. Anpassung an den herrschenden Geschmack und an die Laune des Tages erscheinen als sicherste und kürzeste Wege zur Erlangung journalistischer Lorbeeren, während selbständige Gedankenarbeit entweder gar nicht oder „mit faulen Äpfeln statt der Kränze“ gelohnt wird. Nur die vollendete Naivität eines Wuttke hat sich darüber wundern können, daß die Journalistik von ihrer früheren Anziehungskraft auf strebsame und talentvolle Schriftsteller erheblich verloren und eine neue litterarische Menschenklasse, diejenige der nicht-schriftstellerischen Journalisten, geschaffen hat.

Neben gefälliger Anpassung an Tagesstimmungen und modische Katechismen pflegen Massenhaftigkeit und Vielgestaltigkeit des behandelten Stoffes als Hauptvorzüge des zeitgenössischen Preßwesens angesehen zu werden. In aller Ferne hat man die Umkehrung des alten „Multum, non multa“ zum Schlagworte zeitgemäßer Zeitungsfabrikation gemacht und dadurch eine journalistische Massen- und Schnellproduktion großgezogen, welche diejenigen aller übrigen Völker und Länder um ein Erhebliches übertrifft und an der äußersten Grenze des Möglichen angekommen sein dürfte. Wie bereits erwähnt, haben zahlreiche größere deutsche Zeitungen es zu zwei, andere zu drei täglichen Ausgaben gebracht. Was es damit auf sich hat, wird am zweckmäßigsten an der Hand eines Beispiels durch Angabe des Inhaltes einer aufs Geratewohl herausgegriffenen, deutschredenden Zeitung verdeutlicht werden.

Das Morgenblatt unserer Zeitung bringt auf sechzehn enggedruckten, in je drei Spalten (zu neunzig und bis fünfundneunzig Zeilen) geteilten Seiten:

Einen Leitartikel über den Entwurf eines neuen wichtigen Reichsgesetzes, — einen Leitartikel über die letzte französische Ministerkrisis, — einen als Leitartikel abgedruckten Brief über die Lage in Österreich-Ungarn, — neun Korrespondenzen (bezw. Zeitungsauszüge) aus deutschen Städten; 65 Zeilen mit Notizen über Ernennungen und Beförderungen von Beamten des deutschen Reichs; eine Korrespondenz, einen Zeitungsauszug und zwei Übersichten über Landtags-Verhandlungen aus Österreich (zusammen 2⅔ Spalten umfassend); eine Korrespondenz aus Stockholm; eine Spalte englischer Nachrichten; je eine Korrespondenz aus Paris, Brüssel und Sofia; eine halbe Spalte italienischer

und eine Spalte russischer Nachrichten; anderthalb Folioseiten (zu drei Spalten) statistischer Anlagen und Begründungen zu dem im ersten Leitartikel erörterten Gesetzentwurf; anderthalb Spalten kolonialpolitischer Mitteilungen; drei Spalten Telegramme; zwei Spalten Kursberichte; zwei und eine halbe Spalten Lokalnachrichten, welche 23 verschiedene Gegenstände betreffen; vier Spalten Vermischter Nachrichten und Theater-Notizen; eine Spalte Gerichtsverhandlungen; anderthalb Spalten Börsenberichte; sechs Feuilletonspalten (zu 26 Zeilen) Roman bez. Novelle; vier und eine halbe Folioseite Anzeigen. Außerdem eine sechs Spalten (2 Folioseiten) lange Beilage mit Berichten über die letzten Reichstagsverhandlungen.

Dieses Blatt ist morgens in der Frühe druckfertig gemacht und früh um sieben Uhr ausgetragen worden. Je einmal hat der ungeheure Stoff von der Redaktion im Manuskript und im Druck gelesen und außerdem von dem Korrektor durchgesehen und revidiert werden müssen.

Sieben Stunden später erscheint die Mittagsausgabe (vier Seiten zu drei Spalten). Diese enthält:

Eine halbe Spalte Telegramme; eine 4½ Spalten umfassende politische aus- und inländische Rundschau; einen deutsch-südamerikanischen Handelsvertrag (zwei Spalten); eine Spalte Lokalnachrichten; zwei Spalten „Vermischte Nachrichten"; zwei Spalten Kurs- und Theater-Anzeigen; sechs Feuilleton-Spalten („Plaudereien" aus einer außerdeutschen Großstadt).

Nach abermals fünf Stunden wird ein Abendblatt ausgegeben, das acht Seiten zu drei Spalten umfaßt.

Davon kommen: eine Spalte auf den telegraphischen Reichstagsbericht; eine halbe Spalte auf verschiedene andere Telegramme; eine Spalte auf koloniale Mitteilungen; eine Spalte auf Lokalnachrichten; eine und eine halbe Spalte auf vermischte und Theaternachrichten; eine Spalte auf Gerichtsverhandlungen; drei Spalten auf eine aus Notizen zusammengesetzte politische Übersicht; zwei Spalten auf den im Mittagsblatt begonnenen Abdruck des Handelsvertrages mit einem südamerikanischen Freistaat; zwei Spalten Bericht über einen vielbesprochenen ausländischen Kriminal-Prozeß; eine Spalte auf technische und industrielle Mitteilungen; je ⅔ Spalte auf

Familiennachrichten und angekommene Fremde; fünf Spalten auf Kurs- und Handelsberichte; eine halbe Spalte auf Witterungsnachrichten u. dgl.

In der Summa: 28 Folioseiten zu drei Spalten (zusammen 84 Spalten) Hauptblatt und 2 Folioseiten parlamentarische Beilage — Summa-Summarum 90, sage neunzig Spalten.

Worüber soll man sich mehr wundern: darüber, daß dieses ungeheure Material an dreihundertmal im Jahre für einen Betrag von 34 bis 40 Mark (einschließlich Postaufschlag) jährlich geliefert hat werden können, oder darüber, daß es menschliche Gehirne giebt, die dasselbe aufzunehmen im Stande sind? Muß nicht der hellste Kopf verwirrt, das stärkste Gedächtnis zum durchlöcherten Danaidenfaß gemacht werden, nachdem es der Zumutung genug gethan, täglich all' diese Zeitungsspalten durchzulesen und durchzudenken? Die nähere Bekanntschaft einer einzigen der zahlreichen Rubriken, in welche ein solches Blatt zerfällt, genügt zu dem Nachweise, daß von ruhiger Aufnahme und gesammelter Durcharbeitung des auf den Leser einströmenden Stoffes schlechterdings nicht die Rede sein kann. Was alles wird nicht allein in die Rubriken der „Vermischten und kleinen Nachrichten" zusammengepfercht? Eine herausgegriffene Zeitung eines Tages bringt unter dieser in allen drei Ausgaben wiederkehrenden Überschrift:

Eine Mitteilung vom preußischen Hofe — eine Notiz aus der englischen vornehmen Welt — eine Bemerkung über die Höhe ärztlicher Honorare — einen Bericht über die Thätigkeit eines deutschen Lehrervereins im Auslande — Nachrichten von dem Befinden der Frau Patti — den Lebenslauf eines kürzlich verstorbenen Dichters — biographische Notizen über einen berühmten Sänger — Beschreibung des Goethehauses in Weimar — die Biographie eines berühmten Juristen — die Geschichte eines ausländischen Verdienst-Ordens — den Bericht über ein Duell mit tödlichem Ausgange — die Beschreibung einer großen Feuersbrunst — die Preisliste einer zur Versteigerung gebrachten auserlesenen Büchersammlung — Betrachtungen über einen durch unvorsichtiges Fahren herbeigeführten Unglücksfall in einer süddeutschen Stadt — den Abriß eines mit den Fürsten von Y. geführten Gesprächs — Geschichte eines großartigen Betruges — Übersichten über die Ergebnisse einer Besserungsanstalt — Beschreibung neuester Erfindungen — den Lebenslauf eines bekannten Prälaten — Bericht über ein in Z. aufgeführtes

Drama — endlich die Preisliste einer in Paris vorgenommenen Bilderversteigerung. — Die Zahl der in demselben Nummer-„Kleeblatt" veröffentlichten Gerichtsverhandlungen beträgt 12, diejenige der Telegramme 26. In Summa siebenundfünfzig Notizen und Aufsätze, die weder dem Feuilleton, noch dem politischen und betrachtenden Teile des Blattes angehören, wegen ihre Kürze indessen größere Anziehungskraft zu üben pflegen, als die schwere Ware der Leitartikel und Korrespondenzen.

Der Einfluß, den die Bewältigung dieses Stoffs und der durch drei tägliche Ausgaben bedingten Massen- und Hetzarbeit auf die Qualität der Zeitungen übt, errät sich von selbst. Für Arbeiten, welche „um eine Nummer" verschoben wurden, hatte der Redakteur früherer Zeit 24 Stunden zu seiner Verfügung, während er seit Einführung der mehreren täglichen Ausgaben darauf gefaßt sein muß, über vier bis sechs Stunden den „neues Manuskript" verlangenden jüngsten Setzerlehrling an die Thür klopfen zu hören.

Aus der journalistischen Parforcejagd des vorigen Zeitalters ist auf solche Weise eine permanente Hetzjagd geworden, welche den Schreibenden in beständige Aufregung versetzt und um alle Ruhe und Sammlung bringt. Es gilt nicht mehr die beste und reifste, sondern die rascheste Besprechung der Tagesneuigkeiten; der letzte Bismarckische Ausspruch oder die gestrige Aufführung eines neuen Theaterstückes über sechs bezw. zwölf Stunden glossiert zu haben, wird für einen entscheidenden Vorzug, für einen unwidersprechlichen Beweis journalistischer Leistungsfähigkeit angesehen. — Mit den anscheinend naheliegenden Einwendungen, daß gleichzeitig mit den gesteigerten Ansprüchen an Raschheit und Umfang der journalistischen Arbeit allenthalben eine Vermehrung der Arbeitskräfte Platz gegriffen habe, ist in Wahrheit gar nichts gesagt. Ein Artikel kann immer nur von einem Schriftsteller geschrieben, immer nur von einem, die letzte Instanz bildenden Chefredakteur gebilligt oder verworfen werden. — Wird die Arbeit über ein Dutzend Redakteure verteilt, so hören die Verantwortlichkeit des Chefs und die Möglichkeit einheitlicher Leitung des Blattes vollständig auf.

---

5. Der Leitartikel und seine Geschwister

Herkömmlicher Weise wird der an den Spiegel (die erste Seite) einer Zeitung gestellte erste Artikel, der sog. Leitartikel, als wichtigster, über Ruf und Stellung des betreffenden Blattes entscheidender Teil desselben angesehen. Damit hängt zusammen, daß die Vierteljahrs-Ankündigungen größerer Zeitungen ihren Lesern „Original-Leitartikel", d. h. von der Redaktion selbst angestellte politische Betrachtungen zu versprechen gewohnt sind.

Dergleichen Haupt- und Staatsaktionen täglich von statten gehen zu lassen und jede Nummer mit einer Kundgebung der Redaktion einzuleiten, ist erst in neuerer Zeit üblich geworden. Seitdem unterscheidet man

Leitartikel,
„Premiers",
Politische Rundschauen,

welche abwechselnd oder aufeinanderfolgend an die Schwelle der täglichen Publikation gestellt werden.

Das Wort Leitartikel (englisch leader) bezeichnet eine in sich abgeschlossene, mit einer gewissen Feierlichkeit einherschreitende Abhandlung, in welcher eine politische, kirchliche oder wirtschaftliche Frage erörtert und zu einem gewissen Abschluß gebracht werden soll. So lange dergleichen Kundgebungen besonders wichtigen Veranlassungen vorbehalten wurden, pflegten dieselben wie kleine Ereignisse behandelt, sorgfältig ausgeführt und von den Lesern mit einer Aufmerksamkeit entgegengenommen zu werden, wie sie sonst nur Büchern gespendet wird. Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich das so vollständig geändert, daß anspruchsvollere deutsche Zeitungen mindestens eine tägliche Veröffentlichung dieser Art bringen und kein wichtigeres Ereignis unerläutert lassen. Treibt man die Sache ins Große, so bringt man regelmäßig zwei, auch drei Artikel solcher Art, um auch in diesem Stücke hinter den als Vorbildern angesehenen englischen Tageblättern, z. B. der „Times", nicht zurückzubleiben. An und für sich und unter der Voraussetzung einer umfassenden, für die nötige Sorgfalt und Frische der Darstellung ausreichenden Mitarbeiterschaft wäre dawider wenig einzuwenden. Wird die Zahl derjenigen Leser, welche Zeit und Laune zur Bewältigung dreier aufeinander folgender Abhandlungen besitzen, auch in der

Regel eine beschränkte sein, so bleibt doch Wahrscheinlichkeit dafür übrig, daß, wer vieles bringt, vielen etwas bringen und dem einzelnen die Auswahl des für ihn Passenden überlassen werde. In Deutschland, wo die Hauptmasse der betrachtenden Artikel aus ein paar zur Redaktion gehörigen Federn fließt, wird in dieser Hinsicht des Guten häufig zu viel gethan und schon wegen der in unserer Nationalart begründeten Vorliebe für die Form der Abhandlung mit dem Leitartikel unwirtschaftliche Verschwendung getrieben. Zwei oder drei über den nämlichen Leisten geschlagene, berufsmäßig hergestellte, in den Dienst des nämlichen Ideen- und Interessenkreises gestellte und an dem nämlichen Tage gedruckte Abhandlungen werden in der Mehrzahl der Fälle einander im Wege stehen, nicht selten einander in der Wirkung aufheben oder abschwächen. Wer sich davon überzeugen will, nehme vergleichsweise eine größere deutsche und eine französische Zeitung desselben Ranges zur Hand. Verglichen mit der Schnellfertigkeit und der Allerweltsseligkeit deutscher Redaktionen, die jedes auf der weiten Erde passierte Ereignis binnen vierundzwanzig Stunden erörtern zu müssen glauben, die nichts außer Betracht lassen und in einer und der nämlichen Nummer über russische, marokkanische und berlinische Vorgänge zu Gerichte sitzen, — mit diesen Unermüdlichen verglichen, nehmen sich die großen Pariser Blätter mitunter wie hinkende Boten aus. Ihr Urteil über einen wichtigen Vorgang drei bis vier Tage zurückzuhalten, — eine Nummer vornehmlich einer Angelegenheit zu widmen und dafür ein halbes Dutzend Auslandsrubriken leer stehen zu lassen, nehmen die „Débats", der „Temps", der „Monde" u. s. w. nicht den geringsten Anstand. Weil diesen Blättern nicht daran gelegen ist, möglichst rasch und möglichst häufig zu Worte zu kommen, sondern gehört und beachtet zu werden, beobachten sie eine Sparsamkeit, die anderswo für Armut gelten würde. Unseren beredtesten Blättern geht es darum nicht selten wie dem „Kuckuck im Juni": ihre Artikel werden

„— — gesehn mit Augen,
Die, matt und stumpf von der Gewöhnlichkeit,
Kein außerordentlich Betrachten kennen",

während Pariser betrachtende Artikel ein gut Teil ihrer zuweilen europäischen Erfolge dem Umstande zu danken haben, daß sie „ihre Personen frisch und neu zu halten" wissen und daß sie die Gegenwart ihrer leitenden Artikel „nicht vergeuden". Daß in Deutsch-

land alljährlich eine ungeheure Masse von Geist, Kenntnissen, Witz und gesunder Urteilskraft an Zeitungsartikel gesetzt wird, die kaum gelesen, fast niemals behalten werden und ihren Verfassern weder Dank noch Ehre einbringen, das liegt wesentlich an der verschwenderischen Massenhaftigkeit unserer journalistischen Erzeugung. In einer großen Zahl von Fällen durch übereifrige litterarische Geschäftsleute geleitet, werden unsere Zeitungen gerade so auf den „Erfolg", und zwar den Augenblickserfolg, geschrieben, wie die französischen, nur daß diese die Kunst des journalistischen Erfolges in der Regel besser verstehen, als wir. Für die großen und bedeutenden Zeitungen Frankreichs sind die Zeiten vorüber, zu denen man mit auf frischer That geschriebenen, phrasenreich stilisierten, rasch aufeinander gestapelten Auseinandersetzungen etwas „machen zu können" glaubte, — bei uns stehen diese Zeiten in üppigster Blüte und herrscht die Meinung vor, Eile und Massenhaftigkeit der Hervorbringung seien mit dauernden Erfolgen gleichbedeutend. So weit ist es damit gekommen, daß die Vorbilder journalistischer Flüchtigkeit und geschickt überzuckerter Ideenarmut in der deutschen und nicht in der französischen Presse gesucht werden müssen, und daß man gediegenen, gründlichen und ernsthaften Arbeiten an der Seine zuweilen häufiger begegnet als an der Spree und vollends an der Donau. Außer den erwähnten Ursachen wirken dazu noch andere mit, die der Erwähnung wert sind.

Zunächst steht fest, daß die Kunst des Artikelschreibens und der richtigen Benutzung publizistischer Mittel in Frankreich und England sorgfältiger ausgebildet ist, als in Deutschland und Österreich. Von der Planmäßigkeit, mit welcher die Pariser und Londoner Kollegen ihre litterarischen Feldzüge vorbereiten, haben nur wenige von uns eine deutliche Vorstellung. Selbst so einfache Kunstgriffe, wie derjenige, dem Leser einzureden, „daß seine Reminiscenzen eigne Produkte seien", sind bei uns nicht in Übung. „Einige Tage bevor die „Times" eine Erörterung beginnen will, pflegt sie den leitenden Gedanken bei einer andern Veranlassung auszustreuen. Wenn sie dann (ausführlich) zu dem Gegenstande kommt, die möglichen Auffassungen herzählt und abwägt und sich für eine entscheidet, so findet der „Cockney", daß sie ihm wieder ganz in der Seele gelesen[1])".

[1]) In der Kunst, seine Gedanken anderen Leuten als Ausgeburten von deren eigenen Gehirnen aufzubinden, ist Emile de Girardin einer der größten Meister gewesen.

Dem Stoff die Form anzupassen, neue Formen zu schaffen, je nach der Natur des behandelten Gegenstandes leichtfüßig oder mit schwerem Schritt aufzutreten, das eine Mal an die Einsicht, das andere Mal an die Phantasie, wieder ein anderes Mal an die Leidenschaft des Lesers zu appellieren, an der rechten Stelle trocken oder pathetisch zu reden und die eigne, fertig mitgebrachte Ansicht so zu verhüllen, daß der Leser zu dem Wahne gebracht wird, dieselbe selbst herausgearbeitet zu haben, — das sind Dinge, auf die man sich hüben nur in Ausnahmefällen einläßt, während sie drüben zum Handwerk gehören. Der gewöhnliche deutsche Leitartikel stellt sich entweder als schulgerechte Abhandlung oder als Deklamation dar, — zwei Gattungen, für welche eine größere Zeitung ihre bestimmten Leisten zu führen pflegt und von denen sie nur ungern abgeht. Weiter kommt in Betracht, daß in Pariser und Londoner Blättern besonders wichtige Artikel nicht von ständigen Redaktions-Mitgliedern, sondern von hervorragenden Schriftstellern und von Fachmännern geschrieben werden, welche dem journalistischen Handwerke ausnahmsweise die Ehre erweisen und außer dem Gewicht ihrer Namen anerkannte Meisterschaft der formalen Sachbehandlung mitbringen. In derselben Richtung angestellte deutsche Versuche fallen gewöhnlich nicht allzu günstig aus. Unsere bekannteren Redner sind fast niemals, unsere berühmtesten Gelehrten nicht immer formgewandte Schriftsteller. Nur allzu häufig sind deutsche Gelehrte dem Irrtum ausgesetzt, als ob nicht-fachwissenschaftliche Arbeiten keine besondere Mühewaltung erheischten und als ob es für Durchsetzung bestimmter Meinungen nicht sowohl geschickter Entwickelung von Beweisgründen, als des Gewichts klangvoller Namen bedürfe. An die Abfassung „bloßer Zeitungsartikel“ volle Kraft und vollen Ehrgeiz zu setzen und dieselben als Kunstwerke zu behandeln, hält für deutsche Gelehrte offenbar schwerer, als für diejenigen anderer Länder. Bis zu einem gewissen Grade mag das mit der Bescheidenheit der Stellung zusammenhängen, in welcher unsere Tagespresse sich befindet. Während der Redacteur eines großen Londoner oder Pariser Blattes dem Universitätslehrer und Membre de l'Institut gesellschaftlich gleichsteht, vergißt der Leiter der deutschen Zeitung über dem Glück, einen gefeierten Namen an Bord nehmen zu dürfen, nur allzu leicht das Oberaufsichtsrecht, das ihm als Kapitän des Fahrzeuges zusteht. In England und Frankreich können Zeitungsartikel über wissenschaftlichen und politischen Ruf entscheiden, in Deutsch-

land werden dieselben als leichte, durch die „Flagge" eines berühmten Namens gedeckte Ware angesehen, mit welcher es allzu genau nicht genommen zu werden braucht. Wesentlich auf diese Umstände ist es zurückzuführen, daß publizistische Kundgebungen sog. Autoritäten des Auslandes sehr viel häufiger die Runde durch Europa machen, als Auslassungen berühmter Deutscher.[1])

Die Sache hat indessen noch eine andere, allgemeinere Seite. Unsere jüngste Entwickelung ist so stürmisch und so stoßweise vor sich gegangen, daß mindestens für unsere periodische Presse nächstens das Gegenteil dessen gelten wird, was uns sonst als Nationalfehler vorgeworfen wurde. An die Stelle von Schwerfälligkeit und Pedanterie sind Leichtfüßigkeit und Flüchtigkeit getreten, die man falsch gewählten ausländischen Vorbildern absehen zu müssen geglaubt hat. Übermäßige Teilung der Arbeit und bis zur Krankhaftigkeit gesteigerter geschäftlicher Übereifer haben verschuldet, daß unsere Zeitungen zu Massenfabrikaten zu werden drohen, welche in qualitativer Rücksicht hinter den großen publizistischen Organen der beiden westlichen Kulturländer zurückbleiben. Geht man die Reihe beliebter und verbreiteter deutscher Tageblätter durch, so findet man diejenigen sich in aufsteigender Linie bewegen, deren leitende Artikel in „flotter" Wiener Manier geschrieben, d. h. dem Geschmack der die Wirtshäuser beherrschenden Gesellschaftsklassen angepaßt sind. Unter den ernsthaften, auf die Erhaltung unserer w a h r e n Bildungsüberlieferungen bedachten Zeitungen Deutschlands dürfte es kaum mehr als ein Dutzend geben, die es zu mehr als 8000, höchstens 10 000 Abonnenten gebracht haben. Gerade diejenigen Organe, auf deren Meinung gebildete Politiker Gewicht zu legen pflegen, haben sehr häufig um ihr Dasein zu kämpfen, weil sie den neu heraufgekommenen Tonangebern des Tages für „langweilig" gelten und weil diese neuen Leute zahl- und einflußreich genug geworden sind, um ihre Abneigung gegen ernsthafte Behandlung ernsthafter Angelegenheiten offen zu bekennen.

---

[1]) Ein handgreifliches Beispiel dafür, was mit Hilfe leidlichen Geschickes und eines bekannten Namens ausgerichtet werden kann, haben die im Frühjahr 1887 von Sir Charles Dilke veröffentlichten Aufsätze über die europäische Lage geliefert. Diese von kläglichster Unkenntnis festländischer Verhältnisse strotzenden Ausgeburten eines ebenso flachen wie dreisten Kopfes sind von Stockholm bis nach Rom und von Madrid bis nach Moskau wieder abgedruckt und besprochen worden.

In den Tagen deutscher Staatenlosigkeit bildete die Beurteilung internationaler und europäischer Fragen die schwächste Seite unserer Tagesschriftstellerei. Auf anderen Gebieten sah und sieht es besser aus. Dank der bis zur Ermüdung wiederholten Durcharbeitung, welche die Materien des Finanzwesens, der Wirtschafts- und Sozial-Gesetzgebung im Laufe der letzten zehn Jahre erfahren haben, sind erhebliche Forschritte der deutschen Publizistik zu verzeichnen gewesen. Bis in das zweite und dritte journalistische Stockwerk hinauf hat man sich davon überzeugt, daß auf den genannten Gebieten mit allgemeinen Redensarten und wohlklingenden Formeln nicht mehr auszukommen sei, daß man der wirklichen Lage der wirtschaftlichen Dinge näher auf den Leib rücken und zu diesem Behuf die durch Statistik und technische Untersuchung gebotenen Hilfsmittel soweit ausnützen müsse, als Arbeitskraft der Schreibenden und Fassungsvermögen der Lesenden gestatten. Besonders wohlthätig haben in dieser Hinsicht die das Versicherungswesen und die Gewerbe-Ordnung betreffenden Gesetzgebungsarbeiten der letzten Jahre gewirkt. Wer über diese Fragen mitreden wollte, mußte der Betrachtung der einschlagenden Verhältnisse eine gewisse Aufmerksamkeit widmen und aus der Betrachtung der Vielgestaltigkeit des Lebens mindestens die e i n e Lehre ziehen, daß diese Dinge so einfach nicht seien, wie der alte manchesterliche Katechismus behauptet hatte. In Veranlassung der Bundesrats- und Reichstagsarbeiten von 1880 bis 1887 sind so ungezählte Einzelverhältnisse und Einzelschwierigkeiten zur Sprache gebracht worden, daß die schnellfertigsten unserer journalistischen Organe zu einer ihnen sonst ungewohnten Gründlichkeit der Erörterung schreiten und auf Gesichtspunkte eingehen mußten, die sie für längst abgethan gehalten hatten. Das Nämliche gilt von den Kämpfen um die Neugestaltung des Zolltarifs, des Steuerwesens und der Getreide-Verzollung, welche eine Fülle unbeachtet gelassener Thatsachen ans Licht gezogen und zahlreiche vorgefaßte Meinungen berichtigt haben. Selbst da, wo man unentwegt auf dem früheren Standpunkte stehen geblieben und an der Lehre von der natürlichen „Harmonie der Interessen" festgehalten zu haben glaubt, denkt und schreibt man heutzutage anders als vor zehn Jahren. Der Notwendigkeit einer Revision der überkommenen Begriffe hat sich kaum jemand erwehren, der Einwirkung der dabei aufgewendeten Anstrengungen niemand vollständig entziehen können. Mögen Parteigeist und Fraktionsbefangenheit aus den erbitterten

Kämpfen des vorigen Lustrums auch noch so reichliche Nahrung gezogen haben — die Volkseinsicht in das Wesen des wirtschaftlichen und steuerlichen Organismus hat aus dieser harten, vielfach unfertig gebliebenen Arbeit einen Gewinn gezogen, der vor allem der periodischen Presse zu gute gekommen ist und von dem sich hoffen läßt, daß er die kindische Schnellfertigkeit pseudo-liberaler und pseudo-konservativer Prinzipienreiter mindestens für die nächste Zukunft aus der Mode gebracht haben werde. — Geraume Zeit wird es freilich dauern, ehe dieser Gewinn in die breiteren Schichten unserer Gesellschaft durchsickert.

Aus ihren Zeitungen lernt die Mehrheit der Menschen ebenso langsam wie aus andern Hilfsmitteln der Bildung, ja die Fähigeren lernen heutzutage langsamer als früher, wo die Masse auf sie einstürmender Anregungen eine übergroße ist und wo der Anreiz zum Selbstdenken sich vermindert hat. Seit alle Klassen der Gesellschaft Zeitungen und vornehmlich Zeitungen lesen, ist der sonst von Individuum zu Individuum geführte politische Gedankenaustausch an „Delegierte", nämlich an die Zeitungen, übergegangen. L. Bucher hat die dadurch bewirkten Veränderungen in eine unübertrefflich einfache Formel gebracht. „Tausende und Abertausende von Bürgern gehen auf eine Zeitung." Drei Vierteile aller auf Bierbänken und an Wirtshaustafeln geführten politischen Unterhaltungen drehen sich in der That um die Wiederholung aus Zeitungen aufgeschnappter Redensarten. Statt zu disputieren, citiert man, und wenn man einmal disputiert, so ahmt man dabei Art und Gewohnheit der Zeitungspolemik nach, bei welcher es nicht sowohl auf Feststellung der Wahrheit, als auf Rechtbehalten abgesehen ist. „Der eine hat Gründe und der andere hat Gründe, der eine beweist und der andere beweist, indem jeder aus den Gründen des Gegners diejenigen aussucht, mit denen er am leichtesten fertig wird. Jeder behält darum recht, wo nicht handgreifliche Thatsachen die Entscheidung geben." Solche auf „handgreifliche Thatsachen" gestützte Entscheidungen sind während der letzten Jahre mehrere gegeben worden, darunter solche, welche das wichtigste Gebiet modernen Lebens, das soziale, betreffen. Hoffen wir, daß die Nation verstehen werde, wer dabei recht behalten hat.

Nicht ganz so erheblich, aber immerhin beträchtlich sind die Fortschritte gewesen, welche die deutsche Presse in Bezug auf Verständnis und Behandlung der auswärtigen Politik gemacht hat.

Auf dem kindischen Standpunkte, den sie vor dem Jahre 1866 einnahmen, befinden sich nur noch einzelne Zeitungen des Vaterlandes. Seit wir eine europäische Macht darstellen, wissen die meisten von uns, daß Fragen der internationalen Politik zunächst und vor allem Machtfragen sind und daß sich des Rechts zum Mitreden begiebt, wer die ihm zu Gebote stehenden Machtmittel aus Händen gibt oder freiwillig mindert. Immerhin wird noch manches Wasser über den Berg laufen, bevor unsere Zeitungen auch nur dasjenige Maß von nationalem Takt, Staatsgefühl und Einsicht erworben haben werden, welches die hervorragenden Preßorgane der in ihre Großmachtsstellung eingewöhnten europäischen Völker besitzen und bethätigen. Obgleich der Deutsche von auswärtigen Verhältnissen durchschnittlich mehr weiß, als der Engländer, Franzose oder Russe, stehen die auf große Politik bezüglichen Auslassungen seiner Zeitungen hinter denjenigen der genannten anderen Länder zuweilen zurück[1]). Die leidige Gewohnheit, jede das Tagesinteresse berührende Materie so rasch wie immer möglich abzuhandeln und lieber Ungereimtes zu sagen, als durch Schweigen sein Nichtwissen zu bekennen, verführt die deutschen Journalisten zu einer Schnellfertigkeit des Urteils, die ihrem Kredit schweren Schaden bereitet. Wer die großen und ernsthaften Blätter französischer und englischer Zunge fortlaufend verfolgt, wird sich dem Geständnis nicht entziehen können, daß dieselben ihre Sache häufig geschickter, zuweilen gewissenhafter machen als wir. Die Zahl der bei uns im Schwunge gehenden fertigen Redensarten und konjekturalpolitischen

---

[1]) Das hier Gesagte bezieht sich nicht auf die heutige russische Presse, sondern auf diejenige der Zeiten Alexanders II. Während der Reformära dieses Monarchen war das Zeitungswesen der russischen Hauptstädte zu einer Blüte gelangt, die längst und vollständig vorüber ist. An die Stelle der ausgezeichneten und selbständigen Schriftsteller, welche während der sechziger Jahre die Presse beherrschten, sind zumeist Männer getreten, welche dem Alexander Herzen, Iwan Aksakow, Katkow, Korsch, Tschitscherin, Pypin u. s. w. weder in intellektueller noch in sittlicher Beziehung das Wasser zu reichen vermögen. Dem Kreise um den Westnik Jewropy gescharter unabhängiger und gebildeter Publizisten steht eine Meute von Phrasenmachern gegenüber, für deren Typus der ebenso flache wie talentlose Herausgeber des Graschdanin, Fürst Meschtscherski, gelten kann. — Über die Rolle, welche dieser vielgenannte Journalist während der besseren Tage russischen Schrifttums gespielt hat, enthält A. v. Reinholdts „Geschichte der russischen Litteratur“ (Leipzig bei Wilh. Friedrich) eine charakteristische Andeutung. (Vgl. a. a. O. S. 714.)

Formeln hat sich im Laufe der Jahre so ungeheuerlich aufgehäuft, daß die Zusammenfügung derselben zu halbwege lesbaren Leitartikeln kaum mehr Mühe kostet. Die Zahl geistreich aussehender, jedes bestimmten Inhalts entbehrender Leitartikel ist nahezu ebenso groß, wie diejenige neu-russischer Zeitungsauslassungen über die „deutsche Intrigue in Bulgarien" und über die ganz Europa umfassende „Bismarckische Verschwörung". In Frankreich und England giebt es nur wenige Leute, die vom Auslande genug wissen, um öffentlich über dasselbe reden zu können; diesen bleibt überlassen, das auswärtige Gebiet in den großen Zeitungen zu bearbeiten. Bei uns ist die Summe der Wissenden ziemlich groß, die Zahl der Halbwissenden aber noch sehr viel größer, und aus dieser Zahl der Halbwisser rekrutiert sich eine Legion von Schriftstellern, welche „über alles" zu schreiben bereit ist, weil sie von allem, auch dem Entferntliegenden, einmal gehört oder gelesen haben. Unter den vielen, die alles schreiben, was man ihnen aufträgt, machen es manche überraschend gut, noch mehrere freilich herzlich schlecht. Es geht damit wie mit der Kunst, wo Talent, Strebsamkeit und guter Wille für den Mangel an Fleiß, feststehender Überlieferung und feststehendem Anspruch des Publikums niemals Ersatz zu bieten vermögen. Daß die französische Bühne der deutschen durchschnittlich überlegen ist, rührt nicht sowohl von ihrem größeren Reichtum an schauspielerischen Talenten, als vornehmlich von sorgfältigerer Vorbereitung der Aufführungen, von der größeren Anzahl der in Frankreich üblichen Theaterproben und davon her, daß das französische Publikum sich ein gewisses Maß von Unfertigkeit unter keinen Umständen bieten läßt. Dem deutschen Theater ist der „große Stil" der Schröder-Eckhofschen und der Fleck-Devrientschen Periode verloren gegangen, die deutsche periodische Presse hat diesen großen Stil kaum jemals gekannt, weil sie in der Enge der Kleinstaaterei und unter dem lähmenden Bewußtsein der Vaterlandslosigkeit emporgekommen ist. Diese Ungunst der Vergangenheit wird sich, wenn überhaupt, nur langsam überwinden lassen, — der auf den Sünden der Väter ruhende Fluch vielleicht erst im zwanzigsten Jahrhundert von den Fesseln genommen werden.

Über diesen Zukunftswünschen sollen und dürfen die im Verlauf des letzten Menschenalters gemachten Fortschritte indessen nicht vergessen werden. Von der Methode, nach welcher deutsche Zeitungen der vierziger, fünfziger und ersten sechziger Jahre das Ausland

zu beurteilen pflegten, sind wir bereits gegenwärtig durch einen Abgrund geschieden. Außerdeutsche Verhältnisse und ausländische Beziehungen noch anders wie nach Gesichtspunkten deutscher Partei-Interessen zu beurteilen, fiel bis in die neueste Zeit bedeutenden und unbedeutenden Publizisten gleich schwer. Für den in der Wolle gefärbten norddeutschen Konservativen verstand sich viele Jahre von selbst, daß er Anhänger des monarchischen und autoritativen Rußland war; der süd- und mitteldeutsche Konservative durfte außerhalb der Herrschaft des Hauses Habsburg kein Heil sehen, während der richtig Liberale das freie und geeinigte Italien, der vorgeschrittene Demokrat die große Republik des Westens als Musterstaat behandelte. Unheilbare Fanatiker des Ultramontanismus und haßverzehrte Sozialdemokraten sind heutzutage die einzigen Deutschen, welche Politik auf eigne Hand zu treiben und fremde Interessen denjenigen des Vaterlandes überzuordnen den Mut haben. Unterstützung der Politik, welche Deutschland mächtig und gefürchtet gemacht hat, ist für die ungeheure Mehrheit unserer Presse zur Ehrensache geworden[1]. Wirksamkeit und Gewicht dieser patriotischen Unterstützung werden sich noch erhöhen, wenn wir mit derselben Maß zu halten und zu sparen gelernt haben werden. Die Neigung, einmal ausgegebene Stichworte unaufhörlich zu wiederholen, diplomatische Zwischenspiele wie große und entscheidende Aktionen zu behandeln und alle Zeit mit Kundgebungen nationaler Entrüstung bei der Hand zu sein, hat unsere Presse vielfach daran verhindert, bei wichtigen Gelegenheiten mit dem gehörigen Nachdruck aufzutreten. Es hängt das mit der Neuheit unserer Großmachtstellung und mit dem Mangel anerkannter publizistischer Überlieferungen so eng zusammen, daß eine Besserung nur von der Zeit und von der Eingewöhnung in die Verhältnisse erwartet werden kann, zu denen wir es glücklich gebracht haben. Von den Tagen, zu denen wir statt des wirklichen ein bloß ideales Vaterland besaßen, sind wir durch eine so kurze Spanne getrennt, daß es niemand Wunder nehmen kann, wenn die deutsche Presse es zu der ruhigen Würde noch nicht gebracht hat, mit welcher Erben einer bedeutenden Vergangenheit von sich selbst und ihrer Bedeutung reden. Die Stelle eines kräftigen, sicheres und maßvolles Selbstgefühl bezeugenden nationalen Brusttons vertritt nur allzu häufig

[1]) Dies können wir leider nicht ganz zugeben. A. d. R.

ein gequetschtes, künstliches Fistulieren, das sich wie angelernter Patriotismus ausnimmt.

An ähnlichen Gebrechen leiden die neuerdings in die Mode gekommenen Artikel, welche der Feier der christlichen Kirchenfeste gelten und in der Mehrzahl der Fälle rationalistischen bezw. pietistischen Predigtfetzen ähnlicher sehen, als Kundgebungen eines gesunden und warmen religiösen Gefühls. Neben dem Mangel an wahrem religiösen Pathos, wie er den patriotischen Schriftstellern der Freiheitskriege in so bewältigender Weise zu Gebote stand, ist die Parteizerrissenheit der deutschen evangelischen Kirche daran schuld, daß in der deutschen periodischen Presse zum Ausdruck gebrachte religiöse Empfindungen sehr häufig einen peinlichen und gezwungenen Eindruck machen. Die religiöse Gleichgiltigkeit läßt sich bei diesen Gelegenheiten ebensowenig verleugnen, wie bei anderen. Das Verhalten der Presse spiegelt oft nur die Verlegenheit wieder, in welche viele unserer Gebildeten geraten, sobald auf Kirche und Christentum die Rede kommt und das Herannahen von Festen des sonst unbeachteten Kirchenjahres ein Bekenntnis zu Ehren des „alten Glaubens" oder dessen erfordert, was von diesem Glauben übrig geblieben ist. Irreligiosität und Kirchenfeindschaft stehen seit dem Emporkommen der Sozialdemokratie in zu üblem Geruch, als daß sie so ungeschminkt wie vor dreißig Jahren zur Schau getragen werden dürften; dem „Schatten der Kirche" sind die meisten indessen zu gründlich entfremdet, als daß sie den Weg zu derselben auch nur zwei- oder dreimal im Jahre zu finden vermöchten. Von einzelnen kirchlich-konservativen Zeitblättern abgesehen, welche den Mut ihrer Meinung haben, der Fähigkeit zu geschmackvollem Vortrage derselben indessen zuweilen entbehren — von diesen abgesehen, quält die Mehrheit unserer Leitartikelschreiber sich mit Umdeutungen der christlichen Feste ab, deren Künstlichkeit allein von ihrer Trivialität übertroffen zu werden pflegt. Wer kennte die Redensarten nicht im voraus, in denen zu Weihnachten die Engelbotschaft „Friede auf Erden", zu Ostern die angebliche Symbolik der Auferstehungsgeschichte, zu Pfingsten die vermeintliche Allgegenwart des heiligen Geistes in der Menschheitsgeschichte breit getreten und dabei die verlegene Miene gezeigt wird, an welcher unfreiwillige Kirchgänger erkannt zu werden pflegen. Nach der Weise unserer großen und echten Volksschriftsteller, alle Gebiete des Lebens mit verständnisvollem Anteil zu begleiten und dem religiösen Bedürfnis des

Zeitungslesers regelmäßig sein Recht werden zu lassen, haben unsere heutigen Publizisten verlernt oder niemals verstanden. Wer von der Voraussetzung ausgeht, daß die Politik die eigentliche Religion unserer Tage bilde und daß das Dasein des modernen Menschen in Parteiwesen, Erwerbsarbeit und sog. künstlerischer Erbauung aufgehe, muß aus der Rolle fallen, wenn er die Unauskömmlichkeit der „Diesseitigkeit" zum Ausgangspunkte einer Betrachtung nehmen soll. In den meisten Zeitungen besitzen Parlamentshaus, Bezirksversammlung, Theater, Lesehalle u. s. w. das ganze Jahr über feste Plätze, Plätze, deren die Kirche entbehrt. Wie sollte da möglich sein, daß man der letzteren auch nur zu den Festzeiten gerecht würde? — Und wie machen es am Ende diejenigen, welche die Interessen der Kirche auf ihren Schild schreiben, die Religion der Liebe predigen und die Kirchenlosen mitleidig oder hochmütig in den Winkel stellen? Im regelmäßigen Laufe der Dinge kümmern sie sich um religiöses Gefühl und kirchliches Leben des Volkes gerade so viel, als nötig ist, um dasselbe in den Dienst von Wahl- und Agitationszwecken nehmen zu können: aus dem Faltenwurf ihrer zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten gehaltenen Predigten guckt darum nicht selten ein weltlicher Pferdefuß heraus, der die Absicht dieser Veranstaltung ebenso deutlich verrät, wie den Mangel an religiöser Innerlichkeit[1]).

Wo ist diese um weltliche Rücksichten unbekümmerte Innerlichkeit aber überhaupt noch zu finden? Wo vermöchten politische Männer in Abrede zu stellen, daß ihre kirchliche Parteistellung durch nationale, staatliche oder soziale Interessen bedingt oder doch mitbedingt werden? Wo sonst der religiöse und kirchliche Standpunkt die politische Parteinahme bestimmte, findet heutzutage fast allenthalben das umgekehrte Verhältnis statt: höchstens, daß auf die konservative Seite gezogene ehemalige Liberale kirchlich-liberalistische Neigungen behufs Erhaltung ihrer Bildungskontinuität aus dem alten in das neue Lager hinüber genommen haben. Das auf diesen Gebieten bestehende Mißverhältnis kann nur noch da geleugnet werden, wo man sich über die Zeichen der Zeit absichtlich oder unabsichtlich täuscht. Als wichtigstes und charakteristisches dieser Zei-

[1]) Mit diesen letzteren Ausführungen können wir uns nur bedingt einverstanden erklären. Die Zahl der Aufrichtigen ist nicht so gering, als der Herr Verfasser anzunehmen scheint. A. d. R.

chen ist die Stimmung der gebildeten deutschen **Jugend** anzusehen. Soweit das neue, unter den Eindrücken der Jahre 1866 bis 1886 emporgekommene Geschlecht nicht reinsozialistisch gesinnt ist, huldigt dasselbe konservativen, auf den derbsten Realismus gegründeten Anschauungen. In Hinsicht auf religiöse Kälte und Gleichgiltigkeit übertreffen diese Söhne ihre Väter aber noch um ein Erkleckliches. Daß Kirche und Religion für das Volk unentbehrlich seien, ziehen die Realpolitiker neuester Schule keinen Augenblick in Zweifel; um die Notwendigkeit eines faßbaren, positiven Glaubensinhalts wissen diese neuen Männer sogar besseren Bescheid als ihre Lehrer, — „unbefangen" aber sind sie, weil sie sich von religiösen Bedürfnissen eben so frei wissen, wie von anderen idealen Bedürfnissen. Mit den Kämpfen und Skrupeln, die **uns** während der entscheidenden Bildungsjahre verzehrten, haben **sie** in Tertia abgeschlossen und sich so zeitig wie immer möglich auf greifbare Ziele gerichtet, deren Erreichung für den Mangel einer bestimmten Weltanschauung überreichlichen Ersatz bieten soll. Von den kühlen Höhen dieses „Realismus" aber läßt sich auf die religiösen Kämpfe und Meinungsverschiedenheiten der glaubensbedürftigen Massen mit vollendeter Ruhe und mit anstrengungslos erworbener Duldung herabsehen. Auch in diesem Stücke wird das heranwachsende Geschlecht das Gegenteil der heutigen, in der Schule des politischen und kirchlichen Liberalismus emporgekommenen Generation darstellen.

Das alles steht indessen in einem anderen Buche und ist ein eigenes Kapitel. Zu unserem Gegenstand zurückkehrend, gehen wir von dem Leitartikel zur „Politischen Rundschau" über. In größeren, mehreremal täglich erscheinenden Blättern pflegt dieselbe mit dem Leitartikel derart abzuwechseln, daß die Morgennummer die **eine**, die Abendnummer die andere Rubrik führt; andere Blätter greifen zur „Rundschau", wenn es Abwechselung zu bieten oder für den Mangel geeigneter Specialerörterungen Ersatz zu schaffen gilt. — In Frankreich und Belgien behandelt man zusammenfassende Übersichten über die allgemeine politische Lage als schwierige, besondere Sorgfalt erheischende Arbeiten. Die Independance belge, welche diese Rubrik regelmäßig führt, soll zu solchem Behufe einen besonderen, ausschließlich mit dieser Mühewaltung betrauten Redacteur halten, von welchem namentlich geschickte Auswahl des Stoffes und kunstreiche Vermittelung der Übergänge von einem Gegenstande zum anderen beansprucht werden. Bei uns, wo man mit der Flüchtigkeit der

Leser genügend vertraut, rücksichtlich der Form sorgloser und wegen des größeren Umfangs der Specialrubriken gegen Unvollständigkeiten gesichert ist, — bei uns wird die Sache leichter genommen und diese Arbeit neben anderen in einer relativ freien Geschäftsstunde besorgt. Die „Rundschauen" deutscher Zeitungen umfassen in der Regel in- und ausländische Neuigkeiten, die lose aneinander gereiht, aus redaktionellen Bemerkungen und Zeitungsausschnitten zusammengesetzt und nur rücksichtlich ihrer „Tendenz" vereinheitlicht werden. Für den eigentümlichen Vorzug dieser Rubrik gilt die durch dieselbe gebotene Gelegenheit, den Leser an strenge Unterordnung unter das Redaktions- und Parteiurteil zu gewöhnen und ihm die Welt in einer bestimmten, von einem Punkte ausgehenden Beleuchtung zu zeigen. Da von den verschiedensten Dingen gehandelt wird, genügt für jedes derselben eine handvoll möglichst zuversichtlich ausgesprochener Bemerkungen; täglich wiederholt und auf die verschiedensten Gegenstände ausgedehnt, bilden dieselben schließlich ein Gespinst, dessen Fäden die gesamte Anschauung der Leserwelt umschließen und für freie Gedankenbewegung kaum mehr Raum lassen. Da Wiederholung die wirksamste aller rednerischen Formeln bildet, kann durch fleißige Anwendung derselben in der That mehr als durch die schärfsten Begründungen erreicht und mit der Zeit der Zustand erreicht werden, den Bucher in die nachstehenden Sätze zusammengefaßt hat: „Die Meinung wird jeden Morgen fix und fertig auf den Frühstückstisch gelegt, wie die Semmel. Man genießt die Zeitung wie den Toast und rechnet darauf, daß sie sich von selbst verdauen und in Fleisch und Blut übergehen werde, wie die Nahrungsmittel, obgleich die strenge Einteilung der Zeit und die atemlose Hast des Erwerbes nicht eine Minute zum Nachdenken über das Gelesene übrig läßt . . . . . Die Thatsachen verschwimmen, aber von den Urteilen hängt sich vieles an die Tafel des Gedächtnisses, leicht wie ein Lichtbild, nicht so vollständig und so treu, als ihm darin ähnlich, daß es unter bestimmten Einflüssen wieder vorkommt."

Der Löblichkeit dieses Zieles entspricht die Beschaffenheit der zur Erreichung desselben angewendeten Mittel. Neben einer gewissen Gattung von Korrespondenzen darf die als „Rundschau" bezeichnete Rubrik für den Lieblingstummelplatz zweifelhafter journalistischer Redensarten erklärt werden. Hier steht der Weizen inhalts- und gedankenloser Konjekturalpolitik, das Gerede um

„Situationen“, die niemals vorhanden gewesen, um Möglichkeiten, die sich nirgend aufgethan haben, um „Kombinationen“, an die kein Staatsmann jemals gedacht, in üppigster Blüte, — hier kann mit Fremd- und Kraftworten aller Gattungen noch verschwenderischer als sonst umhergeworfen, hier die Pflege befangenen und unbilligen Fraktionsgeistes gewerbsmäßig betrieben werden. Wegen des bloß gelegentlichen Charakters der eingestreuten Urteile und Bemerkungen kann von Begründung und Weiterverfolgung derselben abgesehen, wegen der Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände überall da Punktum gemacht werden, wo es mit dem Latein des Urteilssprechens ein Ende hat. Wer Arbeiten dieser Art längere Zeit hintereinander zu schreiben und dabei ein Stück Gewissenhaftigkeit zu wahren gewußt hat, wird an sich selbst die Erfahrung gemacht haben, daß dieselben aushöhlender und demoralisierender wirken, als andere Gattungen des journalistischen Geschäftes. Schon die Eile, mit der die Sache getrieben wird, stellt ernsthafter und gründlicher Durchdringung des Stoffes unüberwindliche Hindernisse entgegen. Insbesondere bei mehreremal täglich erscheinenden Zeitungen handelt es sich darum, die frisch eingelaufenen Nachrichten zu verarbeiten, bezw. abzuthun und den Eindruck derselben hier zu verschärfen, dort abzuschwächen. Von Feststellung des Zusammenhangs, Sammlung des einschlagenden Materials und anderen, bei Abfassung eines Leitartikels immerhin *möglichen* Vorbereitungen kann der Eile wegen nicht die Rede sein. Im eigentlichsten Sinne des Wortes wird *drauf losgeschrieben* und über der Mühe, die die Wahrung einer halbwege lesbaren Form bereitet, der Inhalt des Geschriebenen hintangesetzt.

Glücklicherweise bildet die Veröffentlichung täglich wiederkehrender Rundschauen (wie sie für einzelne große Wiener Zeitungen obligatorisch geworden) in deutschen Zeitungen noch nicht die Regel. In den einmal täglich erscheinenden Blättern löst der Leitartikel sich gewöhnlich mit dem sog. Premier ab, einem zwischen Artikel und Rundschau die Mitte haltenden kurzen Aufsatze, dessen entscheidenden Vorzug die freiere Form bildet. Zuweilen bedeutet derselbe nicht mehr als ein Stück „Rundschau“, ebenso häufig indessen einen kondensierten Artikel, — durchschnittlich aber wird ihm vor diesen seinen Halbbrüdern der Vorzug gegeben werden müssen. Vor der Rundschau hat der Premier voraus, daß er sich immer an ein bestimmtes Thema halten muß; vor dem Leitartikel, daß

er nicht die für deutsche leader unvermeidlich gewordene Form der Chrie zu tragen braucht. Kenner des Handwerks wissen, daß gut geschriebene Premiers zu den schwierigsten und zugleich anziehendsten Aufgaben der Tagesschriftstellerei gehören, daß sie die meiste Schulung, die vollkommenste Herrschaft über den Ausdruck fordern und daß sie aufmerksamer gelesen und häufiger nachgedruckt werden als langatmige Abhandlungen. Der Satz, nach welchem der Meister sich erst in der Beschränkung zeigt, hat auf diese Rubrik, welche Gedrungenheit des Ausdruckes, festes Gewebe der einzelnen Sätze und Verzicht auf schwerfällige und umfangreiche Begründung erfordert, seine besondere Anwendung. Würde der Premier gehörig gepflegt, so könnten ungezählte, schon wegen ihren Überschriften anspruchsvoll auftretende Artikel gespart und besonderen Gelegenheiten vorbehalten werden. Zu einer Änderung in diesem Sinne ist indessen wenig Aussicht vorhanden. Die meisten preußischen Provinzial- und die außerpreußischen Landeszeitungen pflegen nämlich mit der Rubrik „Berlin" zu beginnen oder diese auf den Leitartikel folgen zu lassen. Ohne Not hat man in Nachahmung eines von der französischen Departementalpresse gegebenen Beispiels die Gewohnheit angenommen, der Reichshauptstadt das erste Wort zu lassen und sich dadurch den Anschein gegeben, von den Abfällen der Berliner Blätter zu leben. Da das in größeren deutschen Städten nicht der Fall ist, sollte es mindestens für Orte wie München, Stuttgart, Dresden, Hamburg u. s. w. Regel werden, mit dem Wohnort der Redaktionen zu beginnen und die vom Spreeufer datierenden Mitteilungen an die zweite Stelle zu verweisen.

Von der Manier, in welcher deutsche publizistische Fehden ausgefochten werden, und von dem Eindruck, welchen dieselben hinterlassen, ist bereits die Rede gewesen. Zur Steuer der Wahrheit muß indessen hinzugefügt werden, daß die Mehrzahl größerer norddeutscher Zeitungen polemische Händel nach Möglichkeit vermeidet und daß zu persönlichen Herausforderungen und Verketzerungen (wie sie in Frankreich tägliches Brot sind) in Deutschland nur selten geschritten wird. Derber als im Norden geht es im deutschen Westen und Süden zu, wo die religiösen Gegensätze mit elementarer Leidenschaftlichkeit aufeinander platzen und die Fehden zwischen Vertretern der verschiedenen klerikalen Parteischattierungen nicht selten in roher und gemeiner Weise ausgefochten werden. Die für persönliche Gehässigkeiten der Redacteure üblich gewordene Be-

zeichnung „Anzapfung" riecht bereits so bedenklich nach der Biertonne, daß uns nicht Wunder nehmen kann, wenn die Streitenden einander wie erhitzte Wirtshauskumpane und nicht wie meinungsverschiedene Politiker begegnen. Vorgänge solcher Art kommen indessen nur als Ausnahmefälle vor. Anständige Kollegialität ist unter den Vertretern der Presse ebenso herkömmlich geworden, wie unter den Mitgliedern unserer Volksvertretungen. Der Schaden, welchen die heißen kirchen- und wirtschaftspolitischen Kämpfe des vorigen Jahrzehnts auch in dieser Hinsicht gestiftet hatten, ist bereits im Schwinden begriffen. Die Schuld an demselben hatte — wie in dergleichen Fällen selbstverständlich ist — auf beiden Seiten gelegen, wenngleich während des Kulturkampfes die Sieger, während des Streites um die Steuer- und Wirtschaftsreform die Besiegten die gröberen und gehässigeren gewesen sein mögen. Dank der allgemeinen Ermüdung dürfen journalistische Katzbalgereien auf Anteil des Publikums nicht mehr rechnen und ist der Anreiz zu denselben schwächer geworden[1]).

Ob der Einfluß unserer Presse auf die parlamentarische Entwickelung in Zu- oder Abnahme begriffen ist, läßt sich schwer bestimmen. Eines aber dürfte bereits gegenwärtig unzweifelhaft feststehen: je täuschender Zeitungsartikel über Landtags- und Reichstagsverhandlungen Wiederklängen der von den Fraktionsführern gehaltenen Reden ähnlich sehen, desto geringer ist ihre Wirkung auf den Gang der öffentlichen Dinge. Um wie viel günstiger würde das Verhältnis sich stellen, wenn oppositionelle Blätter für ihren Beruf hielten, Einseitigkeiten und Mißgriffe der eigenen Freunde zu korrigieren, Übertreibungen des Fraktionsinteresses zu beschneiden und den bösen, ausländischen Beispielen nachgeeiferten Verbrüderungen grundsätzlicher Gegner mannhaften Widerspruch entgegenzusetzen? Und was vermöchte dem Einfluß der konservativen Presse größere Dienste zu erweisen, als die wenigstens gelegentliche Anerkennung außerordentlicher Verdienste der gegnerischen Seite?[2]) So lange die einen lediglich für die Lichtseite, die andern allein für die Nachtseite des parlamentarischen Wesens und seiner Einzelerscheinungen Augen und Ohren haben und solange für den Leser

[1]) Auch hier vermögen wir nicht ganz zuzustimmen. A. d. R.

[2]) Die Anerkennung gegnerischer Verdienste ist auf konservativer Seite weit häufiger als auf liberaler, wo sie buchstäblich nie gefunden wird.
A. d. R.

im voraus feststeht, wie das Urteil seiner Zeitung im einzelnen Falle lauten wird, kann von der Presse Einfluß auf die öffentlichen Sitten nicht erwartet werden. Und doch vermöchten ein paar von angesehenen Blättern gegebene Beispiele fördernd einzuwirken, wo das Publikum des Klapperwerks der bisher getriebenen Wirtschaft längst müde geworden ist und wo alle Welt weiß, daß drei Vierteile aller den Fraktionsführern gesungenen Loblieder aus deren eignen Fabriken stammen.

Fabrikgeheimnisse giebt es auf dem in Rede stehenden Gebiete schon lange nicht mehr. Das in den Abonnements-Einladungen der Blätter mittleren Ranges vierteljährlich abgegebene Versprechen, „Original-Leitartikel" zu bringen, hat dem aufmerksamen Leser längst verraten, daß es auch erborgte Leitartikel giebt. Der größte Teil kleinerer und mittlerer Zeitungen vermag sich den Luxus von dem Herausgeber und dessen Gehilfen geschriebener Aufsätze nicht zu erlauben. Man bezieht diesen „Artikel" fix und fertig von der Central- oder Provinzial-Preßstelle der Partei, klebt demselben die aus ein paar Eingangs- oder Schlußphrasen bestehende Redaktionsmarke auf und sendet die auf dem Wege solchen „Veredelungs-Verkehrs" hergestellte Ware als eigenes Erzeugnis in die Welt. Während der nächsten Tage und Wochen tauchen die lithographisch vervielfältigten, gedruckten oder auch geschriebenen Aufsätze, welche das betreffende Preßbureau umsonst oder gegen geringes Entgeld versendet, in einem vollen oder ganzen Dutzend an verschiedenen Orten erscheinender kleiner Blätter auf, um als Belege für die Einstimmigkeit und Unaufhaltsamkeit der öffentlichen Meinung an die Stätten ihrer Entstehung zurückzukehren und entsprechend verwertet zu werden. Der von den Parteiführern gesponnene rote Faden dieser Auseinandersetzungen wird auf solche Weise aus dem Volksherzen hervorgezogen. — Da die Berichte über Parlamentsverhandlungen, Kommissionsberatungen und Gesetzesvorlagen nach der nämlichen Methode verbreitet werden, erfährt das Publikum der kleinen Presse immer nur, was es erfahren soll und was geeignet erscheint, die verehrungswürdigen Leser in einen bestimmten Gedankenkreis einzuspinnen. Die Redaktionen werden außerdem mit „Winken" versehen, die in der Sprache des Handwerks „Waschzettel" heißen, sich aber nicht immer durch Reinlichkeit auszeichnen.

Seiner Zeit hat man die Versorgung der kleinen Zeitungen noch

einfacher und wohlfeiler, als gegenwärtig üblich ist, einzurichten versucht. Die Centralstelle bedruckte die eine Seite des Zeitungsbogens mit ihren Mitteilungen und Nachrichten und versendete die halbfertigen Blätter in dieser Gestalt an die verschiedenen zu ihrer Kundschaft gehörigen Redaktionen, welche Namen und Druckort ihrer Zeitung samt Lokalnotizen und bezahlten Anzeigen auf die andere Seite brachten und dabei ein Erkleckliches an Satz und Druck sparen konnten. Zu Einbürgerung und weiterer Verbreitung scheint dieses Verfahren indessen nicht gelangt zu sein, weil die Wechselfälle rascher oder verspäteter Versendung, die Notwendigkeit übereinstimmender Lettergattungen und Druckeinrichtungen samt anderen technischen Schwierigkeiten den mit diesem Verfahren verbundenen geschäftlichen Vorteil in Frage stellten. Selbständige kleine Blätter sind unter den gegenwärtig gegebenen Verhältnissen und Ansprüchen gerade so selten geworden, als sie vor zwanzig und dreißig Jahren zahlreich waren. Außer Stande, den Mitbewerb der von den Parteileitungen unterstützten Presse zu bestehen, sind sie zu chronischem Siechtum und fortwährender Herabdrückung von Quantität und Qualität ihrer Leistungen verurteilt. — An und für sich betrachtet, erscheint die Übertragung alles publizistischen Einflusses auf eine geschlossene Zahl in Großstädten erscheinender Zeitungen ebenso bedauerlich, wie die Aufsaugung des Kleingewerbes durch die Großindustrie. Abwendbar wird diese durch die Natur heutiger Verhältnisse bedingte Entwickelung aber nicht mehr sein.

Bevor von dem „Leitartikel und dessen Geschwistern" Abschied genommen wird, muß der vielbesprochenen Streitfrage der „Anonymität der politischen Presse" Erwähnung geschehen.

Gesetz und Herkommen haben mit sich gebracht, daß in französischen Zeitungen veröffentlichte politische Aufsätze von ihren Verfassern unterzeichnet werden. Wie in den meisten übrigen europäischen Ländern ist auch in Deutschland herkömmlich geblieben, daß der in der politischen Presse thätige Schriftsteller der Regel nach ungenannt bleibt und daß die Individualität des Schreibenden hinter der moralischen Person „Zeitung" verschwindet. Auf Feuilletons, wissenschaftliche Beilagen, Rezensionen und dergleichen ist dieser Brauch nicht ausgedehnt worden.

Gegen die schriftstellerische und journalistische Namenlosigkeit sind zahlreiche und gewichtige Bedenken erhoben worden. Männer von unbezweifelt hoher geistiger Bedeutung haben dieselbe als Unredlichkeit,

Feigheit u. s. w. gebrandmarkt. Nach dem Vorgang Jean Jacques Rousseaus, der von dem ehrlichen Manne Bekenntnis zu seinen Erzeugnissen verlangt, ist Schopenhauer mit der ihm eigentümlichen Heftigkeit gegen die ungenannten Schriftsteller aufgetreten. „Würde man es leiden," fragt er einmal, „wenn ein maskierter Mensch vor einer Versammlung reden wollte und wenn er dabei andere angriffe und mit Tadel überschüttete?" An diese Frage wird das Verlangen nach gesetzlichem Verbot aller ungenannten Schriftstellerei geknüpft. „Es sollte selbst jeder Zeitungsartikel überall vom Namen des Verfassers begleitet sein, unter schwerer Verantwortung des Redacteurs für die Richtigkeit der Unterschrift. In der Litteratur aber sollten, so lange jenes Gebot nicht besteht, alle ehrlichen Schriftsteller sich vereinigen, die Namenlosigkeit durch das Brandmal der täglich und öffentlich ausgesprochenen äußersten Verachtung zu proskribieren." — In dem nämlichen Sinne haben sich auch Neuere ausgesprochen. Buchers[1]) Bemerkung, „daß das Urteil eines Individuums, wenn nicht zum Widerspruch, so doch zum Urteil herausfordert, während wir . . . . . einer mystischen Person, sie heiße Times oder sonst wie, uns immer zu unterwerfen geneigt sind", schließt offenbar einen Tadel der Namenlosigkeit ein. Sehr viel entschiedener noch äußert sich Heinrich von Treitschke[2]), der aus der Namenlosigkeit der Presse erklären zu können glaubt, „daß die überall spürbare Macht derselben dem Anstande, dem Ernst und der Gründlichkeit der parlamentarischen Verhandlungen wenig günstig gewesen." Er erinnert daran, daß zur Zeit der Freiheitskriege nahezu alle deutsche Politiker darin übereingestimmt hätten, daß Preßfreiheit nur möglich sei, wenn jeder Schriftsteller mit seinem Namen eintrete. „Seit den Demagogenverfolgungen ist diese ehrenhafte, dem ursprünglichen Freimut des deutschen Charakters natürliche Anschauung verschwunden. Die Anonymität der Presse gilt heute fast überall für ein Bollwerk der Freiheit; sie schmeichelt jener Scheu vor persönlicher Verantwortung, welche in demokratischen Jahrhunderten vorherrscht . . . . ; sie ist mit den Gewohnheiten der Gesellschaft schon so fest verwachsen, daß selbst ein strenges Gebot nicht mehr fruchten, sondern nur zu täglichen

---

[1]) „Der Parlamentarismus wie er ist," 2. Aufl. Stuttgart 1881, S. 227 ff.

[2]) „Historische und politische Aufsätze" (5. Aufl. Leipzig 1886, Bd. III S. 640 ff.).

Umgehungen des Gesetzes führen würde. Darum ist heute, unnatürlich genug, das gedruckte Wort noch leichtfertiger als das geschriebene."

Regelmäßige Mitarbeiterschaft an politischen Zeitungen ist von anderen Formen und Arten schriftstellerischer Thätigkeit so wesentlich verschieden, daß ihr mit demselben Maße nicht gemessen werden darf. Wie immer es um die vorstehend wiedergegebenen Verurteilungen der namenlosen Schriftstellerei bestellt sein mag, — mit der Frage, ob Zeitungsartikel namenlos oder mit Nennung ihrer Verfasser veröffentlicht werden sollen, haben dieselben nichts zu thun. Der Zeitungsschreiber tritt nicht mit einer individuellen schriftstellerischen Leistung, sondern mit einer Meinungskundgebung der Partei oder Richtung auf den Markt, in deren Dienst er sich begeben hat. Er sieht es nicht auf einen persönlichen, sondern auf einen sachlichen Erfolg, auf eine Wirkung ab, die mit seinem Wohl und Wehe nichts zu thun haben soll. Hinter den Zwecken, welche die Zeitung verfolgt, verschwinden die Personen, die sich ihrem Interesse untergeordnet haben. Die Verantwortung für den Inhalt der Aufsätze, aus denen die Zeitung sich zusammensetzt, ist auf eine Person, diejenige des leitenden Redacteurs, gewälzt, dessen Zustimmung und Anweisung Verhalten und Thätigkeit der übrigen Mitarbeiter bedingt. Auf diese Verantwortung gründet sich das praktisch außerordentlich wichtige und sehr häufig in Anspruch genommene Recht des leitenden Redacteurs, an den zur Veröffentlichung bestimmten Aufsätzen Abänderungen und Verbesserungen vorzunehmen und darauf hinzuwirken, daß die Sache über die Form, die politische über die litterarische Rücksicht gesetzt werde. Solche Veränderungen würden erschwert, unter Umständen unausführbar gemacht, wenn der Verfasser mit seinem Namen hervortreten und nicht für die Zeitung, sondern für sich selbst reden müßte. Wer in der journalistischen Praxis Bescheid hat, weiß, daß bei Zeitungskundgebungen von einiger Tragweite das entscheidende Wort nur selten von einem einzelnen Manne gesprochen wird. Was der Leitartikelschreiber niederschreibt, hat er mit seinen Kollegen vorgängig besprochen; was er geschrieben hat, wird von diesen geprüft und abgeändert. Ein Artikel geht zuweilen durch so zahlreiche Überarbeitungen, daß ein einzelner Verfasser überhaupt nicht mehr nachgewiesen werden kann, daß die Form von dem einen, der entscheidende Inhalt von dem anderen Mit-

arbeiter festgestellt, ein bestimmter, besonderes Aufsehen erregender Ausdruck von einem dritten angegeben worden ist. Damit rechtfertigt sich's zugleich, daß dem an und für sich wenig löblichen Schriftstellerbrauch, statt des bescheidenen „ich" den pluralis majestatis „wir" zu setzen, in politischen Zeitungsartikeln regelmäßig gefolgt wird: es ist eben kein einzelner Mann, sondern die moralische Gesamtperson Zeitung, welche redet. — Davon, daß die journalistische Namenlosigkeit zum Schutze der einzelnen Schriftsteller gegen strafrechtliche Verfolgungen bestimmt sei, kann unter den heutigen Verhältnissen kaum mehr die Rede sein. Mit schweren Strafen belegte Preßvergehen kommen in dem Deutschland unserer Tage so selten vor, daß die moralische Verantwortung für Preßerzeugnisse bei achtungswürdigen Journalisten gemeiniglich schwerer wiegt als die strafrechtliche. Vorwürfe einsichtiger Freunde oder den Genossen bereitete Verlegenheiten spielen für Männer von Ehre und Bildung eine ungleich größere Rolle, als Besorgnisse vor acht oder vierzehn Tagen Einsperrung hinter vergitterten Fenstern.

An diesem Verhältnis und an der Bescheidenheit der Stellung, welche dasselbe den Vertretern der deutschen Presse anweist, wird ohne Schaden nichts geändert werden können. Daß diejenigen, welche (um mit Gustav Freytag zu reden) „zur Zunft gehören", zum Verzicht auf Erfolge der Eitelkeit und Selbstliebe genötigt sind, macht die beste, die ideale Seite ihres Berufes aus. Würde die Namensnennung zur Regel und rückte der Zeitungsartikel in die Reihe derjenigen litterarischen Leistungen, an welche andere als sachliche Anforderungen gestellt werden, so würde die deutsche Redaktionsstube das Los der französischen teilen und in einen Marktplatz der hohen Eitelkeit, des vanity fair, am Ende gar in eine Menagerie von Preßlöwen verwandelt werden. Möglich, daß die durch Nennung ihrer Namen persönlich engagierten Leitartikelschreiber größere Sorgfalt auf die künstlerische Form, die „Mache" ihrer Aufsätze, verwendeten, — eine Einbuße an Ernst und Selbstlosigkeit derselben würde unvermeidlich sein. Das Stück Entsagung, welches in die journalistische Laufbahn mitgebracht werden muß, bildet die segensreichste, schönste Seite dieses schwierigen Berufes, der (wie Freytags Bolz sagt) „einmal nicht dazu gemacht ist, große Heroen zu bilden! Ich schreibe frisch drauf los, so lange es geht; geht's nicht mehr, dann treten andere für mich ein und thun dasselbe. Wenn das eine Weizenkorn in der großen Mühle gemahlen

ist, fallen andere Körner auf die Steine, bis das Mehl fertig ist, aus welchem vielleicht die Zukunft ein gutes Brot backt zum Heile vieler."

6. Telegramme und Korrespondenzen.

Das Nachrichtenwesen heutiger Zeitungen ist so wesentlich durch telegraphische und lithographische Korrespondenzen, der Charakter dieser Korrespondenzen wiederum so nachhaltig durch die Beschaffenheit der großen Korrespondenzbureaus bestimmt worden, daß der vorliegende Abschnitt unserer Betrachtung bei diesen letzteren einsetzen muß.

Daß die Telegraphie in den Dienst des deutschen Zeitungswesens genommen wurde, ist etwa vierzig, daß sie auf dasselbe entscheidenden Einfluß zu üben begonnen hat, etwa dreißig Jahre her. Bis zu diesem Zeitpunkt war die telegraphische Berichterstattung auf besonders wichtige Ereignisse, ihre Benutzung auf einzelne, im Besitz größerer Geldmittel befindliche Zeitungen beschränkt gewesen. Wenn gegenwärtig jedes, auch das kleinste Tageblatt eine telegraphische Rubrik führt, und wenn bei großen Zeitungen für selbstverständlich gilt, daß sie außer den aller Welt zugänglichen allgemeinen Telegrammen noch besondere, nur ihnen bestimmte bringen, so ist das wesentlich auf die Einrichtung der drei großen Weltbureaus (Wolff in Berlin, Reuter in London, Havas in Paris), die diesen angeschlossenen Zweiganstalten und auf den den letzten gemachten Mitbewerb zurückzuführen. Nachdem der Gebrauch des neuen technischen Hilfsmittels allgemein und durch die Natur des modernen Verkehrswesens unentbehrlich gemacht worden war, erschien unmöglich, daß die einzelnen telegraphischer Nachrichten bedürftigen Zeitungsredaktionen, Bankhäuser und Börsenvereine an den in Betracht kommenden Orten eigene, ausschließlich von ihnen bezahlte Agenten hielten. Es thaten sich große, auf Aktien gegründete Anstalten auf, welche die Einsammlung und Verteilung durch den Draht übermittelter Meldungen zu ihrem ausschließlichen Geschäft machten, und mit Hilfe der ihnen zu Gebote stehenden Kapitalien ungleich wohlfeiler, zuverlässiger und regelmäßiger arbeiten konnten, als Einzelunternehmern möglich gewesen war. Nach Vorgang des im Jahre 1850 begründeten Reuterschen Bureaus traten die oben genannten übrigen großen Agenturen ins Leben. Auf die Unter-

stützung der Regierung ihrer Residenz angewiesen, durch im Staatsbesitz befindliche Drähte bedient, nahmen sie allenthalben einen mehr oder minder amtlichen (genauer: halbamtlichen) Charakter an, der sie in den Stand setzte, ihre Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen und ein thatsächliches Monopol zu erwerben.

Auf die oft wiederholten, neuerdings aber fast allenthalben verstummten Einwendungen gegen dieses Verhältnis und gegen den dadurch bedingten Einfluß der Regierungen auf den Inhalt der telegraphischen Berichte einzugehen, verlohnt kaum mehr der Mühe. Es ist damit gegangen wie mit dem s. Z. vielbestrittenen Staatsmonopol zu Herstellung und Betrieb telegraphischer Leitungen, dessen Zweckmäßigkeit heute allgemein anerkannt wird. Unzweifelhaft ist der bestehende Zustand mit mancherlei Übelständen verbunden. Weil der erste Eindruck in der Regel der entscheidende ist, stellt die Macht der die Zeitungstelegraphie beherrschenden Bureaus sich als eine bedenklich große dar; weil die Bureaus mit den Regierungen in Verbindung stehen, vielfach auf guten Willen und Unterstützung derselben angewiesen sind, kann geschehen, daß einlaufende Nachrichten in gouvernementalem Sinne abgefaßt, je nach Bedürfnis unterdrückt, in abgeblaßter oder gefärbter Weise an die Öffentlichkeit gebracht werden; für die Zeitungsbesitzer kann es unter Umständen lästig werden, sich von den Bureaus drückende Bedingungen machen zu lassen, denselben ihr gesamtes Material abnehmen zu müssen u. s. w. Diese Übel sind vorhanden, sie erscheinen indessen gering, wenn man sie mit denjenigen vergleicht, welche eine lediglich auf Mitbewerb begründete Sondertelegraphie der einzelnen Zeitungsblätter herbeiführen würde. Die Bestreitung der dadurch verursachten Kosten würde die Ausgabeposten maßlos erhöhen und dazu führen, daß ein Schädigungen aller Art bedingender Wettbewerb in Bezug auf Verbreitung aufregender und „sensationeller" Depeschen eröffnet würde. Da niemand benommen ist, sich Privattelegramme kommen zu lassen oder Drähte der Staatstelegraphie stundenweise zu pachten, so geschieht das bereits gegenwärtig in ziemlich zahlreichen Fällen: daß die Leserwelt nichtsdestoweniger auf die Wolff-Havas-Reuterschen Depeschen besonderes Gewicht legt und Nachrichten für verbürgt erst ansieht, wenn sie durch Meldungen dieser Anstalten bestätigt worden, beweist indessen, daß die Bureaus ihre Sache im allgemeinen ordentlich und zuverlässig machen und daß sie sich ein dementsprechendes Ansehen zu

erwerben gewußt haben [1]). Unzweifelhaft rührt das vornehmlich von ihrem Zusammenhang mit den Regierungen und von dem stillen, aber mächtigen Einfluß her, den diese auf die Art der Berichterstattung üben. Im Zeitalter des Kampfes der Interessen ist die Oberherrschaft des Staates über das Neuigkeitswesen unvermeidlich und trotz der Menschlichkeiten, denen die Regierungen unterliegen, das denkbar geringste unter den möglichen Übeln. Die Summe der auf den Vertretern des Gesamtinteresses lastenden Verantwortlichkeiten ist so ungeheuer, daß auch die schlimmsten und einseitigsten unter ihnen zu einer Mäßigung und Vorsicht genötigt werden, die den Beauftragten konkurrierender Einzelinteressen durchschnittlich fehlt. Weit davon entfernt, vollkommen und unanfechtbar zu sein, stellt der vorhandene Zustand sich als ein im großen und ganzen befriedigender dar. Daß der Lese- und Zeitungswelt wichtige Vorgänge vorenthalten würden, kommt nur höchst selten, daß gänzlich unrichtige Nachrichten von den Bureaus verbreitet würden, so gut wie niemals vor [2]). Völlig ungefärbte, von den Wünschen und Meinungen der Berichtenden unabhängige Meldungen wird man, so lange Menschen Menschen bleiben, zu den frommen Wünschen zählen müssen.

Den Einfluß der telegraphischen Berichterstattung auf Eigentümer, Mitarbeiter, Beamte und Leser der Zeitungen in seinem vollen Umfange zu schildern, muß Kulturgeschichtsschreibern der Zukunft vorbehalten bleiben: auch wenn dieselben noch so weit ausholten und ihre Beobachtungen bis an die äußerste Grenze des Wahrnehmbaren fortsetzten, würden sie Gefahr laufen, hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben. Abgesehen von der fortwährend zunehmenden Erhöhung der Betriebskosten, hat die Hineinziehung der Telegraphie in das Zeitungswesen die Teilnehmer derselben zu völlig veränderten Menschen gemacht. Nicht der Schriftsteller, sondern der Berichterstatter spricht in der modernen Zeitung das entscheidende Wort, — nicht der Gedanke, der den Schreibenden erfüllt, sondern der blaue Wolffsche Zettel, der ihm auf den Tisch gelegt wird, bedingt Wert und Inhalt der einzelnen Zeitungsnummer. Der Redacteur hat es mit Korrespondenten zu thun, von denen er

[1]) Dieser Auffassung können wir nach unserer Erfahrung nur sehr bedingt zustimmen. A. d. R.

[2]) Auch dazu müssen wir ein Fragezeichen machen. A. d. R.

nichts weiß und die nichts von ihm wissen, — mit Gegenständen, deren Erörterung ihm gewaltsam aufgezwungen wird, — mit Nachrichten, die sich von Augenblick zu Augenblick ändern können und die er erläutern muß, bevor er über ihren Zusammenhang auch nur mit sich selbst ins Klare gekommen ist. Endlich muß er sich gefallen lassen, daß ein Teil seiner Zeitung mit dem Inhalt aller übrigen Zeitungen gleichlautend ist und daß derselbe ohne seine Mitwirkung zustande kommt. Für den Leser werden wiederum telegraphische Meldungen wichtiger als die geschriebenen. Er liest sie vor allen übrigen, beurteilt die Bedeutung der Dinge je nach der Form, in welcher sie übermittelt werden, und nicht selten den Wert seiner Zeitung nach Zahl und Umfang ihrer telegraphischen Meldungen. Zeitblätter werden nicht mehr nach ihrer Richtung, ihrem sittlichen Gehalt oder ihrem Gedankenreichtum, sondern nach der Höhe ihrer Aufwendungen für „Drahtnachrichten" abgeschätzt. Stil und Fassung derselben in Betracht zu ziehen, kommt niemand in den Sinn, weil man sie als bloßes Rohmaterial behandelt. Die Nachfrage nach diesem Material aber nimmt so unaufhörlich zu, daß halbe Bogen mit demselben angefüllt werden und daß der sprichwörtlich schlechte Telegrammenstil auch in den geschriebenen Teilen des Blattes Bürgerrecht gewinnt. Die Möglichkeit, ausschließlich aus Telegrammen zusammengesetzter Zeitungen wurde in dem vor zehn Jahren erschienenen Wuttkeschen Buche als eine entfernte behandelt, — gegenwärtig ist dieselbe nahe herangerückt.

Obgleich die Zahl der von den großen Bureaus vermittelten, in allen Zeitungen gleichlautenden „Drahtberichte" von Jahr zu Jahr zunimmt, genügte dieselbe den an die periodische Presse gestellten Ansprüchen nirgend mehr. Um Neues zu bieten, vor ihren Mitbewerbern etwas voraus zu haben und von den Bureaus unabhängig zu sein, lassen große Tageblätter sich Privattelegramme kommen, deren Kosten nicht selten nach Hunderten und Tausenden berechnet werden. Von Aufwendungen, wie sie zu Zeiten des chinesischen Krieges, der afghanischen Grenzwirren und der letzten amerikanischen Präsidentenwahl gemacht wurden, haben unsere Väter ebensowenig eine Vorstellung gehabt, wie von den Opfern, welche größere Börsenblätter der Berichterstattung über australische und südamerikanische Märkte und Preisnotierungen zu bringen haben. Wenn Deutschland in dieser Hinsicht auch hinter England und Nordamerika zurückstehen mag, so sind doch auch die Lasten

ungeheuer zu nennen, welche die ausführliche und genaue Benachrichtigung allein über Vorgänge des Inlandes auf die Schultern deutscher Zeitungsunternehmer gehäuft hat. An die Stelle der lithographierten oder gedruckten Reichstags- und Landtagsberichte früherer Jahrzehnte sind telegraphische Abrisse der Parlamentsvorgänge des Tages getreten, welche auf eigens gepachteten Drähten, von eigens dazu angestellten Berichterstattern übermittelt werden, gewöhnlich erst spät abends eintreffen und eine ermüdende Nachtarbeit im Gefolge haben. Daß diesen vorläufigen Berichten ausführliche folgen müssen und daß diese gleichfalls erhebliche Unkosten für Satz, Papier und Druck erheischen, wird von den Lesern kaum beachtet, weil die parlamentarische Chronik längst selbstverständlich geworden ist und weil für besonders leistungsfähig nur noch gilt, wer den ausführlichen Bericht seinem ganzen Umfange nach telegraphisch zu bringen vermag. Und wenn es mit den Kosten gethan wäre! Erste Durchsicht dieser bogenlangen Berichte, Korrektur und Revision des Satzes derselben bilden Frohn- und Galeerenarbeiten, deren Schwere nur denen bekannt ist, die diese Last getragen haben.

Begreiflicherweise hat die telegraphische Berichterstattung das übrige Nachrichtenwesen auf das stärkste beeinflußt und aus dem schriftstellernden „Korrespondenten" der guten alten Zeit einen Geschäftsmann und Neuigkeitsjäger von Handwerk gemacht. — Der Entwickelungsgang, den dieser Zweig journalistischer Thätigkeit genommen, ist bereits angedeutet worden. — Die Berichterstattung über diejenigen Orte, aus denen unmittelbare Nachrichten erwünscht waren, besorgten vormals Reisende und Gelehrte, denen die litterarische Thätigkeit Vergnügen machte und die einen in der Mußestunde verdienten Thaler zu schätzen wußten. Dem Thaler zuliebe Parlamentstribünen und Lesekabinette regelmäßig abzugrasen, kam diesen Gelegenheitskorrespondenten nicht in den Sinn. Ihre Mitteilungen sahen sie nicht als Geschäftsbriefe, sondern als kleine Litteraturerzeugnisse an, die mit einer gewissen Sorgfalt ausgefeilt und mit dem Anspruch auf Geschlossenheit in die Welt gesendet wurden. In diesem Sinne sind Heinrich H e i n e s an die „A u g s b. A l l g. Z t g." gerichtete Briefe geschrieben worden; als „Schilderungen aus Paris" in die „Gesammelten Schriften" aufgenommen, lesen sie sich noch heute mit einem Interesse, das der Mehrzahl gleichzeitiger Berichte allerdings fehlte, cum grano salis, aber auch diesen zuweilen zugestanden werden konnte. Das Publikum fuhr bei dieser

Art von Berichterstattung in der Regel besser, als die mit Veröffentlichung derselben betraute Redaktion; unterhaltend und lehrreich waren die Darstellungen der älteren Gelegenheitskorrespondenten fast immer, für den Mangel fortlaufender Rechenschaftsablegungen über Parlamentsverhandlungen und Gesetzgebungsarbeiten konnten sie indessen nicht entschädigen, und diese mußten von den Redakteuren selbst mühsam übersetzt und zusammengestellt werden. Das Nämliche galt von den wichtigeren Auslassungen der großen Londoner und Pariser, sowie der süddeutschen Tageblätter, auf deren Wiedergabe sich diese Jünger der Muse und Gelegenheit wenigstens in der Regel nicht einließen.

Seit Anfang der fünfziger Jahre hat dieses von den Vorzügen und Nachteilen freier und freiwilliger Kunstübung begleitete Verhältnis einem anderen Platz gemacht. An die Stelle der freien Kunst ist ein mühsames, verantwortliches und schwieriges Gewerbe getreten. Nachdem zwei österreichische politische Flüchtlinge, Dr. Max Schlesinger und Jakob Kaufmann (der liebenswürdige, mit Gustav Freytag befreundete Feuilletonist, dessen dieser in seiner Selbstbiographie ausführlich gedenkt), in Nachahmung eines früher von den Parisern Granier und Havas-Bullier gegebenen Beispiels, eine täglich erscheinende Londoner telegraphische Korrespondenz begründet und bei der Mehrzahl deutscher Zeitungen eingebürgert hatten, hat das gesamte Korrespondentenwesen eine veränderte Gestalt angenommen. Das Schlesingersche Unternehmen brachte regelmäßig Auszüge aus den größeren Londoner Blättern und Mitteilungen über die Parlamentsverhandlungen, die so sorgfältig gearbeitet waren, daß sie der deutschen Presse alsbald unentbehrlich wurden, daß sie den Hauptinhalt der Rubrik England bildeten und anderweite Mitteilungen, wenn auch nicht für anspruchsvolle, so doch für kleinere Blätter entbehrlich machten. Da der geschäftliche Erfolg der Schlesingerschen Korrespondenz ein lohnender war, fand dieselbe an nahezu allen Mittelpunkten des europäischen Staatslebens Nachahmung [1]). Seitdem bestehen in Wien, London, Paris, Berlin u. s. w. zahlreiche, in eifrigem Wettbewerbe begriffene Bureaus, die ihre

[1]) Unseres Wissens ist St. Petersburg die einzige europäische Haupt- und Residenzstadt ersten Ranges, in welcher es keine regelmäßig organisierten Korrespondenzbureaus giebt. Es hängt das mit der Einrichtung der russischen Censurvorschriften und den örtlichen Verhältnissen zusammen.

täglichen Zeitungsauszüge und Parlamentsberichte lithographiert oder durchgeschrieben versenden und für den regelmäßigen Bedarf ihrer Abnehmer auskömmlich sorgen. So ist das „Korrespondieren für Zeitungen" ein besonderer Beruf geworden, der nach einer feststehenden Methode betrieben wird. Die Einfachheit derselben wird durch ihre Zweckmäßigkeit und — Eintönigkeit noch übertroffen. Alltäglich versammeln sich die für Blätter aller Zungen thätigen Berichterstatter auf der Parlamentstribüne oder in einem dieser benachbarten Kaffeehause, um die bezüglichen Verhandlungen aufzunehmen, bezw. die Zeitungen auszuziehen, ihre Nachrichten und „Informationen" börsenmäßig auszutauschen, sofort zu verarbeiten und der Post zu übergeben. In Paris konnte man diese Herren in einem Lesekabinett der Passage du thermomêtre dicht gedrängt nebeneinander sitzend sehen und beobachten, wie sie, den „blauen Stift" in der Hand, leise flüsternd die dünnen, oft zehn- bis fünfzehnfach gefalteten Blätter „durchschrieben" und mit Hilfe dieser Vervielfältigung Dutzende von Zeitungen gleichzeitig versorgten. — Außer diesen regelmäßigen mechanisch vervielfältigten Korrespondenzen schreiben fähige und betriebsame Berichterstatter auch noch „Spezialbriefe". Was außerhalb des Rahmens der eigentlichen Politik liegt, wird bei Seite gelegt, um in Feuilletons, Revueartikeln, „Originalkorrespondenzen" u. s. w. verwertet zu werden, fließt — von Ausnahmen abgesehen — indessen aus den nämlichen Quellen, läuft durch die nämlichen Filter und kann demgemäß keinen Anspruch auf Originalität erheben. Die Berichterstattung aus kleineren und mittleren Städten Deutschlands liegt zumeist in den Händen von Redacteuren und Mitarbeitern dortiger Zeitungen, d. h. von Berufsjournalisten, deren Leben in der Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten aufgeht, die aber nur selten Gelegenheit haben, von dem Kunde zu erhalten, was außerhalb der politischen Werkstätten vor sich geht. Manche von ihnen haben freilich „Spezialitäten"; der eine schreibt „Berliner Zickzack", der andere Münchner oder Dresdner „Kunstberichte", ein dritter Wiener „Theaterbriefe", ein vierter „Causerieen", die durch kulturgeschichtliche „Randglossen" aufgeputzt werden, der fünfte sammelt statistische Daten u. s. w. Begreiflicherweise sind diese Arbeiten von zu verschiedenem Werte, als daß allgemeine Urteile über dieselben gefällt werden könnten; in der Mehrzahl der Fälle verrät sich dem Leser indessen, daß dieselben nicht aus freier Wahl und

Laune, sondern in Ausübung eines Berufes geschrieben worden sind. Da Berufskorrespondenten mit der Technik und den besonderen Bedürfnissen des Zeitungswesens genauer bekannt sind als Gelegenheitsmitarbeiter, so ist nicht zu verwundern, daß die ersteren die letzteren mehr und mehr verdrängen und daß die Zeitungsleser mehr Thatsachen als früher zu hören bekommen, dem wirklichen Leben der Städte und Länder, über welche berichtet wird, dagegen häufig fremd bleiben. Allenthalben in der Welt herrschen vor den öffentlichen Interessen private vor, und spielen Vorgänge des Gesellschafts- und Erwerbslebens eine größere Rolle als Parlamentsabstimmungen und Ministerberatungen. Der herkömmliche Zeitungsbericht kehrt dieses Verhältnis nicht selten um, indem er vor lauter Aufmerksamkeit für Parteibewegung und Zeitungsgerede diejenigen Dinge bei Seite läßt, welche den eigentlichen Nerv des Wiener, Münchner u. s. w. Lebens bilden. Sogenannte „Informationen" thun es ebensowenig wie Beschäftigungen mit der Abstraktion „Staat" oder gewerbsmäßig gesammelte Theaternotizen: es gilt, der Gesamtheit des Lebens gerecht zu werden, und das hält für den Fachjournalisten, mag er „über" oder „unter" dem Strich schreiben, schwerer wie für andere Leute, die in der Lage sind, ihre Eindrücke aus dem Vollen schöpfen zu können.

Zu den Vorzügen der heutigen Einrichtung des Korrespondentenwesens pflegt man die Reichhaltigkeit an Nachrichten zu zählen, welche der Mehrzahl unserer größeren Zeitungen eigentümlich ist. Der aufmerksame Leser ist in der Lage, sich über die Gesetzgebungsarbeit nahezu aller europäischen und vieler außereuropäischen Länder zu unterrichten und mindestens die hauptsächlichsten Ergebnisse ihrer wirtschaftlichen Entwickelung kennen zu lernen. Daß die auf diese Gegenstände bezüglichen Darstellungen vielfach einseitige, durch Rücksichten der deutschen Parteiherrschaft bedingte sind, und daß sie viel häufiger zur Befestigung vorgefaßter Meinungen, als zur Erweiterung des Gesichtskreises der Leser führen, liegt in der Natur der Sache, wird sich niemals ändern lassen und darf schon aus diesem Grunde als Beschwerdepunkt nicht angesehen werden. Ist eine Besserung möglich, so wird dieselbe höchstens von Beschränkung des Stoffes der Berichterstattungen zu erwarten sein. Daß der Deutsche über Landtagsstreitigkeiten, Schuleinrichtungen, Verwaltungsordnungen und Steuererhebungsmodalitäten jeder einzelnen österreichischen Provinz und jedes ehemals türkischen Vasallenstaates

bis ins Einzelne belehrt wird, bringt ihm nicht nur keinen Nutzen, sondern in vielen Fällen Schaden. Das Gedächtnis des Lesers wird mit einer so ungeheuren Masse hier gleichgiltigen, dort unverständlichen und zumeist unverarbeiteten Stoffs überladen, daß es für die Aufnahme des Wichtigen und wahrhaft Bildenden keinen Platz übrig behält und daß fruchtbare Gedanken, welche an das Einzelne anknüpfen und dasselbe verdeutlichen könnten, nicht selten erstickt werden. Dazu kommt, daß die Namen und äußeren Formen der Dinge fast allenthalben die nämlichen sind und daß sie zur Anstellung von Vergleichungen einladen, die wegen der Verschiedenheit der Voraussetzungen fast regelmäßig in die Irre führen. Besonders deutlich tritt dies zu Tage, wenn auf österreichische, überhaupt auf osteuropäische Verhältnisse die Rede kommt. Die denselben zu Grunde liegenden ethnographischen Zustände sind zumeist so vielgestaltig und undurchsichtig, daß niemand Wunder nehmen kann, wenn auch die Gebildeten unter uns nur wenig von ihnen wissen. Unsere Kenntnis Südost- und Osteuropas steht hinter derjenigen Amerikas in der Regel weit zurück. Daß die Bevölkerung der europäischen Teile des türkischen Reichs zumeist aus Nichttürken, diejenige Ungarns kaum zum dritten Teile aus Magyaren besteht, daß in Galizien, der Bukowina und dem nordöstlichen Teile Ungarns Millionen von Menschen leben, die nach Sprache, religiösem Bekenntnis und Art der Bildung der kleinrussischen Rasse angehören; daß der Gegensatz zwischen Slawen und Griechen, Anhängern des ökumenischen Patriarchats und der neubulgarischen Nationalkirche, die Achse aller auf der Balkanhalbinsel geführten Kämpfe bildet; daß die Geschichte der allmählichen Auflösung des osmanischen Reichs zugleich die Geschichte des Niedergangs der griechischen Kirchenherrschaft ist; daß die Zulassung slawischer Idiome in die katholischen Gottesdienste zu den wichtigsten neueren Ereignissen gehört: das alles haben wir wohl gelegentlich gehört, in der Regel aber nur mit halbem Ohre gehört und alsbald wieder vergessen. Und doch läßt sich von dem Wesen dessen, was das Leben des östlichen Europa bewegt, nur unter Festhaltung der vorstehend angedeuteten Thatsachen ein zusammenhängendes Bild gewinnen.

Vergleicht man die in deutschen Zeitungen herkömmlichen Korrespondenzartikel mit denjenigen besserer englischer und französischer Journale, so fällt an den ersteren zweierlei auf. Regelmäßig neigen deutsche Berichterstatter dazu, nicht sowohl zu berichten, zu schil-

dern und zu erzählen, als zu urteilen und zu räsonnieren. Ihre Briefe lesen sich zumeist wie Antworten, die auf geschäftliche Anfragen erteilt werden, wie Gutachten, welche ein Politiker dem andern zu gute kommen läßt. Sie stehen auch in diesem Stücke zu denjenigen Mitteilungen in Gegensatz, welche die Korrespondenten alter Schule zusammenzustellen pflegten und die wegen der Mannigfaltigkeit ihres Inhalts und wegen der Freiheit ihrer Bewegung Beiträge zur Zeitgeschichte von zuweilen bleibendem Wert bildeten. Der heutige Zeitungsbrief geht vollständig in die augenblickliche, morgen gleichgiltig gewordene Sache auf; für den Tag geschrieben, lebt und stirbt er mit demselben.

Eine zweite spezifisch deutsche Korrespondenten-Eigentümlichkeit besteht in der sprachlichen Beschaffenheit dieser Art von Schriftstücken. Während die andern Abteilungen der Zeitung mehr und mehr die Gewohnheit angenommen haben, in der Sprache von „Menschen dieser Welt" zu reden, vermögen politische Korrespondenzen sich nur ausnahmsweise von einem „Jargon" frei zu machen, der allem guten Geschmack zuwiderläuft und der unter den Gebildeten unseres Volks längst aus der Mode gekommen ist. Es hängt das einesteils mit dem ausländischen Ursprung vieler unserer Staats- und Gesellschaftseinrichtungen, anderntteils mit der auf den Schreibenden lastenden Notwendigkeit zusammen, sich möglichst allgemein zu halten und ihre unvollständige Sachkenntnis hinter wohlklingenden Redewendungen zu verbergen. Müßten statt der anspruchsvollen Fremdworte „Situation, Eventualität, Tendenz, sozial" u. s. w. die entsprechenden nüchternen deutschen Ausdrücke angewendet werden und könnte für die Anwendung der „Wenn" und „Aber" ein bestimmtes Maß vorgeschrieben werden, so würde mancher breitspurig auftretende Kraftartikel zum schlotternden Gespenst einschrumpfen. Noch folgenreichere Wirkung würde es freilich üben, wenn die unvermeidlich gewordenen Berufungen auf „regelmäßig gut unterrichtete Kreise", auf „den Mittelpunkten des Staatslebens nahe stehende Kreise", auf „Zirkel der haute finance und des Parlamentarismus" verschwinden und wenn statt dessen gesagt werden müßte, „der Reporter A", „der Kammerdiener des Ministers B.", „der wenig bekannte Abgeordnete Schulze" oder „der Kommerzienrat Müller", „der als Makler des Staatssekretärs thätige Agent Y." u. s. w. — Viel, nur allzuviel ist freilich auf Rechnung des Gebrauchs zu setzen, eingelieferte Beiträge nach ihrem Umfang zu bezahlen und die Briefschreiber

dadurch zum sog. „Zeilenschinden" zu verführen. Erfüllen die Wünsche der Sozialdemokraten sich einmal und wird die Frage „Zeit- oder Stücklohn" dereinst gesetzgeberisch beantwortet, so sollte das „Zeilen-Honorar" deutscher Zeitungen zunächst und vor allem abgeschafft werden.

Neben den politischen Korrespondenzen bringen größere deutsche Zeitungen in der Regel auch noch feuilletonistische Berichte aus den europäischen Hauptstädten, die sich als Wiener, Londoner, Pariser u. s. w. „Briefe" oder „Plaudereien" einführen und insbesondere von dem weiblichen Teile der Leserschaft eifrig gelesen werden. Außer der Schilderung von Festlichkeiten, Naturerscheinungen und Unglücksfällen bilden Berichte über „Kunst und Litteratur", d. h. über Theater und neue Romane, den Hauptinhalt dieser Beiträge zur zeitgenössischen Sittengeschichte. Daß und warum dieselben im Laufe der letzten Jahrzehnte an Gehalt verloren haben, ist bereits angedeutet worden. Den Charakter handwerksmäßiger Arbeit tragend, nehmen sie sich nur allzuhäufig wie Vergnügungsanzeigen aus, die den Durchschnittsleser zum Glauben bringen, für die Städte und Länder, über welche er sich unterrichten will, bildeten Theater, Konzerte, öffentliche Bälle u. dgl. die wichtigsten Vorkommnisse des Lebens. Bis ins Einzelne erfahren wir, wie Wiener, Londoner, Pariser u. s. w. ihre müßigen Stunden ausfüllen: über die Art ihrer Arbeit, ihrer Tageseinteilung und ihres häuslichen Zuschnitts, die Eigentümlichkeiten ihrer Erwerbs und Wohnungsverhältnisse verlautet höchstens in Ausnahmefällen etwas. Für „die obersten Zehntausend" bedeuten neue Theaterstücke, Sensationsromane und Moden in der That die wichtigsten Erscheinungen des Daseins: für diese werden Zeitungen indessen nicht geschrieben, von ihnen zu hören, ist mindestens in der Mehrzahl der Fälle ein ziemlich gleichgiltiges Ding. Schon im Interesse des guten Geschmacks und der so hoch geschätzten „Abwechselung" müßte gewünscht werden, daß diese Art von Auslandsberichten wenigstens zuweilen vom Ernst und nicht immer vom Spaß des Lebens handelte und daß sie an ihrem Teile dazu beitrüge, der ohnehin überschäumenden Vergnügungs- nnd Zerstreuungslust der Zeitgenossenschaft zu steuern.

---

7. „Unter dem Strich."

(Schluß.)

Aus dem „gelehrten Artikel" der größeren deutschen Zeitungen des vorigen Jahrhunderts, welchen seiner Zeit Lessing für die Vossische Zeitung besorgte und der in den litterarischen Streitigkeiten unserer älteren Litteraturperiode eine nicht unbeträchtliche Rolle gespielt hat, ist das moderne „Feuilleton" hervorgegangen. Dem französischen Namen dieser Rubrik entspricht die veränderte Form derselben. Aufsätze, welche sich weder auf staatliche noch auf geschäftliche Gegenstände beziehen, sondern vornehmlich die Unterhaltung der Leser bezwecken, sind zuerst von Pariser Zeitungen dem Hauptblatte einverleibt und „unter den Strich" verwiesen worden. Der ursprüngliche Gebrauch, Theater- und Konzert-Kritiken diesen bevorzugten Platz anzuweisen und dadurch weitere Kreise für das Zeitungslesen zu gewinnen, hat im Laufe der Zeit einer Übung Platz gemacht, welche Romanen, litterarischen Besprechungen und Betrachtungen über das Gesellschaftsleben die gleiche Auszeichnung zu teil werden läßt. Diese Neuerung ist in mehrfacher Rücksicht folgenreich gewesen. Die politische Rubrik, auf welcher bis dahin der Schwerpunkt gelegen, mußte einen Teil ihrer Bedeutung an die unterhaltende abgeben und sich gefallen lassen, von vielen Lesern als bloß beiläufige behandelt zu werden. Noch wichtiger war, daß eine Anzahl aus dem ersten Stockwerk in das Erdgeschoß der Zeitung verwiesener Gegenstände nach einer dem veränderten Platze entsprechenden neuen Manier behandelt wurde: an die Stelle sachlicher Belehrung traten leichtgeschürzte Unterhaltung und die Tendenz, die Dinge auf ihre vergnügliche Seite zu prüfen. Während einzelne französische Schriftsteller hohe Meisterschaft darin bewiesen, den belehrenden Zweck mit dem unterhaltenden zu verbinden und in leichter Form schwerwiegende Gedanken zu entwickeln, sahen andere es einfach auf die Belustigung des Publikums ab, dessen Gaumen durch Gewürze der zweifelhaftesten Art gereizt werden sollte. Am vollständigsten ließ sich diese Absicht erreichen, wenn man die Maske der Belehrung vollständig abwarf und für die Zeitung heranzog, was irgend Lärm und Aufsehen zu erregen versprach. Wie bereits erwähnt, wurde um die Mitte der dreißiger Jahre von einer Anzahl Pariser Blätter mit Herabsetzung des Bestellgeldes und gleichzeitig

mit dem Abdruck von Sensations-Romanen begonnen, die seitdem von allen französischen und nach deren Vorgang von den meisten deutschen und englischen Zeitungen geführt werden. Auch in dieser Rücksicht ist das Beispiel der Wiener „Neuen freien Presse“ von außerordentlichem Einfluß gewesen; unter den größeren Berliner Blättern war meines Wissens die „Spenersche Zeitung“ die erste, die sich auf den Abdruck eines Romans (der Heyseschen „Kinder der Welt“ 1873) einließ, dabei übrigens einen Mißerfolg erzielte. Von norddeutschen Zeitungen haben zwei auf völlig verschiedenen Standpunkten stehende Blätter, die „National-Zeitung“ und die „Kreuzzeitung“, der neuen Unsitte am längsten Widerstand geleistet und die Waffen erst gestreckt, nachdem Ergebung unvermeidlich geworden zu sein schien. Als uneinnehmbare Festung hat sich dagegen die „Allgemeine Zeitung“ bewährt und dementsprechend ihren vornehm zurückhaltenden Charakter trotz aller Wandlungen der Zeit aufrecht erhalten. — Im übrigen führt Feuilleton-Erzählungen, wer diese Ware irgend bezahlen kann. Bestellt und hergestellt wird dieselbe nach Grundsätzen, welche den „Ordres“ ähnlich sehen, welche Konfektionsgeschäften erteilt zu werden pflegen. Umfang, Gegenstand und Tendenz der „auf Termin“ zu liefernden historischen, kriminalistischen, „sozialen“, „gläubigen“, „fortschrittlichen“, „katholischen“, „lichtfreundlichen“ u. s. w. Novellen werden genau angegeben, bei der Entgegennahme auch wohl Umarbeitungen bedungen, wie Schneider oder Schneiderinnen sie nach der ersten Anprobe vorzunehmen pflegen. Ein sehr erheblicher Teil dieser Industrie wird von weiblichen Händen besorgt, — nicht selten zu Preisen, die hinter Schneiderlöhnen „zur Saisonzeit“ zurückbleiben, zuweilen in überraschend guter Qualität und in genauer Anpassung an die Bedürfnisse der Besteller. Ist das Glück gut, erfreut der Lieferant sich eines gewissen Rufes und hat er es mit „kulanten“ Kunden zu thun, so wird ihm gestattet, seine „Schöpfung“ gleichzeitig in mehreren, räumlich weit von einander entfernten Zeitungen abdrucken zu lassen; das Recht späterer „Verwertung in Buchform“ ist selbstverständlich, kann aber nur in Ausnahmefällen geltend gemacht werden. Häufig nimmt die bestellende Redaktion auch nur die „Première“ (den ersten Abdruck) in Anspruch, indem sie die spätere Aufnahme in kleinere, für den Mitbewerb nicht in Betracht kommende Feuilleton-Herbergen zuläßt. Da nur große Zeitungen in der Lage sind, die Arbeiten anerkannter Schriftsteller zu erwerben, und

da diese aus guten Gründen den Abdruck in einer Rundschau demjenigen in einem Feuilleton vorzuziehen pflegen, sind viele im übrigen höchst achtbare Blätter darauf angewiesen, die Spalten unter dem Strich mit halbwege anständiger Fabrikware auszufüllen. Zuweilen ist dieselbe nur mühsam von Erzeugnissen höherer Ordnung zu unterscheiden. Sind die bekannten, zuerst von den Sue und Dumas erfolgreich angewendeten Kunstgriffe, den Gang der Handlung dem Zeitungsbedürfnisse anzupassen, — die einzelnen Kapitel an der spannendsten Stelle abzubrechen, den Beginn neuer Abschnitte in die Mitte des neuen Vierteljahrs, die eigentliche Entwickelung in das zweite und den Schluß in das dritte Quartal zu rücken, — diese Kniffe und Pfiffe sind längst Allgemeingut geworden. In mancher Rücksicht haben die deutschen Nachahmer ihre französischen Vorbilder bereits übertroffen. In Deutschland, nicht in Frankreich oder England, ist es vorgekommen, daß bei Beginn eines großen Krieges ein Feuilleton-Roman angekündigt wurde, der die erwartenden Ereignisse schrittweise zu begleiten und durch „spannende Episoden" interessant zu machen versprach. Beiläufig darf bemerkt werden, daß seit Jahr und Tag „Roman-Feuilleton-Korrespondenzen" bestehen, welche mechanisch vervielfältigte neue Erzählungen an mehrere Dutzende über verschiedene Teile Deutschlands verstreute Redaktionen gleichzeitig verkaufen. — Kleinere Blätter, die sich auf ihren Vorteil verstehen, ziehen Übersetzungen besserer ausländischer Novellen den Erzeugnissen heimatlicher „Originalproduktion" vor und verfolgen zu diesem Behuf alles, was zwischen San Francisco und Moskau unter die Presse kommt, mit geschäftsmännischer Aufmerksamkeit. — In mehr als einer Hinsicht ist der „zeitgemäße" Erzähler in die Stelle gerückt, welche der Kasual-Dichter zu den Zeiten einnahm, in denen es hieß:

„Reicht Hans der Grete die rauhe Hand,
So umflattert sie ein bedrucktes Band,
Und ein Gestöber von weißen Blättern
Überschneit sie von Basen, Muhmen und Vettern.
Es fällt kein Sperling vom Rathausdach,
So schallt ihm eine Nänie nach.
Geh hin und werde gleich Stadtpoet,
Drei Schilling das Stück, mein Wort, es geht!"

Der Unterschied gegen früher besteht wesentlich darin, daß nicht den Hochzeiten, Kindbetten und Begräbnissen der Herren Hinz und Kunz, sondern den Geburtswehen und Einsargungsfeierlichkeiten

der Zeit poetischer Beistand geleistet und daß statt der gereimten ungereimte Eingebungen der Gelegenheit machenden Muse zu Markte gebracht werden.

Doch darüber hinweg! An der Thatsache, daß eine umfassende, hoch bezahlte und vielgelesene Zeitung teilweise dem Zeitvertreib und der Unterhaltung ganz oder halb unmündiger Leser gewidmet ist, wird sich in absehbarer Zeit ebensowenig ändern lassen, wie an der Neigung mancher Blätter, diesem Zweck alle übrigen unterzuordnen und, dem üb.ln Beispiel des „Figaro“, des „Gaulois“ und der übrigen sog. Boulevard-Blätter folgend, aus Ärgernis und Spektakel ein Gewerbe zu machen. Glücklicherweise beschränkt solches Gebahren sich auf Ausnahmen. Der dem Deutschen angeborene Ernst hat dafür gesorgt, daß Leser und Publizisten gleich wenig geneigt waren, mit den alten Überlieferungen unseres Preßwesens zu brechen, und daß die Mehrzahl deutscher Zeitungen es sich angelegen sein ließ, neben der unvermeidlichen leichten Ware Arbeiten von Gehalt auf den Tisch des Feuilletons zu legen. Redaktionen, die auf Bildung und Achtungswürdigkeit Anspruch erheben, halten streng darauf, daß Roman und Plauderei nur einen unter mehreren Plätzen einnehmen, daß bei Auswahl dieser Schaustücke nach Rücksichten der Schicklichkeit und des gesunden Menschenverstandes verfahren werde, und daß diejenigen Dinge den Vortritt behalten, die sich auf das Dauernde und Beständige des Lebens beziehen.

In Bausch und Bogen läßt sich über die wissenschaftlichen Aufsätze, Bücherbesprechungen und Kunstkritiken des deutschen Feuilletons begreiflicherweise nicht urteilen. Unverkennbar wird indessen auf diesen Gebieten viel Anständiges und Anerkennenswertes geleistet. Um ihren guten Namen besorgte Zeitungen sehen es als Ehrensache an, nicht nur jeden sittlichen Anstoß zu vermeiden, sondern nach Kräften zur Erhöhung des nationalen Bildungskapitels und zur Erweiterung des deutschen Gesichtskreises beizutragen. Anständig und gewissenhaft geschriebenen litterarischen und künstlerischen Rezensionen begegnet man sehr häufig auch in Blättern zweiten und dritten Ranges, — Sudeleien, die ernste Dinge in das Possenhafte herabziehen, nur in Ausnahmefällen, zum mindesten in der deutschen Presse viel seltener als in der französischen; manches politisch höchst zweifelhafte Blatt führt ein litterarisches Feuilleton, dem das Zeugnis guten Geschmacks, löblicher Streb-

samkeit und eines gewissen Ernstes nicht vorenthalten werden kann. Es muß das um so höher angeschlagen werden, als die Überfüllung des alljährlich mit 6000 bis 7000 neuen Erscheinungen gesegneten deutschen Büchermarkts richtige Auswahl und gehörige Abschätzung der zu besprechenden Bücher zu einer schwierigen, für überbürdete Redaktionen zuweilen unlösbaren Aufgabe macht. Die schwächsten Seiten deutscher Zeitungskritik pflegen die Beurteilungen von Romanen und Novellen zu bilden, für welche vielen Zeitgenossen der richtige Maßstab verloren gegangen ist; auf die diesen und verwandten Erscheinungen gewidmeten kurzen Anzeigen (die bekannten „freundlichen" und „anerkennenden Zeilen", um welche jeder Redakteur unaufhörlich angegangen wird) ist wenigstens in der Regel nicht viel zu geben. Dafür wird an die Prüfung und Besprechung wissenschaftlicher Erscheinungen und mit einigen Ansprüchen auftretender Kunstwerke nicht selten außerordentlicher Fleiß gewendet. Zugeständnisse an litterarische Kameradschaft, an Beeinflussungen und Gönnerschaften kommen natürlich auch hier vor — eigentliche Bestechungen dagegen so gut wie niemals [1]). Was von der Käuflichkeit deutscher Journalisten gesagt wird, beruht überhaupt zu zwei Dritteilen auf freier Erfindung und Verleumdung, zum letzten Dritteil auf Ausnahme-Vorgängen, die sich in einer bestimmten, ziemlich eng umgrenzten Sphäre abspielen. Nicht selten wird man sich auch da, wo im Börsenteil Unrechtfertigkeiten, im politischen Teil Menschlichkeiten vorkommen, vergeblich nach litterarischen Mitarbeitern umsehen, welche jemals andere Einnahmen als die aus ihren Gehalten fließenden bezogen haben. In den Kreisen der Beteiligten weiß man das so genau, daß es zahlreiche, Jahrzehnte lang im Zeitungswesen thätig gewesene bekannte und unbekannte Männer giebt, die niemals auch nur in den Fall gekommen sind, bezüglichen Anerbietungen die Thür weisen zu müssen.

Innerhalb der für Betrachtung und Beurteilung künstlerischer Erscheinungen und Vorgänge bestimmten Zeitungsrubrik nimmt nach altem Herkommen das Theater den ersten Platz ein. Die Berechtigung dieses Herkommens ist durch die Veränderung der Verhältnisse so zweifelhaft gemacht worden, daß man diesen Brauch denjenigen zuzählen kann, wovon der Bruch mehr ehrt, als die Befolgung. Bühnenhelden und Theaterprinzessinnen sind nur so lange

[1]) Wer weiß? A. d. R.

öffentliche Persönlichkeiten ersten Ranges gewesen, als es andere Personen dieser Art in Deutschland kaum gab, und als die die Welt bedeutenden Bretter für den Mangel einer anderen größeren Bühne Ersatz leisten mußten. Damit ist es vorüber und zwar längst vorüber. Wo in aller Welt nimmt das Theater noch die Stelle ein, welche es damals beanspruchen durfte, als öffentliches Leben und öffentliche Schaustellungen nahezu gleichbedeutende Begriffe bildeten? Wo kommt es noch vor, daß der maßgebende Teil der Bevölkerung neue Stücke als Ereignisse behandelt, daß Minister und Staatsmänner in litterarisch-theatralischen Dingen Partei ergreifen, daß Philosophen wie Hegel und Juristen wie Gans sich zu Theaterrecensionen herbeilassen und daß ein Schriftsteller, „der über die Sontag geschrieben", als solcher vorgestellt und gepriesen wird? Allenthalben hat die Sorge um staatliche und soziale Nöte den ersten Platz erobert, allenthalben ist es Regel geworden, daß die Männer, welche das politische oder wirtschaftliche Heft in Händen halten, den die Welt bedeutenden Brettern keinen oder nur zufälligen Anteil widmen und daß das große Publikum sich um Acteure schaart, welche alle Tage die nämliche Rolle spielen. Fragt man in den Großstädten bei den Führern und Tonangebern der Verwaltung, des Parlaments, der Universität, der Gerichtssäle oder der Börse nach dem Theater und nach den Erfolgen, welche Herr X. oder Fräulein Y. eingeheimst haben, so erhält man unter zehn Fällen neunmal zur Anwort, die Gefragten hätten Schauspiel und Opernhaus in diesem Jahre noch nicht oder nur ein- bis zweimal bei Gelegenheit von Fremdenbesuchen zu sehen Gelegenheit gehabt. Das Theaterpublikum unserer stürmischen und geschäftigen Tage ist von demjenigen vergnüglicherer und harmloserer Zeiten so grundverschieden, daß es längst aufgehört hat, den maßgebenden Teil der Bevölkerung darzustellen. Mehr noch wie in Frankreich und England ist in dem mit der Neugestaltung seines Staatshauses beschäftigten Deutschland Auge und Ohr der Nation von Interessen in Anspruch genommen worden, die keine anderen neben sich dulden. Von dieser tiefgreifenden Veränderung werden allmählich auch die Zeitungsredaktionen Notiz nehmen und sich entschließen müssen, die ungebührlich breiten Ausführungen des unsterblichen „Ballmanns" und seiner trefflichen Kollegen über „Premièren", „Debuts", „Benefize" und andere längst gleichgiltig gewordene „Ereignisse" der Kunstwelt vom ersten auf den zweiten Platz zu verweisen. Es nimmt sich unsäglich schief

und altmodisch aus, wenn gethan wird, als sei die Schaubühne des letzten Viertels unseres Jahrhunderts noch die große „Nationalangelegenheit“, die „moralische Anstalt“, für welche Lessing, Goethe und Schiller sie halten durften. Die Bedeutung der Schauspielkunst braucht darum nicht verkannt, die Hoffnung nicht aufgegeben zu werden, daß die Pflege des Schönen ihr früheres Recht wieder erobern und ein sittliches Erziehungsmittel werden werde. Der Wahrheit muß indessen die Ehre gegeben und eingestanden werden, daß der Gesichtspunkt der Unterhaltung und Vergnügung des immer breiter gewordenen Theater-Publikums der vorherrschende geworden ist, daß das Sensationsstück das Kunstwerk verdrängt, und daß zwischen Publikum und Theaterpublikum ein himmelweiter Unterschied besteht. Eine Kritik, welche der Zeit und ihren wirklichen Ansprüchen gerecht werden will, darf den Standpunkt für die Beurteilung von Bühnenleistungen nicht mehr auf der Bühne nehmen, — sie muß außerhalb derselben Posto fassen und von denjenigen Gesichtspunkten ausgehen, welche für das öffentliche Leben überhaupt gelten. Bislang bildet das Gegenteil die Regel. Hört man moderne Durchschnitts-Recensenten ihre Wahrsprüche abgeben, so gerät man zuweilen in die Versuchung, diese Herren für verkleidete oder abgedankte Schauspieler zu halten, denen ihre Welt die ganze Welt bedeutet. Im Theater-Jargon geschrieben, mit übel klingenden Handwerksausdrücken gespickt, nehmen gewisse Kritiken den „Effekt“, die den einzelnen Darstellern gebotenen oder vorenthaltenen Gelegenheiten zu wirkungsvollen „Abgängen“ oder „Eintritten“, mit einem Worte die Rücksichten der Mache und des Handwerks zum Maßstabe der Beurteilung. Der Leser wird auf solche Weise in eine Sphäre gezogen, die seinem Geschmack Schaden thut, seine Achtung vor der Kunst mindert, seine Nerven vergröbert. Es ist, als wollte man ihn zum Kameraden des Schauspielers machen und dadurch um den Rest künstlerischer Illusion bringen. Das liegt freilich ebenso häufig an der Beschaffenheit der Stücke, wie an der Beschaffenheit der Recensenten; läßt sich über gewisse Erzeugnisse moderner Theater-Litteratur doch in der That und beim besten Willen kein ernsthaftes und vernünftiges Wort sagen. — Gegen dergleichen Schöpfungen Front zu machen und denselben einen Krieg bis aufs Messer anzukündigen, ist das heutige Recensententum das eine Mal nicht in der Laune, das andere Mal nicht in der Lage. Seit die bedeutenderen journalistischen Talente sich von den

Theaterinteressen gerade so zurückgezogen haben, wie andere Leute, ist der Recensent zweiter und dritter Klasse zum „Fachmann", zum „Spezialisten", d. h. zu einem Manne geworden, der mit dem Theater lebt und webt, in demselben und nicht über demselben steht und nur allzu häufig so thut, als sei er an den Erfolgen neu aufgeführter Stücke und neu angeworbener Künstler und Künstlerinnen mit beteiligt. Gilt die Beurteilung der Aufführung klassischer Stücke, so schlägt man wohl einen höheren Ton an. Der abgebrühte „Routinier" verrät bei solchen Gelegenheiten, daß er einmal ästhetischer Feinschmecker gewesen ist und daß er am liebsten ein solcher geblieben wäre. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge glaubt derselbe Mann aber nur allzu leicht, daß er „mitmachen" müsse, daß es keinen Sinn habe, gegen den Strom zu schwimmen, und daß zu den Pflichten des Tagesschriftstellers gehöre, den Tageserzeugnissen als solchen ein gewisses Recht einzuräumen, d. h. dem Schalen und Mittelmäßigen die beste Seite abzugewinnen, wenn und so lange es neu ist. — Nicht selten spielt die Arbeitsteilung auch in dieser Beziehung gut geleiteten Zeitungen einen Streich. Bei großen Blättern pflegt allein die Beurteilung ernsthafter Bühnenleistungen und anspruchsvollerer neuerer Erscheinungen dem Feuilleton-Redacteur vorbehalten, die Berichterstattung über kleine Theater dagegen patribus minorum gentium überwiesen zu sein. In eine Atmosphäre gewiesen, innerhalb welcher ernsthafte Leute nur schwer gesund bleiben können, geraten diese Berichterstatter in Gefahr, dermaßen angesteckt zu werden, daß ihre Zurechnungsfähigkeit nur noch eine bedingte ist. Was vollends die „Reporter" anlangt, denen das Los gefallen, Schaubuden, Tausendkünstlern, tanzenden Affen, Athleten und Cirkuscircen ihre Teilnahme zu widmen, so muß der Redacteur zufrieden sein, wenn dieselben nicht die Zutreiber zu Dingen spielen, die an und für sich harmlos, als Reizmittel der Vergnügungs- und Verschwendungslust eine höchst verderbliche Rolle spielen können.

Entsprechend dem für niemand mehr zweifelhaften Umstande, daß das Vaterland der neueren Tonkunst eine größere Zahl musikalisch gebildeter Menschen besitzt, als irgend ein anderes Land, steht die deutsche Musikkritik auf höherer Stufe, als diejenige Frankreichs, Englands, Italiens oder Rußlands. Sie steht, wie ich glaube, zugleich höher, als die übrige deutsche Kunstkritik, weil sie länger geübt wird und weil es für ihre Übung eine Art Überlieferung giebt. An diesem Vorzuge ist auch durch die Über-

schwenglichkeit des modischen Wagnerkultus Wesentliches nicht geändert worden. An unzutreffenden, befangenen und parteiischen Besprechungen mangelt es natürlich auch bei uns nicht. Künstler und Virtuosen, bleibende und auf den Schein gerichtete Leistungen, ewige Kunstwerke und Modeerscheinungen werden auch in Deutschland mit einander verwechselt, — Superlative gebraucht, wo im Positiv angewandte Eigenschaftsworte ungleich besser am Platze wären. Hält man gar bei den schaffenden Künstlern Umfrage, so wird man häufig genug Klagen über die Vorherrschaft verkehrter Urteile, sowie Hinweisungen darauf zu hören bekommen, daß das Recensentencorps sich vornehmlich aus der Zahl gescheiterter, zur Kunstübung unfähiger oder unlustiger Konservatoriums-Schüler rekrutiere, und daß die Gewohnheit, unaufhörlich zu urteilen und immer nur fremden Leistungen gegenüber zu stehen, die besten Köpfe verderbe, die feinsten Federn stumpf und platt mache. Immerhin bleibt wahr, daß Aufsätze über Musik zumeist von Leuten geschrieben werden, die auf diesem Gebiete einige Studien getrieben und ein gewisses Maß von Kenntnissen erworben haben. Um zu diesem Beruf zugelassen zu werden, muß man mindestens über die Anfangsgründe der Harmonielehre, über die Technik der wichtigeren Instrumente und über die Haupterscheinungen der Kammermusik-, Opern- und Orchester-Litteratur Bescheid wissen. Das ist mehr, als auf anderen Gebieten und in anderen Ländern geschieht, wo es namentlich um die Bekanntschaft mit älterer Tonkunst oft recht traurig bestellt ist. Gewisse Dinge stehen in Deutschland ein- für allemal fest, gewisse Urteile, denen man auch in den besseren Zeitungen Londons und Paris' begegnet, können bei uns nicht wohl vorkommen. — Auf dem Gebiete der bildenden Kunst steht es vielleicht umgekehrt. Eingehende Beschäftigung mit Bildern und Standbildern kommt in Frankreich seit länger als einem Jahrhundert vor, während das ärmere Deutschland sich erst im Verlauf der letzten Menschenalter zu einer in den National-Besitz übergegangenen bildenden Kunst emporgearbeitet hat. Daß Freude an der Sache, allgemeine Bildung und eifrige Beschäftigung mit Geschichte und Theorie der Malerei und Bildhauerkunst geschulten Formensinn und Gewöhnung an das Beste nicht zu ersetzen vermögen, fällt dem unbefangenen Leser regelmäßig in die Augen, wenn er deutsche mit französischen Berichten über Kunstausstellungen vergleicht. Den einen liegen mehr oder minder bestreitbare Theorieen und vor-

gefaßte Meinungen, den anderen praktisch gewonnene, jedermann verständliche, einfach und zwangslos zum Ausdruck gebrachte Beobachtungen zu Grunde; hüben wird dem Leser zugemutet, daß er auf fern abliegende ästhetische und kunstgeschichtliche Gesichtspunkte eingehe, drüben, daß er gesunde Augen und einige Übung im Sehen habe. Ob sich dieses Verhältnis mit der Zeit ändern und ob jemals durch die That wird bewiesen werden können, daß der deutsche Geschmack nicht nur in musikalischer, sondern auch in malerischer Beziehung dem französischen überlegen oder doch ebenbürtig sei, — das wird allein die Zukunft entscheiden können. — Bei den Engländern scheinen unermüdlicher Fleiß, technische Gründlichkeit und Bekanntschaft mit den Leistungen aller überhaupt in Betracht kommenden Schulen den Mangel an angeborenem Schönheits- und Formensinn ersetzen zu können.

Darüber, daß die gesellschaftliche Stellung deutscher Tagesschriftsteller ungünstiger als diejenige ihrer Kollegen jenseit der Vogesen und des Kanals ist, besteht eine gewisse Übereinstimmung der Meinungen. Von der einen Seite wird diese Thatsache daraus erklärt, daß die Männer der deutschen Presse zumeist Leute seien, die ihren Beruf verfehlt haben; von der anderen Seite wird behauptet, daß der auf der Stellung unserer Journalisten lastende Druck die Hauptquelle aller Mängel unseres Preßwesens sei. Der ersteren Meinung liegt das Vorurteil zu Grunde, als ob nur die alten Gelehrten-Kategorieen der Prediger, Lehrer, Beamten und Ärzte wirklichen Berufscharakter trügen, — der zweiten die falsche Voraussetzung, daß die publizistische Thätigkeit zu besonderen Ansprüchen berechtige. Was hüben und drüben gemeint, wenn auch nicht direkt gesagt wird, läßt sich in die kurze und einfache Frage zusammenfassen, ob die journalistische Thätigkeit als Hindernis oder als Empfehlung für anderweite, insbesondere politische und wissenschaftliche Thätigkeiten angesehen werden soll.

Für die Zukunft unseres Zeitungswesens wird auf die Beantwortung dieser Frage außerordentlich viel ankommen. So lange es dabei bleibt, daß die Arbeit in der periodischen Presse nicht nur „zu nichts führt“, sondern als Hemmnis für den Übergang zu anderen Beschäftigungen gilt, wird die Anziehungskraft dieses

Berufes eine beschränkte sein. Sein Leben lang Journalist zu bleiben, wird niemand als Lockung erscheinen, der freie Wahl hat und mit der aufreibenden, ja zerstörenden Wirkung dieses Berufes genauer bekannt ist. Während derselbe in anderen Ländern, z. B. in Frankreich, „zu allem" befähigt, können diejenigen deutschen Journalisten, die es zu ansehnlicheren Staatsstellungen oder zu akademischen Lehrämtern gebracht haben, an den Fingern abgezählt werden. Kein Wunder, daß im regelmäßigen Laufe der Dinge nur solche deutsche Gelehrte bei der Presse Dienste nehmen, denen an rascher Versorgung gelegen ist, und bei denen der publizistische Trieb alle anderen Rücksichten zum Schweigen bringt. Die letzteren werden immer nur als Ausnahmen vorkommen und rasch verbraucht werden; die ersteren, weil sie des inneren Berufes entbehren, den gefaßten Beschluß schon nach einiger Zeit bereuen. Welchen Zweig des Handwerks man immer ergreifen mag, dauernd vermag dasselbe keine Befriedigung zu gewähren. Verhältnismäßig am besten sind diejenigen daran, die nur zuweilen schreiben und ihre Hauptthätigkeit in das Redigieren, d. h. in die Prüfung, Sichtung und Verteilung des einlaufenden Stoffes, verlegen. Die dazu erforderlichen Eigenschaften werden seltener gefunden, als man gemeinhin annimmt. Fleiß und Regelmäßigkeit müssen von Unterscheidungsvermögen und Entschlußfähigkeit und von einem Gedächtnis unterstützt sein, das immerdar gegenwärtig hat, was in der Zeitung gestanden und wie es gestanden. Dafür kommen die mit jeder gleichmäßigen, wesentlich empfangenden und halb mechanischen Arbeit verbundenen Vorteile dieser Gattung von Journalisten in so hohem Grade zugute, daß jüngeren Zunftgenossen angeraten werden muß, ihre Zeit zwischen Schreiben und Redigieren zu teilen, zeitweise das letztere vor dem ersteren zu bevorzugen, überhaupt (wie die Engländer thun) alle Zweige des Handwerks, einschließlich des Nachschreibens und Korrigierens, zu erlernen, um zu allen übergehen zu können. Wer ausschließlich oder vorzugsweise schreibt, wird rascher aufgebraucht und rascher ausgehöhlt, als wer sich bei halbmechanischer Arbeit von der unaufhörlichen Produktion erholen kann. Gewisse Enttäuschungen stehen freilich jedem bevor, der den Dienst der periodischen Presse zum Lebensberuf macht und bei demselben ausharrt. Statt der wohlthätig anregenden, rein geistigen, nur mit den höchsten Interessen der Menschheit befaßten Thätigkeit, die er geträumt, findet der jugendliche Journalist ein

vielfach trockenes, strenge Regelmäßigkeit forderndes und höchst angreifendes Geschäft, dessen Ausübung die Kräfte nur allzurasch aufreibt. Durchschnittlich ist die Zahl der Arbeitsstunden größer als die von amtlichen Kanzleien geforderte und die dadurch bedingte Tageseinteilung eine höchst unbequeme. Morgenblätter und mehreremal täglich erscheinende Zeitungen sind in dieser Hinsicht die anspruchsvollsten. Nachts in heißen, vom Gaslicht ausgetrockneten Stuben Brief über Brief, Zeitung über Zeitung, Fahne über Fahne, Probebogen über Probebogen lesen; unaufhörlich mit Fragen nach neuem Manuskript oder mit Klagen darüber behelligt werden, daß schon „200 Zeilen zu viel da sind"; eben fertig gestellte Arbeit auf Grund neu eingelaufener Telegramme wieder auftrennen und Kolumnen „umbrechen" lassen, um deren Zusammenstellung mit dem „metteur en pages" eben mühsam gefeilscht worden ist; in einer und derselben Viertelstunde über fünf verschiedene Gegenstände mit ebensoviel verschiedenen Personen reden und dabei einen von dem Druckerburschen unaufhörlich verlangten Artikel unter der Feder haben, über dessen Schlußfolgerungen man mit sich selbst oder den Kollegen im Streite ist; nach allen vier Windrichtungen hin in Anspruch genommen sein und es schließlich niemand zu Dank machen: das hält auf die Länge niemand aus, der Nerven im Leibe und ein Gewissen in der Brust hat. Was aber käme der Qual gleich, schreiben zu müssen, wo man nichts zu sagen hat, zu urteilen, wo man von hundert Zweifeln und Bedenken bewegt ist! Leichter Sinn und glückliche Schnellfertigkeit der Jugend vermögen über diese Schwierigkeiten eine Weile hinwegzutragen. Die Befriedigung darüber, überhaupt öffentlich zu Worte zu kommen, und der Glaube an die Möglichkeit rascher und ersprießlicher Wirkungen nehmen indessen von Jahr zu Jahr ab: nur besonders Begünstigten ist es vergönnt, das Feuer der Begeisterung durch ein ganzes Leben vor der Erstickung durch die Wirklichkeit zu bewahren und mit unverminderter Freudigkeit fortzuwirken, so lange es überhaupt noch Tag ist.

Einige Jahre lang fortgesetzt und in einem gewissen Maße getrieben, wird die journalistische und publizistische Arbeit jüngeren Männern wesentlichen Gewinn bringen und eine nützliche Vorschule für anderweite öffentliche Thätigkeit bilden. Rascher und vollständiger, als andere thun, lernt der Tagesschriftsteller sich bescheiden, die Notwendigkeit von Kompromissen verstehen, Erreich-

bares von Wünschenswertem, Dauerndes von Vorübergehendem unterscheiden; er hat Gelegenheit dazu, Ausdauer und Pünktlichkeit, Entschlußfähigkeit und Selbstbeherrschung zu üben, sein Ehrgefühl zu festigen und dennoch die harte Haut zu erwerben, ohne welche sich im öffentlichen Leben einmal nicht durchkommen läßt. Lägen die deutschen Verhältnisse auf dem nämlichen Brette, wie diejenigen anderer Länder, so könnte die Schule der Journalistik bei uns ebenso gut empfohlen werden, wie anderswo. Struktur des deutschen Beamtentums, Abgeschlossenheit unserer gelehrten Körperschaften und zunehmende Gewöhnung an eine am besten schon auf der Schulbank zu beginnende Arbeitsteilung lassen indessen unwahrscheinlich, ja mehr als unwahrscheinlich erscheinen, daß die Tagesschriftstellerei bei uns jemals in die Stelle einer Vorbereitungsanstalt für Staatsmänner und akademische Lehrer rücken werde. Aller Voraussicht nach wird es dabei sein Bewenden behalten, daß, wer einmal „zur Presse" gegangen ist, darauf eingerichtet sein muß, bei derselben zu bleiben. Was das heißen will, haben wir gesehen. Nimmt man hinzu, daß es heute schwerer als sonst hält, die Journalistik als Nebenbeschäftigung zu treiben, und daß die gegenwärtige Beschaffenheit derselben eine Anzahl von Eigenschaften und Fertigkeiten erfordert, die zur Schriftstellerei außer Beziehung stehen, so gelangt man zu der Schlußfolgerung, daß die Ausübung dieser Thätigkeit in zunehmendem Maße zu einem Sonderberufe, „einer Spezialität" werden wird. Auf angehende Staatsmänner und auf werdende Gelehrte wird derselbe ebensowenig Anziehungskraft üben, wie auf Schriftsteller im engeren Sinne des Wortes; die ersteren wissen, daß von ihresgleichen andere vorbereitende Thätigkeiten gefordert werden, die letzteren, daß sie zu erfolgreicher Schulung ihres Talents in den stillen Häfen gegen den Marktlärm leidlich gesicherter Zeitschriften ungleich günstigere Gelegenheit finden, als bei geschäftig und geschäftlich bewegten Tagesblättern. An der Zukunft dieses wichtigsten Teiles der periodischen Presse braucht darum noch nicht verzweifelt zu werden. Hier wie anderswo gilt, daß dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der Überflutung durch gefaltene Blätter wird die Lesewelt müde werden, wenn das bisherige Wesen noch eine Weile fortgetrieben wird. Die Gewohnheit, in der Zeitung Dinge zu suchen, welche zum einen Teil in Bücher und Zeitschriften, zum anderen Teil in Markt- und Vergnügungsanzeiger gehören, wird verständigeren

Gewohnheiten Platz machen, wenn man in die Unerfüllbarkeit der gestellten Anforderungen deutlichere Einsicht gewonnen haben wird. Ein gewisser Überdruß an der Massenhaftigkeit der journalistischen Hervorbringung macht sich bereits gegenwärtig geltend; viele Leser spüren, daß sie an der Grenze ihrer Aufnahmefähigkeit angelangt sind; manche Redaktionen haben erfahren, daß sich mit Vermehrung der Zahl täglicher Ausgaben Geschäfte und Lorbeeren nicht mehr erzielen lassen und daß der Grundsatz, nach welchem die Masse es machen muß, keine unbedingte Geltung hat. Es kann einige Zeit vergehen, bevor auf diese Anzeichen einer Umkehr die Umkehr selbst folgt. Einmal wird diese Umkehr aber eintreten, einmal wird das Zeitalter der Übergänge, der Spannung auf unerwartete Ereignisse und der Ungewohnheit, in einem großen Hause zu wohnen, auch für Deutschland zu Ende sein. Und was die Journalisten selbst anlangt, so braucht man sich keine Sorge um dieselben zu machen. Männer, bei denen das Bedürfnis nach unmittelbarer Teilname an dem großen Kampfe der Zeit und an der Wohlfahrt des Vaterlandes schwerer wiegt als die Rücksicht auf sinnliches Behagen und äußere gesellschaftliche Geltung, haben sich in Deutschland immer gefunden und werden sich — will's Gott — immer finden. Ein Stück Idealismus hat alle Zeit dazu gehört, auf diese undankbarste aller gebildeten Berufsarten seine Karte zu setzen, — heute ein noch größeres, als vor dreißig Jahren. Warum sollte die Zukunft in dieser Rücksicht ärmer sein, als Gegenwart und Vergangenheit „trotz alledem und alledem" gewesen sind?

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.